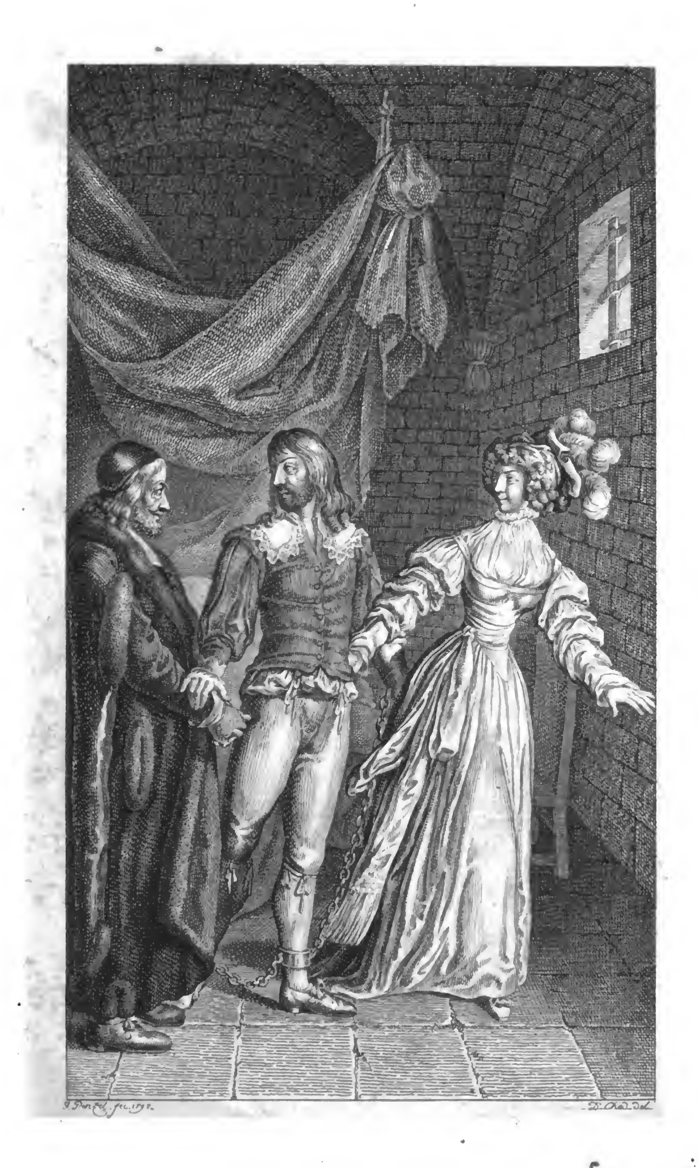

WIDENER LIBRARY
HX K2N5 E


1887
Ex libris Karl Vollmöller.



Deutsche Monatsschrift.

1793.

May bis August.

Zweyter Band.

Mit Kupfern.

Freymüthig und bescheiden.

Berlin, 1793.
bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Deutsche Monatsschrift.

1793. May.

I.

Etwas über unstandesmäßige Ehen und Mißheyrathen

Nichts ist in Deutschland gewöhnlicher, als daß man unstandesmäßige Ehen und Mißheyrathen mit einander verwechselt. Nicht nur Fürsten und Grafen sprechen von einer Mißheyrath, wenn einer aus ihrem Mittel sich mit einer Person vom niedern Adel ehelich verbindet; sondern auch der bloße Edelmann, der Fürstliche Rath, ja der Kaufmann geräth in Gefahr, daß seine Verwandte glauben, er habe sich mesallirt, wenn er eine Person bürgerlichen Standes, die Tochter eines Fabrikanten oder Handwerksmanns ehliget. — Allein, wenn gleich diese Ehen unstandesmäßig sind oder seyn können, so sind sie deshalb noch nicht Mißheyrathen. Denn es ist allerdings zwischen beyden Gattungen ein sehr großer Unterschied. Man wird dies finden, wenn man sich die Mühe giebt den Begriff einer jeden zu entwickeln.

Will man aber dieses thun, so ist es durchaus nothwendig, vorher zu untersuchen, in wie mancherley Stände oder Klassen sich die Bewohner Deutschlands ihrer Geburt nach, sowohl in ältern Zeiten getheilt haben, als wie mancherley die Klassen sind, in welche sie sich wirklich noch jetzt theilen.

Bekannt ist es, daß schon zu den Zeiten des Tacitus die Bewohner unsers Vaterlandes aus zwey Hauptklassen bestanden, nemlich aus Freyen und Knechten oder Leibeignen. Unter den Knechten waren alle diejenigen begriffen, welche lebenslänglich zu persönlichen Diensten, (Kriegsdienste jedoch ausgenommen,) oder zur Bebauung des Ackers verpflichtet waren. Wer nicht leibeigen war, war frey, jedoch gab es unter den Freyen selbst wieder verschiedene Abstufungen. Einige warfen sich in den beständigen Kriegen, welche die Deutsche Völkerschaften theils unter sich, theils mit auswärtigen führten, zu Anführern auf, oder wurden wegen ihrer bereits bewiesenen Tapferkeit und Klugheit dazu erwählt. Ihre Verdienste verehrte man in ihren Nachkommen, und diese suchten sich ebenfalls ihrer Ahnherrn durch tapfre Thaten würdig zu machen. Den größten Theil der Beute, oder des eroberten Landes wandten sie an, um sich einen Anhang oder ein Geleit zu verschaffen. Dadurch erhielten sie einen Vorzug unter denen, welche bisher ihres Gleichen gewesen waren, (praeeminentiam civilem) sie wurden die ersten, fördersten, Fürsten der Nation, späterhin Könige, Herzoge, Mark- Pfalz- Land- und andre Grafen, oder blieben Dynasten; und so war also bald ein Unterschied zwischen den Freyen selbst entstanden. Sie waren nemlich entweder Edle (Nobiles) oder blos freye (liberi). — Frey waren nun zwar auch diejenigen, welche von ihren Herrn aus der Leibeigenschaft waren losgelassen worden, allein man kann leicht denken, daß der Freygebohrne den Freygelassenen sich nicht völlig gleich wird geachtet haben. Erst nach einigen Generationen vergaß man vielleicht die Knechtische Abstammung. Es waren also die Freye nicht blos adliche und freye, sondern sie theilten sich auch wieder in

Freygebohrne (ingenui) und Freygelassene (libertini). Vielleicht sahen jene auf diese so herab, als in unsern Zeiten wohl der alte Adel auf den neuen Adel herab zu sehen pflegt.

Diese Abtheilung hat sich in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch jetzt sind die Bewohner Deutschlands entweder freye Leute, oder Leibeigne. Aber unter den Freyen giebt es seit Entstehung des niedern Adels und des Bürgerstandes andre Abstufungen, als ehemals.

Die ersten Keime hievon sind in der Entstehung der Städte in dem innern von Deutschland und in der ehemaligen Dienstmannschaft zu suchen. Viele Freye zogen damals in die Städte, ohne daß sie jedoch dadurch ihre bisherige Freyheit verloren, oder gegen diejenigen, welche auf ihren Gütern zurückblieben, herabgesetzt wurden. Kaum mögen sie zu den auf dem Lande gebliebenen Freyen in dem Verhältniß gestanden haben, in welchem jetzt etwa Feld-Regimenter zu den Garnison-Regimentern zu stehen pflegen.

Aber jene Freye, wenn sie gleich in den ersten Zeiten allein Bürger waren, waren doch nicht die einzigen Bewohner der Städte. Einen Theil der Einwohner machten vielmehr auch Hörige oder Leibeigne aus, welche theils schon vorher in den Ort, der nun zu einer Stadt gemacht war, gewohnt hatten, theils mit ihren Herrn in dieselbe gezogen waren, und als Handwerker arbeiteten. Diese erhielten in der Folge ebenfalls Freyheit, und wurden Bürger, wie jene. Durch ihr Gewerbe, zum Theil durch den Handel erwarben sie sich Reichthümer. Dagegen standen die ursprünglichen Bürger in Gefahr zu verarmen, und sahen sich daher genöthigt, ebenfalls ein Gewerbe zu treiben, auch wohl, welches sie ge-

wiß, so lange sie selbst noch verächtlich auf die Gewerbtreibenden herab sahen, vermieden hatten, deren Töchter zu heyrathen.

Die Freyen, welche auf dem Lande geblieben waren, waren von verschiedener Gattung. Theils hatten sie sich um Lehen beworben, theils waren sie in die Dienstmannschaft getreten, theils waren sie endlich blos Besitzer ihrer freyen Allodialgüter geblieben. Waren diese Güter schon ansehnlich, wußten ihre Besitzer durch gute Wirthschaft sie zu erhalten, hatten sie das Glück sie durch Heyrath, Kauf u. s. w. zu vergrößern, und konnten sie selbst Güter zu Lehen geben und freye Leute in ihre Dienste ziehen, so hießen sie edle Herrn, so schlossen sie sich an die Fürsten und Grafen an und machten die Klasse der Dynasten aus.

Doch dies Glück war nur wenigen beschieden. Der größte Theil wurde unterdrückt, und sank in die Klasse der freyen Bauern herab. Noch andre bewarben sich um Lehngüter, trugen auch wohl ihre freyen Güter zu Lehen auf, und verpflichteten sich zu Kriegsdiensten.

Wieder andere traten endlich in die Dienstmannschaft, das heißt, sie verpflichteten sich, den Großen oder den Stiftern zu Hof- und andern persönlichen Diensten. Hiedurch wurden sie nun zwar unfrey, allein es konnte nicht fehlen, daß nicht der Glanz des Hofes auf sie, wenigstens auf die Vornehmern unter ihnen, welche für ihre Dienste, statt eines Soldes, ansehnliche Güter erhielten, und nun selbst einen ziemlichen Aufwand machen konnten, zurückstrahlte. Sie erhielten dadurch, so wie die ritterlichen Lehnleute, einen Vorzug vor den andern, und wenn sie gleich ihre Dienstherrn, so wie die Lehnleute ihren Lehnsherrn Gnädiger Herr nennen

mußten, so wurden sie doch mehr geehrt als der Bürger, oder der bloße in einem mittelmäßigen Zustand lebende, zur Klasse der freyen Bauern herabgesunkene Gutsbesitzer. Auf diese Art bildete sich aus ihnen und den ritterlichen Lehnleuten, ein eigner Stand, welcher nachgehends zum Unterschied des alten Adels, der nun anfing regierend zu werden, und jetzt unter den Namen des hohen Adels begriffen wurde, die Benennung des niedern Adels erhielt.

So giebt es also jetzt unter den Freyen in Deutschland verschiedene Stände, Klassen oder Abstufungen. Den ersten Stand macht der regierende oder hohe Adel aus, den zweyten der niedere Adel, welcher entweder landsäßig ist, oder bey Gelegenheit verschiedener älterer Revolutionen reichsunmittelbar geworden ist, den dritten die Bürger in den Städten und den vierten die freyen Bauern auf dem Lande. Außerdem giebt es noch Leibeigne, deren Anzahl ehmals ungleich größer war, als gegenwärtig, und von denen der größte Theil unserer heutigen Dienst- und Zinspflichtigen Bauern abstammt.

Nach dieser Voraussetzung kann man sich nun leicht einen Begriff von unstandesmäßigen Ehen machen. Man versteht nemlich darunter alle diejenigen Ehen, welche zwischen Personen vollzogen werden, die zu verschiedenen Ständen gehören. Es ist also allerdings eine unstandesmäßige Ehe vorhanden, wenn eine Person vom hohen Adel eine vom niedern Adel; ferner, wenn der Edelmann eine Person bürgerlichen Standes und der Bürger die Tochter eines Bauern ehliget. Aber daraus folgt nicht,

daß nun auch eine jede solche ehliche Verbindung zugleich Mißheyrath sey, wozu man sie im gemeinen Leben gewöhnlich zu machen pflegt. Hiebey kömmt es vielmehr darauf an: ob mit der unstandesmäßigen Ehe diejenigen bürgerlichen Wirkungen, welche nach gemeinen Rechten eine jede gehörig eingegangene Ehe hat, vorzüglich die Theilnahme der Frau an der Ehre und Würde ihres Mannes, und die Successionsfähigkeit der mit derselben erzeugten Kinder, verbunden sey oder nicht? Nur im letztern Fall ist, wenn diese Wirkungen durch Gesetz oder verbindliches Herkommen einer Ehe genommen sind, eine eigentliche und wahre Mißheyrath (disparagium) und wenn sie durch einen zwischen den Ehegatten auf eine verbindliche Art eingegangenen, das heißt durch Gesetz und Herkommen erlaubten Vertrag, der Ehe entzogen sind, eine morganatische Ehe *) vorhanden, keineswegs aber im erstern. Die durch Gesetz oder Herkommen genommene Theilnahme der Frau an der Ehre und dem Stand des Mannes und die auf gleiche Art entzogene Successionsfä-

*) Mißheyrath und morganatische Ehe kommen also zwar darin mit einander überein, daß bey beyden die Frau nicht Theil an dem Stand des Mannes nimmt und die Kinder nicht successionsfähig sind; allein darin unterscheiden sie sich von einander, daß bey jenen die Ausschliessung in dem Gesetz und Herkommen selbst, ohne allen weitern Vertrag, bey diesen aber in einem besondern von den Ehegatten geschlossenen Contract ihren Grund hat. Also ist zwar die Wirkung von beyden Ehen dieselbe, aber die Ursache dieser Wirkung ist verschieden.

In Deutschland kann blos der hohe Adel vermöge des Reichsherkommens und seit 1790. des Gesetzes (Kais. Wahlcap. Art. XXII. §. 4.) morganatische Ehen eingehen; der niedere Adel nur alsdann, wenn es ihm, wie in dem Brandenburgischen durch besondere Landesgesetze erlaubt ist.

higkeit der aus einer unstandesmäßigen Ehe erzeugten Kinder, macht also den eigentlichen, einzigen und wahren Charakter einer Mißheyrath aus.

Wenn man nun die Frage aufwirft: welche unstandesmäßige Ehen für wahre Mißheyrathen zu halten sind? oder mit andern Worten: welche unstandesmäßige Ehen die Unfähigkeit der daraus erzeugten Kinder zur Succession und die Ausschließung der Frau von dem Stande des Mannes ohne besondern Vertrag nach sich ziehen? so ist es vor allen Dingen nöthig, einige allgemeine Grundsätze aufzustellen, weil sich sonst nicht füglich ein festes Gebäude aufführen läßt.

Bekannt ist 1) und wird von niemand bestritten, daß der Regel nach eine jede gehörig eingegangene Ehe (matrimonium ratum) die Wirkung hat, daß die Frau an der Ehre und den Stand des Mannes Theil nimmt, und daß die mit derselben erzeugten Kinder successionsfähig sind. Soll also eine Ehe diese Wirkung nicht haben, so muß ihr dieselbe auf eine gültige und zu Recht beständige Art genommen seyn, und zwar entweder durch ein Gesetz oder durch ein verbindliches Herkommen.

2) Der Fall der Unfähigkeit der Kinder zur Erbfolge, verhält sich zum Fall ihrer Successionsfähigkeit, wie Ausnahme zur Regel. Nun ist bekannt, daß Ausnahmen streng müssen erklärt werden, und daß im Zweifel die Regel und nicht die Ausnahme vermuthet wird.

Endlich muß man sich 3) hüten politische Gründe mit rechtlichen zu verwechseln. Es können allerdings Gründe eintreten, welche es rathsam machen, gewisse Ehen für Miß-

heyrathen gesetzlich zu erklären, allein so lange dies noch nicht geschehen ist, können sie rechtlich dafür nicht gehalten werden.

Nach dem bisherigen kann also nur die unstandesmäßige Ehe für eine Mißheyrath gehalten werden, welche dafür a) durch ein Gesetz, oder b) durch das Herkommen erklärt worden ist. Zwar scheint es, daß auch noch eine dritte Gattung, die in Familien Verträgen ihren Grund hat, angenommen werden müsse; es wird dieses auch von den mehrsten Staatsrechtslehrern behauptet, und nur darüber gestritten, ob zur Gültigkeit solcher Verträge des hohen Adels kaiserliche Bestätigung nöthig sey? allein ich kann mich nicht von der Richtigkeit dieser Meynung überzeugen.

Bloß dem ersten Erwerber kann man höchstens das Recht zugestehen, die Verordnung oder das Hausgesetz zu machen, daß einzig und allein diejenigen seiner Nachkommen, welche aus einer standesmäßigen Ehe erzeugt sind, successionsfähig seyn sollen. Er kann nemlich die Bestimmungen festsetzen, unter welchen er das von ihm erworbene Gut, worüber er disponiren kann, in die Familie oder auf seine Nachkommen bringen will.

Ist hingegen dies nicht geschehen; ist vielmehr das neuerworbene Gut einmal ohne eine solche Einschränkung und Bestimmung in die Familie gebracht, folglich Stammgut geworden, so haben auch alle diejenigen, welche von dem ersten Erwerber abstammen, ein Recht zur Erbfolge, welches ihnen nachgehends nicht genommen, oder geschmälert werden kann.

Wie könnten also von den nachmaligen Häuptern der Familie dergleichen Verträge gemacht, und dadurch den aus einer blos unstandesmäßigen Ehe, welcher durch Gesetz und Herkommen die bürgerliche Wirkung der Successionsfähigkeit nicht entzogen ist, erzeugten Kindern das Recht zur Erbfolge genommen werden? Von ihnen schreibt sich ja das Recht von der Erbfolge nicht her? Wie vermöchten sie also dasselbe jemanden auf eine gültige Art zu entziehen?

Man wende nicht ein, daß alsdann auch keine Primogeniturverträge von mehrern Häuptern der Familie, die aber nicht erste Erwerber sind, errichtet werden könnten. Dieser Einwurf bedeutet nichts. Denn durch Einführung der Primogenitur wird keinem der Nachkommen das Recht zur Erbfolge genommen, sondern es wird nur die Wirkung dieses Rechts zum Vortheil des Erstgebohrnen dadurch suspendirt. Es wird für die Nachgebohrnen auf andere Art gesorgt, und ihnen für ihre einstweilige Aufopferung künftig nach ihrer Ordnung ein desto größerer Gewinn zugesichert. Dies ist aber bey Familienverträgen, wodurch unstandesmäßige Ehen zu Mißheyrathen gemacht werden wollen, der Fall nicht. Hier wird vielmehr den Kindern das Successionsrecht genommen, ja ihnen nicht einmal Hofnung zur künftigen Erbfolge gelassen.

Außer den bisher angegebenen Grund ließen sich noch mehrere Gründe angeben, welche der Verbindlichkeit solcher Familienverträge entgegen stehen *). Der von mir angegebene scheint mir aber der stärkste zu seyn.

*) In einem in Schlözers Staatsanzeigen Heft 23. befindlichen lesenswerthen Aufsatz von Mißheyrathen, heißt es nemlich § 3. „Ohne von der so mannichfaltigen Verschiedenheit dieser Verträge zu reden, so ist es doch gewiß, daß ein Vertrag, wenn er als ein Gesetz

Ob es übrigens aus dem angeführten, oder aus einem andern Grund geschieht, daß der Kaiser solche Punkte der Familienverträge, worin bestimmt worden, welche unstandesmäßige Ehen für Mißheyrathen zu halten sind, nicht bestätigt, lasse ich dahin gestellt seyn. So viel aber ist gewiß, daß am kaiserlichen Hofe dergleichen Punkte von der Bestätigung ausgenommen werden, wie dieses im Jahr 1769 bey dem Nassau-Saarbrückischen, im Jahr 1770 bey dem Löwensteinischen, und im J. 1784 bey dem Gräflich Erbachischen Primogenitur Vertrag geschehen ist *). Merkwürdig ist auch, daß im Jahre 1790 bey Abfassung der Wahlkapitulation die von Kurbrandenburg und Kurbraunschweig dahin gemachten Erinnerungen, daß der Kaiser sich nach den Haus und Geschlechtsverträgen wegen der Mißheyrathen genau richten und solche auf Ansuchen unweigerlich bestätigen solle, nicht den Beyfall des gesammten Kurkollegiums erhielten **).

---

in Betracht der gültigen Ehen angesehen und gehalten werden soll, a) dem Reichsherkommen, daß nemlich die Ehe des hohen Adels zwischen den niedern quoad effectis juris gleich sey, nicht das mindeste benehmen, noch vielweniger aber b) in praejudicium juris quaesiti eines dritten gereichen, am wenigsten hingegen c) zweydeutig oder dunkel, und besonders d) die menschliche Freyheit und die natürliche Billigkeit nicht allzusehr einschränken, und überhaupt e) keine der Veränderung unterworfene oder solche Dinge für beständig bestimmen dürfe, welche doch mit der Zeit über kurz oder lang solchen Abwechslungen unterworfen sind, daß die Bestimmung unmöglich dabey bestehen kann.

*) Mosers Familienstaatsrecht S. 120 f. Reuß Staatskanzley. Th. 10. S. 121.

**) S. das ächte Wahlprotokoll vom J. 1790. Bd. 2. S. 221. ingleichen Meine Geschichte der Wahlkapitulat. K. Leopolds II. S. 298 f.

So viele nun aber die Gesetze, welche eine unstandesmäßige Ehe für eine Mißheyrath erklären, betrift, so sind dieselbe entweder alte oder neue.

Die alten stimmen alle darin überein, daß blos die Ehe eines Freyen (ingenui) mit einer Leibeignen (serva) oder umgekehrt, eine Mißheyrath sey. Nirgends findet sich aber eine Spur in den ältern Gesetzen, daß auch die Ehe eines Nobilis mit einer ingenua für eine Mißheyrath wäre gehalten worden.

Zwar sagt Meginhard, ein Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, und aus diesen Adam von Bremen lib. 1. histor. eccles. cap. 5. Generis quoque et nobilitatis suae providissimam curam habentes (Saxones) nec facile ullis aliarum gentium, vel sibi inferiorum connubiis infecti, propriam et sinceram tantumque sibi similem gentem facere conati sunt. Et id legibus firmatum, ut nulla pars in copulandis coniugiis propriae sortis terminos transferat, sed nobilis nobilem ducat uxorem liber liberam, libertus coniungatur libertae & servus ancillae, si vero quispiam horum sibi non congruentem et genere praestantiorem duxerit uxorem, cum vitae suae damno componat.

Allein, wenn man diese Stelle genau untersucht, so wird sich finden, daß daraus das gefolgert werden kann, was man daraus wohl folgern will. Meginhard sagt: nec facile und gesteht also stillschweigend durch dieses nicht leichtlich, daß denn doch auch das Gegentheil zuweilen geschehe. — Auch bey uns wird nicht leicht ein Fürst eine Fräulein heyrathen. Und man kann überhaupt wohl als Regel annehmen, daß ein jeder nur eine solche Person heyrathen wird, die von seinem

Stande ist. Geht dies doch so weit, daß der Kaufmann nicht leicht die Tochter eines Handwerkers heyrathen wird. Indessen folgt daraus nicht, daß nun auch eine solche Ehe eine Mißheyrath sey.

Aber Meginhard setzt hinzu: et id legibus firmatum. Also ist es durch ausdrückliche Gesetze verboten gewesen: ut nulla pars in copulandis coniugiis propriae sortis terminos transferat? — Wir wissen indessen blos von solchen Gesetzen, welche die Ehen zwischen Freyen und Unfreyen verbieten. Deren haben wir, wie bereits bemerkt worden, sehr viele. Gesetzt auch, daß ein und das andre nicht vollständig auf uns gekommen wäre, ist es wohl glaublich, daß dies bey allen der Fall sey? Würde nicht wenigstens in einem dieser Gesetze sich eine Spur vom Verbot der Ehe eines Nobilis mit einer ingenua finden? dann aber läßt es sich wohl denken, daß Völker, welche eine ganz democratische Verfassung hatten, wie dies bey unsern ältern Deutschen Völkerschaften offenbar der Fall war, wo ein jeder Freyer bey Abfassung eines neuen Gesetzes seine Stimme geben konnte, ein Gesetz dieser Art gemacht haben sollten? — Aber Meginhard sagt und bezeugt es doch einmal id legibus firmatum fuisse? — Man muß ihm also entweder alle Glaubwürdigkeit absprechen, oder die Existenz solcher Gesetze als wahr annehmen? — Auch das nicht! Man weiß ja, daß leges oft so viel heißt als mores. Man lese also statt id legibus firmatum fuisse, id moribus firmatum fuisse, und die ganze Stelle gewinnt ein anders Ansehen. Auch von unsern Zeiten kann man sagen: id moribus firmatum est, ut nulla pars in copulandis coniugiis propriae sortis terminos transferat, denn gewöhnlich heyrathet ein jeder eine Person seines Standes,

allein daraus folgt noch nicht, daß er nicht eine Person geringern Standes heyrathen dürfe.

Zwar möchte es scheinen, daß die Schlußworte des Meginhards: Si vero quispiam horum sibi non congruentem et genere praestantiorem duxerit uxorem cum vitae suae damno componat eine solche Veränderung der Lesart nicht zuließen; allein, ohne zu wiederholen, was schon von mehrern behauptet worden *), daß nemlich hierunter nur die Ehe zwischen freyen und nicht freyen Personen zu verstehen sey, will ich nur bemerken, daß nach diesen Worten nur derjenige am Leben gestraft worden, der eine Frau von einem höhern Stande, nicht aber derjenige, welcher eine von niederm Stande geheyrathet hatte. — Dies läßt sich noch eher erklären. Wie durfte es der Leibeigne wagen, seine Augen auf die Tochter oder Schwester seines Gebieters zu werfen. Und hiemit stimmen auch verschiedene ältere Gesetze mehr oder weniger überein **). Doch, dem sey nun wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß in unsern jetzigen Zeiten bey rechtlicher Bestimmung einer Mißheyrath nicht mehr auf diese veralterten Gesetze gesehen werden kann ***).

Es kommt daher darauf an, ob aus neuern Zeiten ein noch gültiges Gesetz wegen der Mißheyrathen vorhanden sey? das einzige, was sich findet, ist seit 1742 die bekannte Stelle der kaiserlichen Wahlkapitulation Art. 22. §. 4.: „Noch auch den aus unstreitig notorischer Mißheyrath erzeugten Kindern eines Standes des Reichs, oder aus solchem Hause entsprossenen Herrn, zu Verkleinerung des Hauses, die

*) Schnauberts Erläuterung des Lehnrechts. S. 347.

**) Leg. Wisigoth. III. 2. 3. Lex. Burgund. tit. XXXV. c. 12.

***) de Selchow de matrimonio nobilis cum vili et turpi persona praesertim rustica. Goettingae 1755. 4.

väterlichen Titel, Ehren und Würden beylegen, vielweniger dieselben zum Nachtheil der wahren Erbfolger und ohne deren besondere Einwilligung für ebenbürtig und successionsfähig erklären, auch wo dergleichen vorhin bereits geschehen, solches für null und nichtig ansehen und achten."

Unbestimmter ist wohl nicht leicht ein Gesetz gefaßt worden, als dieses. Es ist darin die Rede von unstreitig notorischen Mißheyrathen, ohne jedoch anzugeben, welche Ehen dafür gehalten werden sollen. Das Kurfürstliche Kollegium wußte dies selbst nicht, und mochte und konnte auch nicht füglich in diesem Punkt einseitig eine Verfügung treffen. Es erließ daher zugleich ein Kollegialschreiben an den Kaiser, worin es denselben ersuchte, ein Reichsgutachten darüber zu fordern, welche unstandesmäßige Ehen für Mißheyrathen zu halten wären, oder wie die Worte dieses Schreibens lauten: „so nöthig will beynebens in weitern seyn, wegen eines eigentlichen Regulativi derer dafür zu haltenden, etwa noch zweifelhaftig scheinenden Mißheyrathen die nähere Abmaß gründlich erstmöglich zu Stande zu bringen."

Da so wenig Carl VII. als Franz I. dem in diesem Kollegialschreiben gethanen Wunsch erfüllt haben, so ist im Jahr 1790 in der Kapitulation Leopolds II. nachgesetzt worden: „So viel aber die noch erforderliche nähere Bestimmung anbetrift, was eigentlich notorische Mißheyrathen seyn, wollen wir zu einem darüber zu fassenden Regulativ erforderlichen Reichsschluß bald möglichst zu befördern, Uns angelegen seyn lassen."

Noch zur Zeit ist dieses Regulativ nicht erfolgt, und schwerlich wird es je erfolgen, weil hier das Interesse sowohl der Höfe selbst, als noch mehr der Minister und Gesandten so verschieden ist. Nur dann läßt es sich vielleicht erwarten, wenn einmal

wieder

wieder sich ein solcher Fall ereignet, als der war, welcher zu jenem schwankenden Gesetz Veranlassung gab.

Es ist nöthig, diesen Fall, so wie das Gesetz selbst, historisch zu erörtern, um daraus bey fehlender authentischer Erklärung bestimmen zu können, welche unstandesmäßige Ehen für notorische Mißheyrathen gehalten werden dürfen.

Herzog Anton Ulrich von Sachsen Meiningen heyrathete im Jahr 1713 die Tochter eines Heßischen Hauptmanns aus Cassel, Philippine Elisabeth Zeserin.

Ohnerachtet K. Karl VI. Anfangs auf Veranlassung des ältern Bruders des Herzogs, sowohl der Mutter als den Kindern verbot, sich des Fürstlich Sächsischen Titels zu bedienen, so erhob er sie doch im Jahr 1727 nachdem Anton Ulrichs ältester Bruder, H. Ernst Ludewig gestorben war, in den Reichsfürstenstand, und erklärte ihre drey Söhne und drey Töchter „für Recht gebohrne, aus voll beyderseits gleich bürtiger Abkunft herstammende Fürsten und Fürstinnen, auch von ihres Vaters wegen Herzoge und Herzoginnen zu Sachsen mit aller Lehnsfolg und Erbgerechtigkeit und Fähigkeit."

Für Niemand war dies unangenehmer, als für die übrigen Sächsischen Häuser. Waren Anton Ulrichs Söhne nicht succeßionsfähig, so starb mit ihm und seinem noch lebenden mittlern Bruder die Meiningische Linie aus. Sie thaten daher Vorstellungen gegen die von dem Kaiser geschehene Erklärung der Succeßionsfähigkeit; allein sie richteten damit nichts weiter aus, als daß der Kaiser sie zum Weg Rechtens verwieß, und die Vorstellung dem H. von Meiningen mittheilen ließ, um sich darüber vernehmen zu lassen.

Ein Prozeß über die Frage der Succeßionsfähigkeit war jedoch gefährlich. Jedermann glaubte *), daß die Ehe eines Fürsten mit einer Person von guter bürgerlicher Herkunft keine Mißheyrath wäre.

Die vorzüglichsten damaligen Rechtsgelehrten zu Helmstedt und Halle hatten erst im Jahr 1720 in ihren auf Anfrage des Anhalt Bernburgischen Erbprinzen, welcher sich im Jahr 1715 mit Wilhelmine Charlotte Nüßlerin, der Tochter eines Anhaltischen Kanzleyraths verheyrathet hatte, erstatteten rechtlichen Bedenken, stattlich und aus Rechtsgründen erwiesen, daß diese Ehe keine Mißheyrath sey. Wie konnte man also die des H. Anton Ulrich dafür halten?

Außerdem konnten auch politische Gründe einen Prozeß wiederrathen. War es zu erwarten, daß der Reichshofrath die kaiserliche Machtvollkommenheit, Kraft welcher jene Erklärung geschehen war, bezweifeln und einschränken würde?

Es mußte also ein andrer Weg eingeschlagen, und das, was durch Urtheil und Recht nicht zu erhalten war, wenigstens durch einen Machtspruch zu erhalten gesucht werden.

Man wartete daher den Tod des Kaisers ab, und suchte indessen sowohl die Kur- als andre Höfe zu gewinnen. Brandenburg war sehr leicht gewonnen, denn es hatte wegen der Erbverbrüderung bey der Sache kein geringes Interesse.

Aber auch andern Höfen wußte man das projectirte Monitum zur neuen Wahlkapitulation annehmlich zu machen. Selbst die zu Offenbach versammelten altweltfürstlichen

*) Spittlers Anmerkungen über die Worte: unstreitig notorischen der kaiserlichen Wahlkapitulation Art. XXII. § 4. im Göttingischen historischen Magazin Band V. St. 1. Nr. 3.

Häuser trugen darauf an, in die neue Wahlkapitulation zu setzen: „Der Kaiser solle nicht gestatten, daß die aus fürstlichen Mißheyrathen erzeugten Kinder zur Succeßion in Land und Leute gelangten, und deren für fähig erkannt würden, auch ihnen keine Standeserhöhung verleihen; besonders solle aber der Kaiser nicht geschehen lassen, daß des H. Anton Ulrichs von Sachsen Meiningen Descendenz aus jetziger Ehe sich des sächsischen Titels anmaße."

Im Kurfürstlichen Kollegio selbst machte Kursachsen das Monitum, daß nach den letzten Worten des Art. XXII. §. 3. gesetzt würde: Noch auch denen aus ungleicher Ehe oder Mißheyrath erzeugten Kinder u. s. w."

Kurbraunschweig aber trug darauf an, daß nach dem dritten Paragr. ein ganz neuer §. dahin eingeschaltet würde: „Und ob wir auch gleich eines Fürsten oder Reichsgrafen ungleiche Gemahlin, oder die aus einer solchen Ehe erzeugten Kinder in den Fürsten- oder Grafenstand erheben sollten; so soll doch solche Standeserhebung diesen kein Recht zur Succeßion in die Reichslehen geben, es geschähe dann mit der sämmtlichen Stammsvettern, Erbverbrüderten oder sonst bey der Succeßion-Intereßirten guten Willen.

Bey der Umfrage erklärte Kursachsen: „Es wolle ratione formalium sich dasjenige, was von Kurbraunschweig an Hand gegeben worden, gefallen, auch geschehen lassen, daß, um die Sache deutlicher zu machen, die Worte: „ohnstrittige notorische Mißheyrathen, anstatt ungleicher Ehen gebraucht würden, nur daß annoch dasjenige, was in dem dießeitigen Monito wegen deren Titel, Ehren und Würden enthalten, zugleich mit beobachtet werde."

Die übrigen Kurhöfe stimmten dem Monito bey, jedoch trugen einige auf Erlassung eines Kollegialschreibens an, um in einem eignen Reichsregulativ zu bestimmen, welche ungleiche Ehen eigentlich für Mißheyrathen zu halten wären.

Besonders votirte Kurtrier: „Uebrigens, weil wegen der Mißheyrathen, und was eigentlich dahin zu rechnen sey, verschiedene Fragen entstehen möchten, sey man mit denjenigen fürtreflichen Votis verstanden, welche auf ein Kollegialschreiben angetragen, womit künftige Kaiserliche Majestät sich gefallen lassen möchten, in einer so wichtigen Sache mit Kurfürsten, Fürsten und Ständen sichere Prinzipia, theils nach denen Verfassungen und Pactis derer alten Häuser, theils sonsten fest zu stellen, auch wenigstens mit denen in dieses Werk einschlagenden Standeserhebungen, ohne vorher die bey der Succeßion in denen Reichslehen ex pacto et providentia Majorum Intereßirte genüglich gehöret zu haben, einsweilen nichts weiters zu verlangen.

So entstand denn jene Stelle der Wahlkapitulation, welche K. Carl VII auf den Meiningischen Fall anwandte, und am 25. Sept. 1744 die von dem vorigen Kaiser bewilligte Succeßionsfähigkeit der vom H. Anton Ulrich mit der Zeserin erzeugten Kinder wieder aufhob. Der Herzog ergriff zwar dagegen den Recurs an den Reichstag, allein im Jahr 1747 erfolgte ein vom Kaiser nachgehends genehmigtes Reichsgutachten, Kraft dessen diesen Kindern die Herzoglichsächsische Würde und die Succeßionsfähigkeit ganz abgesprochen wurde.

Aus dem angeführten Inhalt der Kaiserlichen Wahlkapitulation und der Geschichte dieser Stelle ergeben sich nun folgende Resultate:

1) Es giebt jetzt in Deutschland unstreitig notorische Mißheyrathen, und es kann der Kaiser selbst den daraus erzeugten Kindern, ohne besondere Einwilligung der wahren Erbfolger (also nicht blos der Agnaten, sondern auch der Erbverbrüderten und Beanwartschafteten,) die Succeßionsfähigkeit ertheilen. Es redet aber

2) die Wahlkapitulation blos von Ständen des Reichs, oder aus solchem Hause entsprossenen Herrn, hingegen nicht auch von der Reichsritterschaft. Es läßt sich daher bey Personen des hohen Adels eine Mißheyrath gedenken, aber nicht bey Personen, welche zum niedern Adel gehören *), wenn sie gleich eine Person vom Bürger- oder freyen Bauernstande heyrathen.

3) Zwischen Kurfürsten, Fürsten und wirklichen Reichsgrafen ist dieserhalb kein Unterschied, denn die Kapitulation redet allgemein von Ständen des Reichs. Die Reichsstandschaft ist also die Sache, worauf es ankömmt.

4) Für eine unstreitige Mißheyrath kann nur die Ehe eines Reichsfürsten und wirklichen Reichsgrafen mit einer Person bürgerlichen- oder Bauernstandes gehalten werden.

Zweifelhaft und unentschieden ist aber 5) nach dem Gesetz, ob auch die Ehe eines Fürsten und Grafen mit einer Person von niedern Adel für eine Mißheyrath gehalten werden könne?

*) Es ist bekannt, daß in der Kaiserlichen Wahlkapitulation bey mehrern Gelegenheiten, wenn von Kurfürsten, Fürsten und Ständen die Rede ist, es heißt: die unmittelbare Reichsritterschaft eingeschlossen, dies ist aber hier nicht der Fall. Folglich kann auch das Gesetz nicht auf den niedern Adel gezogen werden, und es läßt sich daher bey diesem gar keine wirkliche und wahre Mißheyrath gedenken.

Gesetzlich ist sie es wenigstens nicht, und zwar ohne Unterschied, ob die Gemahlin von alten stiftsmäßigen, oder von neuen Adel sey, ja ob sie vor ihrer Verheyrathung erst in den Adelstand vom Kaiser erhoben worden.

Gewöhnlich will man zwar diesen Unterschied machen, es ist aber durchaus nicht abzusehen, worauf sich derselbe gründet. Das Gesetz erklärt blos die Ehe eines Reichsstandes, oder eines aus einem solchen Hause entsprossenen Herrn, mit einer Person bürgerlichen Standes für eine Mißheyrath. Wo aber die Gesetze nicht unterscheiden, darf auch der Rechtsgelehrte keinen Unterschied machen; und im Zweifel müssen die einer einmal rechtmäßig eingegangenen Ehe beygelegten Wirkungen eintreten.

Moser gründet zwar jenen Unterschied darauf, daß alle adliche Damen, deren Ehen mit Fürsten ohne hinzugekommene Standeserhöhung für Standesmäßig erklärt worden, sich gerichtlich darauf bezogen hätten, daß sie aus alten stiftsmäßigen Häusern entsprossen wären; es könne also auch das für solche Personen militirende neuere Herkommen sich nur auf ihres gleichen erstrecken. Allein Moser irrt darin, wenn er annimmt, daß die Ehe eines von hohen Adel mit einer von niedern Adel deshalb keine Mißheyrath wäre, weil ein entgegenstehendes neueres Herkommen vorhanden sey. Hierauf kommt es nicht an, sondern einzig und allein darauf: welcher Ehe durch Gesetz oder Herkommen die bürgerliche Wirkungen genommen worden? Kann also nicht dargethan werden, daß dieses in Ansehung der eines Fürsten und Grafen mit einer Neuadlichen der Fall sey, so bleibt es bey der Regel und so kann eine solche Ehe nicht für eine Mißheyrath gehalten wer-

den. — Wer hat überdem den Stammbaum immer genau geprüft?

Doch vielleicht bestimmt das Herkommen genauer, welche unstandesmäßige Ehen für Mißheyrathen zu halten sind! — Wir wollen sehen, zuvörderst aber wird es nöthig seyn zu bestimmen, wie das Herkommen beschaffen seyn müsse, wenn es als verbindlich angesehen werden soll.

Ueberhaupt muß hier vor allen Dingen 1) bemerkt werden, daß diejenigen, welche die Ehe eines Fürsten oder Grafen mit einer vom niedern Adel für eine Mißheyrath halten, den Beweis eines ihrer Meynung günstigen Reichsherkommens führen müssen; denn da im Zweifel eine jede Ehe rechtliche Wirkungen hat, so steht ihnen die Vermuthung entgegen, und es liegt ihnen also nach allen Rechtsgrundsätzen *) der Beweis ob.

Sodann ist es 2) nicht genug, darzuthun, daß etwa die Ehe eines Fürsten oder Grafen mit einer von niederm Stande von den Verwandten gemißbilliget, oder zu hintertreiben, oder gar wieder zu trennen versucht ist. Man kennt den Familienstolz, und weiß, wie gewöhnlich ein Stand auf den andern herabsieht, und wie sehr es mißbilligt wird, wenn einer unter seinem Stand heyrathet. Allein daraus folgt noch nicht, daß deshalb diese Ehe eine Mißheyrath sey.

Es ist ferner 3) nicht hinlänglich, Beyspiele aus dem Mittelalter anzuführen, daß die von einem Fürsten oder Gra-

*) Da in Ansehung der Ehe eines Fürsten und Grafen mit einer Person bürgerlichen Standes es jetzt keinen Zweifel mehr unterworfen ist, daß sie für eine Mißheyrath gehalten werden müsse, so will ich mich dabey nicht weiter aufhalten; sonst würde sich auch gegen die Beyspiele, welche man deshalb anführt, manches nicht ohne Grund sagen lassen.

sen mit einer Person von niedern Adel erzeugte Kinder nicht zur Succeßion gelassen worden; denn theils befand sich der bey weiten größte Theil unsers heutigen niedern Adels damals in der Ministerialität, und war also unfrey, theils traten auch andre Gründe ein, weshalb die Kinder nicht succediren konnten.

So wurde Apitz von seinem Vater, dem Landgraf Albrecht den Unartigen von Thüringen außer der Ehe, und da Albrechts erste rechtmäßige Gemahlin noch lebte, erzeugt. Wenn daher gleich Landgraf Albrecht nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Mutter des Apitz, eine Fräulein von Eisenberg ehlichte, so blieb Apitz doch immer eine ehebrechersche Geburt und ein Legitimirter, und war also in beyder Rücksicht nicht successionsfähig. — Friedrich des Sieghaften von der Pfalz Kinder, welche er mit der Clara Dettin *) von Augsburg zeugte, konnten ebenfalls aus mehrern Gründen ihrem Vater nicht succediren. Theils ist es noch sehr zweifelhaft, ob sie nicht unehlich gebohren waren, theils und vorzüglich aber ist aus der Geschichte bekannt, wie dieser Friedrich Kurfürst geworden war. Er war eigentlich nur der Oheim und Vormund des jungen Kurfürsten, wegen der vielen Unruhen übernahm er aber mit Einwilligung der Landstände die Regierung, nahm seinen Neveu an Kindesstatt an, erklärte diesen für seinen einzigen Nachfolger und behielt sich nur die Kur auf lebenslang bevor. — Wie hätten also seine Söhne, oder vielmehr sein Sohn Lud-

*) Daß diese Clara Dettin nicht von Adel, sondern eine Sängerin von Augsburg gewesen sey, auch, wenigstens zur Zeit der Geburt ihrer Söhne dem Kurfürsten noch nicht angetrauet war, hat Spittler im Göttingischen historischen Magazin Bd. 3. St. 3 sehr glaubhaft dargethan.

wig, denn der älteste, Friedrich, starb noch vor den Vater, sich der Succeßion anmaßen können?

Wilhelm III. Herzogs von Sachsen Weymar Ehe mit der von Brandenstein kann gleichfalls nichts beweisen, denn sie war unfruchtbar. Merkwürdig ist indessen, daß diese Brandenstein, ohne daß man eine Spur von einer Standeserhöhung findet, verschiedentlich, sogar in einem Kaiserlichen Konsensbrief, ist Herzogin zu Sachsen, Landgräfin zu Thüringen und Markgräfin zu Meißen genannt worden *).

Die Beweise müssen also vielmehr 4) aus neuern Zeiten, da man nichts mehr von Ministerialität **) weiß, und der niedere Adel nicht unfrey ist, mithin der Grund wegfällt, weshalb im Mittelalter eine solche Ehe für eine Mißheyrath gehalten wurde, genommen werden. Es muß ferner die Ehe nicht eine morganatische Ehe gewesen seyn, das heißt, es muß nicht ausdrücklich ausgemacht gewesen seyn, daß die Kinder der Mutter folgen sollten, auch müssen die aus einer

*) Schnauberts Erläuter. des Lehnrechts. S. 360. Mosers Familienstaatsrecht. Th. 2. S. 33. f.

**) Das stärkste Argument, welches man anführen kann, um zu beweisen, daß die Ehe eines Fürsten oder Grafen mit einer von Adel eine Mißheyrath sey, ist: daß im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert eine solche Ehe eine Mißheyrath war. Könne also nicht ein neueres entgegengesetztes Herkommen klar erwiesen werden, so müsse sie noch jetzt dafür gehalten werden, weil man eine Veränderung nicht vermuthen könne. Allein auch dies Argument verliert von seiner Stärke, wenn man bedenkt, aus welchem Grunde eine solche Ehe für eine Mißheyrath gehalten wurde? Dies war kein andrer, als weil unser heutiger niedrer Adel sich damals größtentheils in der Ministerialität befand und unfrey war. Dieser Grund fällt aber jetzt schon seit mehrern Jahrhunderten weg, es muß also, wenn die Ursache aufgehört hat, auch die Wirkung aufhören.

unstandesmäßigen Ehe erzeugte Kinder nicht freywillig sich der Succeßion begeben haben, sondern es muß dargethan werden, daß sie auf den von den Agnaten erhobenen Wiederspruch ihres Succeßionsrechts durch Urtheil und Recht verlustigt erklärt worden sind *), und daß dieses Herkommen ununterbrochen sey.

Ein solcher Beweis möchte sich schwerlich führen lassen. Zwar berufen sich Pütter und Selchow **) auf verschiedene Fälle, woraus sie dieses Herkommen beweisen wollen, allein bey genauerer Prüfung findet sich, daß sie nicht Stich halten.

Man rechnet hieher 1) die Ehe des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich mit der Philippine von Welser. Aus dieser Ehe wurden zwey Söhne erzeugt. Der äl-

*) Man behauptet zwar, daß die Reichsgerichtlichen Erkenntnisse in dergleichen Fällen kein Herkommen begründen könnten, weil wenn man auch gleich den Willen des Kaisers daraus abnehmen könne, es doch an der Einwilligung der Reichsstände, welche ebenfalls zur Begründung eines Reichsherkommens erforderlich sey, fehle. Allein Moser in s. Familienstaatsrecht Th. 2. S. 147. erinnert dagegen mit Recht. „Allerdings machen mehrere Sprüche der Reichsgerichte in Sachen, welche ihrer Jurisdiction unterworfen sind, (wohin alle in das Privat Fürstenrecht einschlagende Fälle gehören,) ein Herkommen, wenn solche in Rechtskraft erwachsen, und nicht von Reichswegen angefochten werden.' — Die Einwilligung kann nemlich auch stillschweigend geschehen. Wenn die Stände dazu schweigen, daß der Kaiser die aus der Ehe eines Fürsten mit einer von Adel erzeugte Kinder für succeßionsfähig erklärt, so sehe ich nicht ein, warum hiedurch nicht ein Herkommen begründet werden sollte. Worauf beruhet denn dasselbe anders, als auf stillschweigende Einwilligung derer, die ein Recht zu wiedersprechen, oder ihre Einwilligung ausdrücklich zu ertheilen, haben?

**) Ersterer in s. jur. priv. Princip. §. 30. Not. 2. und Letzterer in seiner in der Bückeburgischen Sache für Hessencassel verfaßten Deduction §. 24. f. Man s. dessen neue Rechtsfälle Bd. 3. Not. 1.

teste trat in den geistlichen Stand, der jüngere Carl hingegen erhielt den Titel eines Markgrafen von Burgau, Landgrafen von Nellenburg und Grafen von Hohenberg; nie aber ist ihm der Titel eines Erzherzogs von Oesterreich zugestanden worden. — Allein dies Beyspiel beweiset nichts. Zwar behauptet Herr von Selchow, daß diese Philippine Welser aus einem uralten ritterbürtigen Geschlecht in Augsburg, dessen Name in vielen Stiftern geprangt habe, entsprossen gewesen sey, allein den Beweis dieser Behauptung bleibt er schuldig. Sie war aber keinesweges aus einem alten ritterbürtigen Geschlecht, sondern die Tochter eines Augsburgischen Patriciers *), und man weiß ja, daß die Patricier in den mehrsten Reichsstädten, namentlich in Augsburg nicht zu dem Adel gerechnet werden, in den ältern Zeiten nicht Turnirs, und in neuern Zeiten nicht stiftsfähig sind und keine Hofchargen erhalten können. Ueberdem fehlte bey dieser Ehe der väterliche Konsens. Noch war die bekannte Verordnung der Tridentiner Kirchenversammlung nicht gemacht; Ferdinands Vater konnte also die Ehe annulliren lassen, dies that er zwar nicht, vielmehr ertheilte er seine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß die Söhne sich mit der Markgrafschaft Burgau begnügen und sich des Titels eines Erzherzogs zu Oesterreich enthalten sollten; mit andern Worten, daß die Ehe als eine morganatische Ehe angesehen werden sollte.

Der zweyte Fall betrift die Ehe Herzogs Otto von Lüneburg mit Mette von Campen. Herr von Selchow erzählt in der angeführten Deduction diesen Fall folgendermaßen:

*) Moser a. a. O. S. 27.

„H. Otto von Lüneburg, H. Heinrich des Mittlern ältester Sohn, vermählte sich im J. 1524 mit der Metta, oder Mechtild von Campen, aus dem Hause Isenbüttel. Dieser unstandesmäßigen Vermählung halber begab er sich der ganzen Regierung des Fürstenthums Lüneburg, welche er seinem Bruder Ernst überließ. Ihm wurde blos Stadt und Schloß Harburg, nebst der Erbfolge im Fürstenthume zugestanden, im Fall seine Brüder Franz und Ernst, ohne männliche Erben versterben würden. Zugleich verwilligte man demselben ein Jahrgeld von 1500 Gulden, welcher brüderliche Vergleich auch vom K. Carl und im J. 1555 zu Brüssel bestätigt wurde."

„Nun suchte zwar sein Sohn Otto, im Jahr 1556 am kaiserlichen Hofe darum nach, daß er in dem Lehnbrief mit eingetragen werden möchte: allein es wurde ihm vom kaiserlichen Hofe schlechterdings abgeschlagen, in so fern nicht die Agnaten darein willigen würden. Man gestand ihm auch überhaupt nur eine Abfindung von 3000 Goldgulden zu. Endlich aber verglichen sich die Agnaten, im J. 1560 mit demselben dahin, daß er, gegen nochmaligen Verzicht auf die Regierung, die Aemter Harburg und Meisburg bekommen sollte, worauf endlich auch sein Name dem Lehnbriefe mit einverleibt wurde."

Unbegreiflich würde es seyn, wie Herr von Selchow, der selbst Kenner der Braunschweigischen Geschichte ist, diesen Fall zu Begründung seiner Meynung hat anführen können, noch mehr aber, wie er ihn so ganz verstellt hat vortragen können, wenn man nicht wüßte, wozu leider Deductionenschreiber zuweilen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie einmal eine böse Sache zu vertheidigen übernommen haben.

„H. Otto soll seiner unstandesmäßigen Vermählung halber sich der Regierung des Fürstenthums Lüneburg begeben haben.“

Welcher glaubwürdige Geschichtschreiber sagt dies? Und wie läßt sich so etwas im mindesten nur vermuthen? — Gesetzt auch, daß die Ehe eine Mißheyrath war, und also die aus dieser Ehe zu erzeugende Söhne nicht succeßionsfähig waren, so wurde doch deshalb H. Otto selbst nicht der Regierung verlustig. Wie hätte ihn die Unstandesmäßigkeit seiner eingegangenen Ehe bewegen können, sich der Regierung zu begeben? Dies behauptet auch keiner der vom Herrn von S. angeführten Gewährsmänner, weder Strube noch Scheidt, ja es giebt Herr von S. selbst in seiner Braunschweig-Lüneburgischen Geschichte S. 294 die unstandesmäßige Vermählung nur als wahrscheinliche Ursach des Vergleichs an. Wahrscheinlicher aber ist es, daß H. Otto, den Herrn von S. selbst einen Herrn von sanftmüthiger und stiller Gemüthsart nennt, aus diesem Grunde und wegen der vielen damaligen Unruhen, die einen Herrn von sanftmüthiger und stiller Gemüthsart das Regieren wohl verleiden konnten, sich der Regierung begeben habe.

Kaum kann man sich aber des lautesten Unwillens enthalten, wenn Herr von S. in seiner Deduction fortfährt: „Ihm wurde blos Stadt und Schloß Harburg, nebst der Erbfolge im Fürstenthume zugestanden.“ — Einem Herrn also, der sich zum Vortheil seiner Brüder der Regierung begab, dem, wenn auch seine Ehe noch so sehr Mißheyrath war, doch nicht selbst die Regierung genommen werden konnte, wurde nur etwas zugestanden! — Zugestehen thut man jemanden nur etwas, woran er kein Recht hat. Auch sagt

S. in seiner angeführten Geschichte dies nicht, sondern vielmehr: „und sich blos die Stadt und das Amt Harburg, nebst der Erbfolge auf den unbeerbten Todesfall seiner Brüder vorbehielt."

Gleiche Bewandniß hat es mit der Verwilligung des Jahrgeldes von 1500 Gulden; aus Gnaden wurde es ihm nicht verwilligt, sondern er behielt es sich ebenfalls vor.

„Aber es wurde doch dem Sohn des Herzogs Otto, Otto dem Jüngeren, sein Gesuch, daß er in dem Lehnbrief mit eingetragen werden möchte, vom kaiserlichen Hofe abgeschlagen!" Auch hier übertreibt und entstellt Herr von S. das Factum. Der Kaiser gab nemlich, wie Strube *) sagt, Otto dem Jüngern, als dieser im Lehnbrief übergangen war und um einen Indult anhielt, den Bescheid: „Seine kaiserliche Majestät wären berichtet, daß zwischen ihn und seinen Vettern den regierenden Herzogen zu Lüneburg väterliche Verträge vorhanden wären. Weil nun Ihro Majestät nicht wissen möchten, was seine Vettern hierin leiden könnten oder nicht, so möge er seine Sache erst mit selbigen richtig machen, und da er alsdenn bey dem Kaiser ferner ansuchen würde, solle ihm gebührlicher Bescheid wiederfahren."

Also deshalb, weil der Kaiser vernommen, daß väterliche Verträge vorhanden wären, wurde die Einverleibung des Namens in dem Lehnbrief verweigert, aber nicht deshalb, weil die Ehe des H. Otto mit der von Campen für eine Mißheyrath am kaiserlichen Hofe wäre gehalten worden.

*) In seinen Nebenstunden Th. V. S. 245.

Der berühmte Scheidt sagt in seinen Anmerkungen zu Mosers Einleitung in das Braunschweig-Lüneburgische Staatsrecht S. 58. Man fände in denen über die Streitigkeit verhandelten Acten nicht die mindeste Spur, daß H. Otto wegen seiner Frau Mutter einiger Vorwurf gemacht, oder einer Standeserhöhung derselben erwähnt worden wäre. Aus diesem Stillschweigen könne man also fast mit Zuverläßigkeit schließen, es müsse keins von beyden geschehen seyn. — Und gleich darauf sagt er: „Es ist auch so viel man schließen kann, niemals die Frage gewesen: ob H. Otto der Jüngere Succeßionsfähig sey? sondern, ob er schuldig, den im J. 1527 von seinem Herrn Vater eingegangenen Vertrag zu halten?“

Eben so beweiset Scheidt, daß Metta von Campen Herzogin titulirt, von ihres Gemahls Brüdern Unsere geliebte Schwester genannt worden, und daß der mit ihr erzeugte Otto der Jüngere auch bey seines Vaters Lebzeiten als ein Prinz und zwar ohne Wiederspruch erkannt sey. Denn, als H. Otto der Aeltere im J. 1538 seinen Brüdern meldete, daß der Kurfürst von Sachsen, an dessen Hof er diesen seinen Prinzen erziehen lassen wollte, darinnen einige Schwierigkeiten zu machen scheine, weil ihm hinterbracht worden sey, daß seine, H. Otto Erben, allererst nach gänzlicher Erlöschung ihres Stammes als Fürsten geachtet werden sollten, so antworteten die Herzoge darauf: sie wollten sehr bitten, er, H. Otto, möchte sie nicht im Verdacht haben, als ob sie dem Kurfürsten dergleichen nachtheiligen Bericht gegen den fürstlichen Stand seines Sohns gethan hätten.

Ferner bezieht man sich 3) auf die Ehe Fürst Georg Aribert von Anhalt Dessau mit Johanne Elisabeth von Krosigk vom J. 1637. — „Der aus dieser Ehe erzeugte Sohn, sagt Herr von Selchow wurde Christian von Aribert genannt Er stellte zwar eine Klage gegen seinen Vetter beym Reichshofrath an, und trat um dieselbe desto mehr zu unterstützen, zur Katholischen Religion über. — Inzwischen erreichte er seinen Zweck nicht. Vielmehr sah er sich im J. 1671 genöthigt, den Titel eines Grafen zu Bähringen, auch Herrn zu Waldersen und Radegast anzunehmen." — Es ist traurig, hier des Thomasii juristische Händel Th. 2. S. 107 u. f. als Gewährsmann angeführt zu finden. Hätte Herr von S. die fürtrefliche Fortsetzung der Bertramischen Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt, von Krause *) zu Rathe gezogen, so würde er gefunden haben, daß er diesen Fall gleichfalls gar nicht für sich habe anführen können.

Georg Aribert gab nemlich noch vor Vollziehung seiner Ehe seinem Bruder und seinen fürstlichen Vettern von seinem Vorhaben Nachricht. Es war ihnen zwar, sagt Krause, sehr unangenehm, als sie aber sahen, daß Georg Aribert nicht davon ablassen würde, so hielten sie für räthlicher, durch feste Beredungen und vorläufige Verträge den vermeinten übeln Folgen vorzubeugen und die Ruhe des fürstlichen Hauses sowohl, als des Fürsten Georg Ariberts insbesondere, zu erhalten. Nach beschwerlichen Handlungen, wie sie Fürst Johann Casimir selbst in seinem Tagebuch nennt, kam es also den 10ten Febr. 1637 zu einem

*) Th. 2. S. 515. u. f.

einem merkwürdigen Vergleiche, dessen Hauptinhalt Kráuse a. a. O. anführt. Ich will daraus folgendes bemerken:

1) Fürst Georg Aribert will zwar mit dem Fräulein von Krosigk in eine wirkliche wahre Ehe treten; sie soll zwar alle ihr zustehende Rechte einer ehelichen Gemahlin haben, jedoch aber des fürstlichen Titels, Wapens, Ehren und Würden sowohl gegen das fürstliche Haus, als Unterthanen und andere, sich nicht anmaßen, sondern in ihrem alten adlichen Stande bleiben, nicht aber dadurch in Fürsten, Grafen oder Freyherrn Stand erhoben seyn, ingleichen weder er der Fürst etwas tentiren, noch seiner Ehegenossin oder andern gestatten, daß sie vom Kaiser in den Fürsten, Grafen oder Freyen Stand über kurz oder lang aus Kaiserlicher Machtvollkommenheit oder durch Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand gesetzt werden.

2) Die aus dieser Ehe kommenden Kinder beyderley Geschlechts und Kindeskinder in infinitum sollen bey dem Adelstand verbleiben, und sämmtlich heissen, seyn und bleiben: die von Aribert, und sich des fürstlichen Standes, Namens, Titels und Wapens, und davon abhängenden Rechten gänzlich und ewig äußern, mit Bitte an den Kaiser, dasselbe weder auf Ansuchen noch aus eigner Bewegnis, jemals zu verhängen.

3) Diese Kinder sollen sammt und sonders den regierenden Fürsten zu Anhalt, darunter sie gesessen, wie andere Anhaltische Vasallen, jederzeit unterworfen, treu, hold und gewärtig seyn, und alle Unterthanen und Vasallenpflichten erfüllen.

4) Auch von der Succeßion der Fürsten und Fürstinnen zu Anhalt, sie seyen ausgestattet oder unausgestattet, durchaus und gänzlich ausgeschlossen seyn und weder an derselben Lehnschaften und Stammgütern, noch Erbe, was es auch sey, etwas zu gewarten haben. Damit sie aber ihren Adelstand der Gebühr nach, auch ihm (dem Fürsten) selbst zu Ehren führen möchten, so sollte

5) das Kreutzische Gut zu Wörlitz, sammt dem Gute Radegast, so wie sie dem Fürsten Georg Aribert in der Brüderlichen Erbtheilung zugefallen, und mit Zulegung des Dorfs Riesich zum Kreutzischen Gute, des Fürsten männlichen Leibes und Lehnserben, als Mannlehen verbleiben.

6) Von dem ihm nachfolgenden Fürsten seinen männlichen Leibes-Lehns-Erben 45000 Rthlr. gereichet, auch, wo möglich bey seinem Leben bey der Landschaft belegt, oder an ein Anhaltisches adliches Gut angewendet werden, und damit dieselben gänzlich abgefunden und am Stammhause Wörlitz nichts weiters als eine Jahrsnutzung ihnen zuständig seyn.

Hierüber stellte die Fräulein von Krosigk den 11. Februar einen besondern Revers aus, beschwor den Vergleich mit einem körperlichen Eide; die Stände aber gaben an eben dem Tage eine Recognition und versprachen künftig keinen, welchen Fürst Georg Aribert von dem Stande und der Erbfolge der Fürsten zu Anhalt durch den gemeldeten Vergleich ausgeschlossen, für ihren Fürsten und Herrn zu erkennen, vielweniger ihm zu huldigen, oder anzuhängen. Endlich bestätigte Kaiser Ferdinand III. zu Wien den 1. Sept. 1637 diesen Vergleich.

Wie konnte nun nach allen diesen Umständen Georg Ariberts Sohn auf die väterlichen Titel, Ehren und Würden, oder auf die Succeßion rechtlichen Anspruch machen! Die Ehe war gleich anfangs eine morganatische Ehe gewesen, und der eingegangene Vergleich nicht nur beschworen, sondern sogar vom Kaiser bestätigt worden.

Eher könnte dieser Fall gegen Herrn von S. angeführt werden. Die Vorsicht mit der man dabey zu Werke ging, und alles dabey zu verclausuliren suchte, beweißt hinlänglich, daß man von Seiten des fürstlichen Hauses einen übeln Ausgang befürchtete, wenn diese Sache zu einem Prozeß käme.

Man ließ sogar versprechen: keine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand suchen zu wollen, und erkannte also dadurch, daß, wenn nur diese geschähe, es mißlich aussehen und den Söhnen die Nachfolge nicht füglich würde entzogen werden können.

Demohnerachtet kam es nachher beym Reichshofrath zum Prozeß. Die Fürsten zu Anhalt hielten es für das zuträglichste, die Vermittelung anderer Fürsten anzunehmen, und von der Strenge des ersten Vertrags etwas nachzulassen. Es kam also den 6ten Februar 1671 durch Vermittelung des Herzogs Ernst zu Sachsen Gotha ein neuer Vergleich zu Stande, nach welchem:

1) Die Fürsten zu Anhalt, unter vorausgesetzter Genehmigung des Kaisers, bewilligten, daß sich des Fürsten Georg Ariberts Nachkommen Grafen zu Zähringen und Herren zu Waldersen und Radegast nennen möchten; und da es scheint, daß diese noch einen besondern Vorzug verlangten, seinem Sohn Christian Aribert und dessen zwo Schwestern freygestellet, ob sie für ihre Personen, aber weiter durchaus nicht, hinzusetzen wollten: Fürst Georg Ariberts zu An-

halt Eheleiblicher und Einiger Sohn (Eheleibliche Töchter.)

2) Das Haus Anhalt dem Grafen zu Bähringen, Herrn zu Waldersen und Radegast aus seinen Wapen den gekrönten Bär (auch zum Helmzierrath mit zu gebrauchen) und die vier roth und gelbe wechselsweise gesetzte würfliche Felder, als Walderseeischen Wapens, gab.

3) Die gesammten Fürsten die Ausstattung seiner Schwestern (ohne es auf weitere Fälle auszudehnen) mit Zuziehung der Landschaft zu übernehmen, und jeder 7500 Rthlr. (die Hälfte einer Prinzeßinsteuer) aus den dazu gewidmeten Landschaftsmitteln zur Ehesteuer zu reichen versprachen; der Lehnherr aber

4) im Fall des Aussterbens der männlichen Linie den Landerben ausser dieser Aussteuer, den Mobilien und dem Inventarium, zur gänzlichen Abfindung 10000 Rthlr. auszuzahlen.

5) Bewilligte das Haus Anhalt sogar, daß sich der Graf von Bähringen ꝛc. um die Expectanz auf das Fürstenthum Anhalt bewerben möchte, versprach auch ihm in Erlangung sonstiger fürstlichen Würde ꝛc. nicht hinderlich, sondern förderlich zu seyn, nur die Anhaltische und Ascanische ausgenommen.

Der vierte Fall, welcher zum Beweise eines Reichsherkommens in Betreff der Mißheyrathen angeführt wird, ist die Ehe des Fürst Lebrecht zu Anhalt-Bernburg-Hoym mit der Sophie von Jugersleben, welche im J. 1725 vollzogen wurde. Der Fürst legte seiner Gemahlin das Prädikat Fürstlich und Durchlaucht bey, und ließ sie im Kirchen-

gebet dem regierenden Fürsten und dessen Gemahlin und Familie vorsetzen. Da der regierende Fürst zu Bernburg dieses nicht zugeben wollte, und dem Fürsten Lebrecht ein Gebetsformular, zugleich als oberster Bischof und Landesherr vorschrieb, so erhob dieser darüber beym Reichshofrath Klage. Das gebetene Mandat wurde aber am 1. März 1726 abgeschlagen, und zugleich ein Rescript an den Fürst Lebrecht dahin erlassen:

> cum inclusione exhibiti, a) des Herrn Fürsten Victor Friedrich zu Anhalt-Bernburg rescribatur eidem (nemlich dem Fürst Lebrecht): Es hätte derselbe sowohl bey Vermeidung Kaiserlicher Ahndung sich gänzlich zu enthalten, seiner geheyratheten von Ingersleben, das Ehrenwort Fürstlich oder Durchlaucht selbst beyzulegen, noch durch andere geben zu lassen, als auch durch gebührende und zukommende Inserirung und Vorsetzung des Landesfürsten und Episcopi, benebenst dessen Gemahlin in dero Kirchen Vorbitte auf seinem fürstlichen Hause zu Hoym, wie nicht weniger mit Präferirung im Gebet seiner fürstlichen Kinder und Familie vor dieser seiner Ehe-Consortin seiner Seits selbst zu veranlassen, daß im fürstlichen Hause Einigkeit und gutes Verständniß beybehalten, und also von der regierenden fürstlichen Primogenitur Linie in den Bernburgischen Kirchen des Fürstenthums und Landen, das vorige Formular der öffentlichen Vorbitte freywillig wieder angeordnet werde b).

a) Dies Exhibitum enthielt das Gesuch pro serio inhibenda usurpatione axiomatis Principis nec non dehortando ab ulteriori renitentia eius, quod iura, pacta et officium postulant.

b) Mosers merkwürdige R. H. R. Conclusa. Th. 2. S. 333.

Von diesem Fall sagt Moser c), er sey der bedenklichste: Aber wenn man gründlich davon urtheilen wollte, müßte man die Umstände wissen, da sich dann, vorhandenen genugsamen Spuren nach, äußern würde, daß in dem Hause Bernburg, sowohl kraft eines ältern pacti, als auch vermöge Fürstens Victor Amadei von besagten seinem Sohn agnoscirten Testaments, die Ehen eines Fürsten von Anhalt Bernburg mit einer nicht in höherm Stand versetzten von Adel verboten wären. Ueberdem sey ein Rescript noch kein Urtheil, und wenn diese Gemahlin nicht gleich darauf gestorben wäre, hätte es, falls keine Pacta im Wege gestanden, wohl eben noch einen solchen Ausgang gewinnen können, wie mit dem Herzog von Hollstein Plön, dem die fürstliche Würde in possessorio per sententiam aberkannt, auch die Restitution abgeschlagen, und der doch hernach in petitorio für einen gebohrnen Herzog durch eine andre Sentenz erklärt worden.

Schon hiedurch gewinnt also die Sache ein andres Ansehen, denn daß besondre Verträge vorhanden gewesen seyn müssen, ergiebt sich aus dem Note a) angeführten Gesuch des regierenden Fürsten. Sodann starb auch die Gemahlin des Fürsten bereits am 31. desselben Monats und Jahrs, als das Rescript erkannt wurde. Wozu sollte also der Prozeß fortgesetzt werden? Ueberdem ist aber noch zu bemerken, daß dieser Fürst Lebrecht nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin und Erbtochter des Fürsten Adolphs zu Nassau Schaumburg, mit seiner zweyten Gemahlin, einer Tochter des Holländischen Generals von Weede, eine morganatische

c) im Familienstaatsrecht Th. 2. S. 739.

Ehe eingegangen war, indem in der Eheberedung die neue Gemahlin aller fürstlichen Vorrechte für sich und ihre Nachkommenschaft sich begab. Demohneracht ist nachher, da die von Weede vom Kaiser im J. 1705 in den Reichsgrafenstand erhoben worden, diese Ehe für standesmäßig, und die daraus erzeugten Kinder für Prinzen und Prinzessinnen gehalten worden. S. Krause a. a. O.

Es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß die dritte Ehe mit der von Ingersleben ebenfalls eine morganatische gewesen ist.

Wenigstens ist aus allen diesem so viel mit Gewißheit zu folgern, daß in dieser Sache noch zu vieles im Dunkel liegt, als daß man gehörig darüber urtheilen könnte. Immer aber könnte dieser einzige Fall noch kein Herkommen begründen. Wer weiß, was für Gründe das Rescript veranlasset haben. Fürst Leobrecht hatte seine zweyte Gemahlin in den Reichsgrafenstand erheben lassen. Vielleicht wünschte man am kaiserlichen Hofe, daß er auch für die dritte Gemahlin eine Standeserhebung nachsuchen möchte, und machte hiezu durch das erlassene Rescript einen Versuch. — Herr von S. sagt ja selbst: am Reichshofrath entscheide oft Hofluft mehr, als Recht d).

Der fünfte Fall ist mit der von Lützau. Im Jahr 1710 ließ sich Fürst Friedrich Wilhelm zu Hohenzollern Hechingen Fräulein Magdalene Maximiliane von Lützau, (die Tochter eines Kaiserlichen Rittmeisters) ehrlich beylegen.

d) von Selchow Rechtsfälle Band 1. Nr. XV.

In der ersten mit derselben errichteten Eheberedung wurde ausgemacht, daß weder sie selbst noch ihre Kinder sich des fürstlichen oder gräflichen Titels von Hohenzollern bedienen sollte. Diese Verordnung hob der Fürst aber in der Folge selbst wieder auf, und disponirte, daß nach des Erbprinzen Tode, die mit der von Lützau zu erzeugenden Kinder, im gesammten Lande succediren sollten. Er ersuchte auch, nach Herrn von Selchow, den Kaiser den 13. Aug. 1715 diese seine jüngere Disposition zu bestätigen; es sey aber diese Bestätigung unstreitig nicht erfolgt.

Zum Beweise dieser letztern Behauptung beruft sich Hr. v. S. auf Mosers Staatsrecht Th. XIX. S. 202. Allein sowohl an diesem Ort als im Familienstaatsrecht Th. 2. S. 92. sagt Moser dieses nicht, sondern nur folgendes: „Ich habe auch ein Originalschreiben des Herrn Fürsten an den Kaiser d. d. 1715. 20. August gesehen, darin der Fürst den Kaiser gebeten hat, sowohl seine in dessen Conformität aufgerichtete Testamentliche Disposition, als auch das jüngere Ehepactum zu confirmiren, und die Execution gewissen Schwäbischen Reichsfürsten aufzutragen. Ob aber dieses Schreiben wirklich abgelassen sey? **weiß ich nicht,** und so ist mir auch nicht hinlänglich bekannt, wie es weiter gehalten worden sey? maßen die Nachrichten variiren! — Wozu nimmt man doch seine Zuflucht, wenn man gegen seine Ueberzeugung schreiben muß a)!

Sodann hat aber auch Herr v. S. wohlweislich verschwiegen, daß zwischen den Häusern Brandenburg und Hohenzollern Familienverträge von den Jahren 1695 und 1707 vorhan-

a) Herr von Selchow hat nemlich sonsten behauptet, die Ehe eines Fürsten mit einer von Adel sey keine Mißheyrath.

den waren, kraft deren, besonders des letztern: „Die Heyrathen, so unter den Grafenstand geschehen, vor ungleich geachtet, und diejenigen Fürsten und Grafen von Hohenzollern, so dergleichen treffen, über dem, daß die daher erfolgende Descendenten des Titels, Namens und der Succeßion, nach Ausweis des Pacti unfähig seyn, auch weder zur Landes Regierung gelassen, noch mit dem sonst verordneten Deputat versehen werden sollten."

Was kann also durch dies Beyspiel erwiesen werden?

Dies wären also die Fälle, woraus man ein Reichsherkommen, daß die Ehe eines Fürsten mit einer Person vom niedern Adel eine Mißheyrath sey, beweisen will. Allein aus dem bisherigen ergiebt sich, wie wenig sie zu Begründung eines Reichsherkommens taugen. Gesetzt aber auch, daß weniger dagegen zu erinnern wäre, als wirklich dagegen zu erinnern ist, so würde es doch immer noch darauf ankommen, ob nicht Fälle vorhanden wären, daß die mit einer von niedern Adel erzeugte Söhne eines Fürsten oder Grafen entweder ohne die mindeste Einwendung zur Succeßion gelassen sind, oder auf den dagegen erhobenen Wiederspruch nicht geachtet worden ist.

An dergleichen Beyspielen fehlt es nicht. Ohne zu wiederholen, was schon von der Ehe des H. Wilhelm von Sachsen Weymar mit der von Brandenstein, und des H. Otto von Braunschweig Haarburg mit der von Campen angeführt worden, wird es genug seyn, sich auf die Ehe des Markgraf Ernst von Baden Durlach mit der von Rosenfels, des Markgraf Eduardi Fortunati von Baden Baden

mit der von Eicken, des Fürst Johann Ludewigs zu Anhalt Zerbst mit der von Zeutschen, des Pfalzgraf Johann Carls zu Birckenfeld mit der von Witzleben, und des H. Christian Carls von Hollstein Plön mit der von Eichelmann zu berufen. In allen diesen Fällen sind die aus diesen Ehen erzeugte Söhne, theils ohne allen Wiederspruch, theils des dagegen von den Agnaten erhobenen Wiederspruchs ohnerachtet, für Prinzen gehalten worden und zur Succeßion gekommen.

Zwar glauben Strube a), Pütter und von Selchow, daß in diesen Fällen die Succeßionsfähigkeit auf der Einwilligung der Agnaten beruhet habe, oder sich doch sonst verschiedenes dagegen mit Grund anführen lasse. So glaubt besonders letzterer, daß das Beyspiel von Baden Baden nichts entscheide, da das in dieser Sache ergangene Erkenntniß im dreyßigjährigen Kriege publicirt worden, und Religionseinfluß dabey stark in Betrachtung gekommen seyn möge, man auch während dieses Kriegs die Rechtsgründe nicht so genau abgewogen habe. Ohnehin möge auch vielleicht Baden Durlach, weil es sich, in Ansehung seiner Stamm-Mutter, der von Rosenfeld, in gleichen Umständen befunden, den Wiederspruch weiter zu treiben nicht für rathsam gehalten haben.

Der Fall mit Hollstein Plön komme auch in keine Betrachtung, indem der König von Dännemark, als Haupt des Hauses, darin seine Einwilligung ertheilt, und den von Karlstein als Vetter anerkannt habe.

Es bliebe also fast der einzige Fall der Vermählung des Pfalzgrafen von Birckenfeld übrig, welche der Reichshofrath den

a) in seinen Nebenstunden Th. 5. S. 232. f.

11ten April 1715 für standesmäßig und ebenbürtig erklärt habe. Allein, wenn man bedenke, daß Baiern und Kurpfalz diesem Reichshofräthlichen Erkenntnisse standhaft wiedersprochen, und sich ihre Rechte ausdrücklich dagegen vorbehalten hätten, auch ein an sich rechtskräftiges Urtheil, gegen einem dritten, keine Verbindlichkeit mache; so falle der aus diesem, in seiner Art wirklich einzigen, Fall gezogene Schluß, von selbst weg. Nun sey zwar freylich richtig, daß im Teschner Friedensschluß, die Erbfähigkeit des Hauses Birckenfeld, in der Kurpfalz sowohl, als in Baiern förmlich anerkannt worden, dadurch sey aber keineswegs die Rechtmäßigkeit des vorhin erwähnten Conclusi anerkannt. So wenig diejenigen Fälle, da Vermählungen Deutscher Fürsten und Grafen, mit Personen vom niedern Adel, durch Einwilligung der sonst zum Wiederspruch berechtigten Interessenten, oder wahren Nachfolger für standesmäßig erkannt worden, einen allgemeinen Beweis für die Standesmäßigkeit solcher Ehen abgäben, da unter jener Voraussetzung sogar den Ehen mit bürgerlichen Personen alle rechtliche Wirkungen angedeyhen könnten: eben so wenig könne ein solcher Beweis aus denen Fällen hergeleitet werden, da dem Nachkommen aus einer unstandesmäßigen Ehe die Succeßion auf dem Fall zugesichert würde, wenn die zum Wiederspruch berechtigten Stammsvettern erloschen seyn würden. Beydes fände bey jener Vorschrift des Teschner Frieden Anwendung: da alsdann, wenn die Reihe zu succediren, im Hause Pfalz an die Birckenfeldische Linie kommen würde, kein Stammvetter, der ein Recht zu wiedersprechen hätte, mehr vorhanden seyn würde.

Allein bey näherer Prüfung halten auch diese Gründe nicht die Probe aus. In einigen dieser Fälle, namentlich den An-

halt Zerbstischen und Baden Durlachischen findet sich weder Wiederspruch der Agnaten, noch ausdrückliche Einwilligung. Nun kann die Einwilligung freylich auch stillschweigend ertheilt werden, aber immer kommt es hiebey darauf an, aus welchem Grunde man stillschweigend oder wie in andern Fällen, ausdrücklich eingewilligt habe? Ob es nicht in der Ueberzeugung der Nothwendigkeit (ex opinione necessitatis) geschehen sey, weil man überzeugt gewesen ist, daß mit dem Wiederspruch nichts würde ausgerichtet werden? Dies ist aber im Zweifel eher zu vermuthen, als daß es aus besondrer Güte geschehen sey; denn wie läßt sich diese wohl, wenn von einer Succeßion in beträchtliche Fürstenthümer die Rede ist, erwarten?

Angenommen auch, daß in dem Baden Badenschen Fall die Religion dieses Hauses Einfluß gehabt habe, so kam doch die Sache beym westphälischen Frieden wieder zur Sprache. Freylich mochte es Durlach sich gerathen finden, die Ehe nicht als eine Mißheyrath anzufechten, aber die andern evangelischen Stände, welche Durlachs Partey nahmen, hatten doch diese Rücksicht nicht. Indessen auch sie gingen über diesen Punkt weg, erklärten vielmehr, sie seyn nicht entschlossen die merita causae zu berühren, und wiedersprachen nicht, als in der den 6. April 1648 zwischen den evangelischen Deputirten und den kaiserlichen Gesandten gehaltenen Konferenz, diese erklärten: Ein tadelhaftes matrimonium werde Markgraf Friedrich (von Baden Durlach) nicht beweisen können, Markgraf Wilhelms Frau Mutter Maria von Eickinn sey eines über zwey hundert Jahr alten adlichen Geschlechts;

Markgraf Friedrichs zu Baden Grosvater habe selbst eine adliche Person geheyrathet und seinen Vater mit derselben erzeugt b).

Hier wäre doch wohl Zeit und Gelegenheit gewesen, zu sprechen, wenn man sich davon überzeugt gehalten hätte, daß die Ehe eines Fürsten mit einer von Adel eine Mißheyrath sey. Aber — man schwieg, und gestand also stillschweigend, daß die Ehe des Markgrafen mit der von Eicken kein tadelhaftes Matrimonium sey.

In dem Hollsteinischen Fall hat freylich der K. v. Dänemark den von Carlstein als seinen Vetter erkannt und in dessen Succeßion gewilligt. Aber war denn der König der einzige Agnat und konnte dessen Einwilligung die Einwilligung der übrigen ersetzen?

Hat endlich auch gleich Kurpfalz und Baiern dem Reichshofrath Erkenntniß, wodurch die Ehe des Pfalzgraf Johann Carl mit der von Witzleben für ein ordentliches, gültiges und vollständiges Matrimonium, und die darin erzeugte Kinder des Pfalzgräflichen Namens, Standes und Würden, und Succeßions in alle ihrem Herrn Vater zuständig gewesene Stamm und Fideicommißgüter, Fürstliche Gerechtsame und Prärogativen ohne Ausnahme, fähig erklärt worden, wiedersprochen; so hat doch dieser Wiederspruch nicht die mindeste Wirkung gehabt, noch haben können. Nicht einmal der Recurs ist so wenig in diesem, als den vorhergehenden Fall genommen worden.

Alle diese Fälle gründen nun nach Mosers c) Behauptung ein Reichsherkommen für die Succeßionsfähigkeit der aus

b) von Meyern Acta Pac. Westphal. Tom. V. S. 698.

c) Familien Staatsrecht. Th. 2. S. 137.

der Ehe eines Fürsten mit einer von Adel erzeugten Kinder; und es ist nicht zu läugnen, daß diese Behauptung vielen Grund hat. Wenn aber auch dieß nicht wäre, so würde doch wenigstens so viel daraus folgen, daß das Gegentheil ebenfalls nicht Reichsherkommens sey. Dies ist aber genug, um die Ehe eines Fürsten oder Grafen mit einer von Adel für keine Mißheyrath zu halten. Denn da, wie schon oben bemerkt ist, in dem Fall, daß eine Ehe der rechtlichen Wirkungen beraubt seyn soll, dieses durch Gesetz oder Herkommen geschehen seyn muß, Beydes aber von der Ehe eines Fürsten und Grafen mit einer von Adel nicht behauptet werden kann, so müssen ihr auch diese Wirkungen bleiben.

Wenn ich nun aber gleich aus vorstehenden Gründen vollkommen überzeugt bin, daß die Ehe eines Fürsten oder Reichsgrafen mit einer von Adel rechtlich für keine Mißheyrath gehalten werden könne; so bin ich doch eben so sehr davon überzeugt, daß es allerdings rathsam seyn würde, eine solche Ehe für eine Mißheyrath gesetzlich zu erklären und ihr die gewöhnlichen rechtlichen Wirkungen einer Ehe zu nehmen. Es treten deshalb viele Gründe ein, welche zum Theil schon von andern bemerkt sind.

1) Würden allerdings auswärtige Monarchen, welche sich gewöhnlich mit Deutschen Prinzessinnen vermählen, zuweilen Bedenken finden, sich mit einer Prinzessin zu verbinden, deren Mutter Bruder hinter ihren Stuhl stehen muß. Noch mehr macht

2) die Sorge für unsre Prinzessinnen und Gräfinnen ein solches Gesetz rathsam. Unter ihren Stand könnten und würden sie nicht leicht heyrathen, sie müßten daher, da zumal Prinzessin-

nen nur selten aus Neigung geehlicht werden, ledig bleiben, wenn die Ehen der Prinzen mit Adlichen noch mehr Mode werden sollten. Vorzüglich öfnet aber

3) die eheliche Verbindung des Fürsten mit einer vom Adel dem Nepotismus Thür und Thore. Die Familienverbindungen, in welche der Fürst durch eine solche Ehe kömmt, können unmöglich vortheilhaft für das Land seyn. Die Regierung der geistlichen Wahlstaaten giebt hiezu den besten Beleg. Der Vetter des Fürsten nimmt sich eher etwas heraus, und es geht ihm eher etwas ungeahndet durch, als einem andern.

Also Gründe genug für Abfassung eines allgemeinen Reichsgesetzes, wodurch die Ehen des hohen Adels mit dem niedern für Mißheyrathen erklärt werden! So lange es aber daran fehlt, muß der Richter, der nicht auf politische, sondern auf rechtliche Gründe zu sehen hat, die Regel, daß einer jeden gehörig eingegangenen Ehe die gewöhnlichen rechtlichen Wirkungen zugestanden werden müssen, befolgen, und sich diese in streitigen Fällen zur Richtschnur machen.

Häberlin.

II.

Ueber
die öffentliche Sicherheit in St. Petersburg *).

Unter allen politischen Einrichtungen und Verfassungen hat keine nähern Bezug auf das Wohlseyn und die Zufriedenheit jedes Einzelnen, als die Polizey. Die ehrwürdigen Zwecke dieses Theils der Staatsverwaltung: Sicherheit und Bequemlichkeit, vereinigen sich in dem großen Begriff von bürgerlicher Glückseligkeit, ohne welche sich keine Staatsglückseligkeit denken läßt. Die Verhältnisse der auswärtigen Macht, des Staatsreichthums, ja selbst der politischen Freyheit haben einen weit entferntern Bezug auf die Glückseligkeit der Individuen, weil sie mehr die ganze Masse der Nation treffen, da die Ausübung der Polizey es gerade mit solchen Pflichten zu thun hat, die den Menschen in seinen feinsten und zartesten Verhältnissen, als Bürger, Geschäftsmann, Gatten und Vater, berühren. Es giebt Länder, in denen der Bürger bey der größten Schwäche und Nullität des Staatskörpers, zu welchem er gehört, oder bey den auffallendsten Kränkungen der politischen Freyheit desselben, glücklich ist, weil seine bürgerliche

*) Aus Storchs Gemählde von St. Petersburg.

gerliche Sicherheit und Freyheit geschützt sind; so wie es Staaten giebt, in denen die größte öffentliche Macht und die vollkommenste politische Organisation den einzelnen Bürger nicht für den Mangel oder den Verlust einer wohlgeordneten Polizey schadlos halten können.

Bürgerliche Sicherheit setzt bürgerliche Freyheit voraus. Ohne diese würde jene freylich eine Ruhe bewirken, die aber der Ruhe im Grabe ähnlich wäre, deren Folgen Fäulniß und Verwesung sind. Jene ist das Resultat sehr zusammengesetzter und künstlich verbundener Zwecke: diese hingegen die Wirkung Eines einfachen Grundsatzes. Mit einem Wort: Sicherheit muß von der machthabenden Gewalt erzwungen, Freyheit vergönnt werden.

Der Zustand der bürgerlichen Sicherheit in jedem Staat ist ein aufgelöstes Problem; die Gesetze und die Mittel zur Handhabung derselben sind Gegenstände der öffentlichen Kenntniß. Der Zustand der bürgerlichen Freyheit kann, in solchen Ländern, die keine eigentliche Konstitution haben, nur aus der Zusammenstellung einer großen Menge einzelner Thatsachen, aus dem Geist der Regierungen, aus der Stimmung des Volks erkannt werden. Jene ist eine bestimmte Rubrik der Statistik: diese gehört in das Kapitel der Denkungsart, Meynungen und Sitten.

In einem Lande, welches keinen Schatten von Verfassung hatte, in welchem alle die verwickelten Verhältnisse einer großen bürgerlichen Gesellschaft durch einzelne, deutungsfähige, sich oft widersprechende Verordnungen bestimmt, und diese der willkührlichen Auslegung einzelner Gerichtsstellen überlassen waren, in einem solchen Lande konnte die persönliche und bürgerliche Sicherheit sich weder einer rechtmäßig begründeten noch

gesicherten Existenz erfreuen. In diesem Fall befand sich Rußland vor Peter dem Großen. Die mannichfaltigen Anordnungen dieses weit über sein Zeitalter erhabenen Fürsten beweisen, daß er den Mangel einer bürgerlichen Verfassung und die Nothwendigkeit einer festen Bestimmung der gesetzmäßigen persönlichen Sicherheit fühlte. So viel er auch für diesen großen Gegenstand gethan hatte, so viel blieb ihm noch zu thun übrig: „ein frühzeitiger Tod nöthigte ihn, diese wohlthätigen „Einrichtungen, als ein kaum angefangenes Werk zu verlas„sen. Die hierauf erfolgten häufigen Veränderungen, die „Verschiedenheit der Grundsätze und der Denkungsart, und die „öftern Kriege schwächten zwar keinesweges die Macht und „das Ansehn des Reichs; sie veranlaßten aber in den Anord„nungen dieses großen Kaisers entweder Veränderungen, oder „sie entfernten den Gedanken von der Fortsetzung seines ange„fangenen Werks, oder führten andere Regeln ein, die sich „theils nach den von der Sache gefaßten Begriffen, theils „nach den veränderten Umständen und dem natürlichen Lauf der „Dinge richteten." *)

Endlich übergab der Genius Rußlands das Schicksal dieses großen Reichs in die Hände Katharina der Zweyten. Der weitumfassende Geist dieser Monarchinn, der sich schon mit der Erweiterung und Befestigung der auswärtigen Macht, mit der Gründung einer philosophischen Gesetzgebung, mit der Verbesserung der Erziehung, mit der Verbreitung der Aufklärung und des Geschmacks, und mit der Abstellung unzähliger Mißbräuche beschäftigt, und an diesen großen Gegenständen

*) Worte Katharinens der Zweyten. S. die Ukase vom 12. Nov. 1775. die den Verordnungen zur Verwaltung der Gouvernements zur Einleitung dient.

seine Kraft geübt aber nicht erschöpft hatte — schuf nun auch eine **Verfassung** für Rußland *).

Die Sammlung von Verordnungen, aus welchen diese Verfassung entstand, athmet überall den freyen philosophischen Geist, die Achtung für die Menschen und ihre Rechte, und den milden, gleichweit von Strenge und Nachgiebigkeit entfernten Karakter, womit die Individualität des Gesetzgebers sie stempelte, und der ihre ehrwürdigste Sanktion ist.

Die Erhaltung und Beförderung der **persönlichen Sicherheit** konnte in einem Gesetzbuche dieser Art nicht der letzte Gegenstand seyn. Sie erhielt ein eigenes Tribunal in dem **Gewissensgericht**, oder dem Gericht der Billigkeit, welches in jeder Statthalterschaft errichtet wurde, und dessen Zweck, nach den eignen Worten der Verordnung, die Erhaltung der persönlichen Sicherheit, die Milderung des Schicksals unglücklicher Verbrecher, und die gütliche Beylegung bürgerlicher Streitigkeiten ist. Die Verfassung dieses höchst merkwürdigen Instituts ist zu neu, zu wohlthätig und zu wenig bekannt, als daß ich meinen Lesern nicht einen kurzen Auszug aus der Stiftungsakte desselben mittheilen sollte **).

*) Die auf einander folgenden Konstitutionen, durch welche Rußland eine gleiche und zweckmäßige Eintheilung in Statthalterschaften, eine gleiche bürgerliche Form, gleiche Gerichtsstellen und Tribunale, eine Polizey, eine Stadtordnung, bestimmte Rechte und Verhältnisse des Mittelstandes und Adels — mit einem Wort, eine **Verfassung** erhielt, sind namentlich folgende: Verordnungen zur Verwaltung des Gouvernements des russischen Reichs. — Russisch-kaiserliche Ordnung der Handelsschiffahrt auf Flüssen, Seen und Meeren. — Vom Adel. — Stadtordnung. — Polizeyordnung. Sie sind sämmtlich vom Hofrath **Arndt** ins Deutsche übersetzt.

**) Verordnungen u. s. w. Hauptst. 26 - 395. folg.

Das Gewissensgericht besteht aus einem Richter, der den Vorsitz führt, und aus sechs Gliedern, von denen, alle drey Jahre, zwey aus der Bürgerschaft und eben so viele aus dem Bauerstande gewählt werden. Jeder Stand hat es nur mit den Klägern und Beklagten seines Standes zu thun. Das Gewissensgericht richtet überhaupt, wie alle andre Tribunale, nach den Gesetzen; da es aber zu einer Schutzwehre der besondern oder persönlichen Sicherheit angeordnet wird, so sollen seine Regeln in allen Fällen folgende seyn: allgemeine Menschenliebe, Achtung für den Menschen als solchen, und Abneigung von aller Bedrängniß und Kränkung der Menschheit. Aus dieser Ursache soll das Gewissensgericht nie das Schicksal irgend eines Menschen erschweren, sondern vielmehr die ihm anvertraute gewissenhafte Erörterung und mitleidige Beendigung der ihm übertragenen Sachen sich angelegen seyn lassen. Es mischt sich nie aus eigener Bewegung in irgend eine Sache, sondern nimmt sich derselben nur auf Befehl der Regierung, auf Kommunikation eines andern Gerichtshofes oder auf Bitte und Klage an. Die Sachen solcher Verbrecher, die durch einen unglücklichen Zufall oder durch den Lauf verschiedener Umstände in Verschuldungen gefallen sind, die ihr Schicksal weit über das Verhängniß ihrer Thaten erschweren, die Verbrechen der Unsinnigen oder Minderjährigen, und alle Zaubergeschichten, mit denen Dummheit, Betrug und Unwissenheit verknüpft sind, gehören für dieses Tribunal. Die Pflicht desselben in bürgerlichen Rechtsfällen ist, diejenigen streitenden Parteyen zu vergleichen, die bey demselben deswegen Ansuchung thun. Der Vergleich geschieht entweder durch das Gericht allein, oder gemeinschaftlich mit Schiedsrichtern, die von beyden Parteyen gewählt werden. Wenn die Schiedsrichter unter sich nicht einig

werden können, so legt das Gericht ihnen sein Gutachten vor, wie der Kläger und Beklagte, ohne ihren Ruin, ohne Proceß, Streit, gegenseitige Vorwürfe und Chikane zu vergleichen sind. Wenn die Schiedsmänner sich dennoch nicht vergleichen können, so läßt das Gericht den Kläger und Beklagten vor sich kommen, und legt ihnen die Mittel zum Vergleich vor. Nehmen sie solche an, so bestätigt es ihren Vergleich durch das Gerichtssiegel; im gegenseitigen Fall deutet es beyden an, daß es mit ihrem Streit weiter nichts zu thun habe, und daß sie sich deshalb an die in den Gesetzen bestimmten Gerichte wenden mögen.

Die wichtigste Befugniß des Gewissensgerichts aber, wodurch es auf gewisse Weise das ehrwürdigste Tribunal der Nation, und im eigentlichsten Verstande das Palladium der persönlichen Sicherheit wird, besteht in folgendem. Wenn jemand eine Bittschrift in das Gewissensgericht einschickt, daß er über drey Tage im Gefängniß gehalten werde, und daß man ihm in diesen drey Tagen nicht angezeigt habe, warum er im Gefängniß gehalten werde, oder daß er in diesen drey Tagen nicht befragt worden, so ist das Gewissensgericht verpflichtet, sobald es eine solche Bittschrift erhalten und ehe die Versammlung auseinander geht, Befehl zu ertheilen, daß dieser im Gefängniß sitzende Mensch (wenn er nicht wegen Beleidigung der Person Kaiserlicher Majestät, nicht wegen Verrath, Mord, Diebstahl oder Raub gefangen sitzt) an das Gewissensgericht abgeschickt und selbigem vorgestellt werde, mit Beyfügung der Ursachen, warum er unter Arrest gehalten werde, oder warum er nicht befragt worden. Die Befehle des Gewissensgerichts sollen in diesem Fall an dem Ort, an welchem sie anlangen, ohne eine Stunde zu säumen, vollzogen

werden; wenn aber der Befehl innerhalb vier und zwanzig Stunden nicht in Erfüllung gebracht worden, so sollen die Vorsitzer des Gerichts in eine Geldstrafe von fünfhundert, die Beisitzer aber in ein Geldstrafe von hundert Rubeln verfallen seyn. In Absicht des Weges werden 25 Werst auf einen Tag gerechnet. — Wenn dann das Gewissensgericht findet, daß der Arrestant wegen keines der vorhin bezeichneten Verbrechen in Verhaft gehalten wird, so befiehlt es, ihn, auf erhaltene Bürgschaft sowohl für seine Aufführung als auch für seine Stellung vor dasjenige Gericht der Statthalterschaft, welches er selbst wählt und wohin alsdann seine Sache abgeschickt wird, auf freyen Fuß zu stellen. Es soll sich darauf niemand unterstehen, einen solchen, durch die Befugniß des Gewissensgerichts aus dem Gefängniß befreyten Menschen, derselben Sache wegen, vor deren Entscheidung, wieder ins Gefängniß zu setzen; seine Sache aber soll nach der Vorschrift der Gesetze entschieden werden. In den Fällen aber, wenn der Supplikant wegen der oben bezeichneten Verbrechen sitzt, oder das Gewissensgericht hintergangen hat, oder keine Bürgschaft stellt, soll ihn das Gewissensgericht wieder in das Gefängniß abliefern, um daselbst härter als vorhin gehalten zu werden.

Die öffentliche Sicherheit unterscheidet sich von der persönlichen durch einen allgemeinen Zweck. Jene ist der eigentliche Gegenstand der Polizey; diese ist in den mehresten Ländern der Justizverwaltung übertragen.

Nach dem Verhältniß der Größe, Weitläuftigkeit und Bevölkerung ist die öffentliche Sicherheit hier so groß als irgendwo. Man hört so selten von Beraubungen oder Mordthaten, daß der Gedanke an Gefahren dieser Art fremd ist. Daher sieht man täglich einzelne Leute, ohne Stock und ohne Begleitung, zu allen

Stunden der Nacht, über die Straße und selbst in die entlegensten und unbebautesten Gegenden gehn. Diese, unter solchen Umständen, seltne Erscheinung ist weniger das Werk der wohlorganisirten, wachsamen Polizey, als die Wirkung des gutmüthigen Volkskarakters. Der gemeine Russe, wenn er nicht durch langen Aufenthalt in der Residenz verderbt, durch den Hang zur Völlerey verführt, oder durch den äußersten Mangel gedrückt wird, ist selten zu Ausschweifungen dieser Art geneigt. Hiezu kommt eine gewisse Ehrfurcht gegen die höhern Stände, die dem Volk durch das Gefühl der Leibeigenschaft und durch die Art seiner Erziehung (wenn man dies überall Erziehung nennen darf) eigenthümlich wird, und die — sollte man es glauben! — auch bey einem nächtlichen Tete a Tete auf offner Straße ihre Wirkungen äußert. Die Erfahrung hievon ist so allgemein, daß man eine Offizierschleife am Hut als ein sicheres Mittel gebraucht, sich zu solchen Zeiten gegen Angriffe zu schützen, in welchen das Volk sich zur Völlerey privilegirt glaubt, und folglich zu Ausschweifungen vorzüglich geneigt ist. Ein gebietendes Wort, im Ton des Herrn gesprochen, wirkt oft mehr als die beherzteste Gegenwehr. Um diese Mittel mit Nachdruck gebrauchen zu können, muß man freylich die Landessprache mit einiger Fertigkeit sprechen; wer aber diesen Vortheil besitzt, und mit den Sitten und dem Karakter der Nation vertraut ist, kann zuweilen durch eine künstliche Wendung die natürliche Gutmüthigkeit des Pöbels erwecken, und seinen Beutel oder sein Leben vor den Angriffen desselben sichern. Unter mehreren auffallenden Beyspielen, welche diese Verfahrungsart bewähren, nur eins zur Probe.

Eine Dame von meiner Bekanntschaft reiste vor einigen Jahren im Innern des Reichs. Ihr Weg gieng durch ein Dorf, das sich seit kurzem durch Räubereyen und Mordthaten in der

ganzen Gegend furchtbar gemacht hatte. Durch unvorhergesehene Umstände verzögert sich ihre Ankunft bis in die Nacht, und da die Postbauern sich schlechterdings weigern, sie weiter zu führen, sieht sie sich genöthigt, in einer Hütte abzusteigen. Eine Unterredung ihres Führers mit einigen Leuten des Dorfs, der sie unter der Begünstigung der Dunkelheit beywohnt, flößt ihr die gerechtesten und schrecklichsten Besorgnisse ein. Bey ihrem Eintritt in die Hütte wird sie mehrere Kerle gewahr, die sich nach Landessitte auf dem Ofen gelagert haben. Ein altes Weib, deren Physiognomie eben nicht geschickt war, Zutrauen einzuflößen, beginnt ihren Empfang mit der Frage: warum sie sich geweigert habe, die Nacht im Dorfe zu verweilen, ob sie etwa glaube, daß es in ihrem Hause nicht sicher sey? und betheuert zugleich, daß sich keine Mannsperson in demselben befinde. Die Reisende, mit dem Karakter der Nation aus langen Erfahrungen bekannt, hütet sich wohl, diese Lüge zu widerlegen; sie äußert im Gegentheil das vollkommenste Zutrauen, setzt sich mit der größten Ruhe zu ihrem Abendessen, langt eine Branntweinsbouteille aus ihrem Flaschenfutter hervor, nöthigt die auf dem Ofen gelagerten Kerls herunter und theilt ihren Vorrath unter sie aus. Dieses Betragen, die Branntweinsflasche und die freundliche Mine der Geberinn thun ihre Wirkung; das eingeschlummerte aber nicht erstickte Gefühl der Menschlichkeit erwacht, und die originelle gutmüthige, sorgenlose und fröliche Laune, die dem gemeinen Russen so eigenthümlich ist, ergießt sich bald in lermende Gesänge. Als die Reisende sieht, daß sie ihren Zweck erreicht hat, legt sie sich in einem daranstoßenden Zimmer, dem Anschein nach ohne Unruhe zu Bette, verbietet ihrem Bedienten Gepäck und Gewehr in die Stube zu bringen, und löscht endlich sogar das Licht aus. Beym Anbruch des Tages findet sie ein russisches

Frühstück bereit, und ihren Wagen zur Abreise fertig. Ihr Abschied von diesem Räubervolk war eine der sonderbarsten moralischen Karrikaturen. Mit dem Eingeständniß ihrer strafbaren Handlung erhält sie von diesen Menschen zugleich die Versicherung, daß sie und alle Durchreisende, die ihren Namen nennen würden, gut aufgenommen und mit Sicherheit beherbergt werden sollten; ein Versprechen, welches mit den rohen aber unverstellten Beweisen einer herzlichen Zuneigung vergesellschaftet war.

Die Polizey von St. Petersburg hat eine sehr einfache und zweckmäßige Organisation. Außer dem Gouverneur, dessen Wirksamkeit sich natürlich auch in Rücksicht der Residenz auf alle Gegenstände des öffentlichen Wohls erstreckt, ist der Oberpolizeymeister der eigentliche Chef der ganzen Polizeyverfassung. Seine Thätigkeit ist, bey dem großen Umfange dieser Bestimmung, doch nur auf die allgemeinen Gegenstände der öffentlichen Sicherheit und Ordnung begrenzt. Er ist hier nicht, wie in andern großen Städten, der fürchterliche Mitwisser der Familiengeheimnisse und der ungesehene Zeuge der Handlungen des Privatmannes. Wir haben hier keine Spione, und müssen keine haben, wenn Montesquieu Recht hat *).

Unter dem Oberpolizeymeister steht das Polizeyamt, in welchem ein Polizeymeister, zwey Vorsteher, einer für peinliche, der andere für bürgerliche Sachen, und zwey aus der Bürgerschaft gewählte Rathmänner sitzen. Dieser Stelle ist die Sorge für Wohlanständigkeit, gute Ordnung und Sitten;

*) Faut-il des espions dans la monarchie? — Ce n'est pas la pratique des bons princes. Esprit des loix I. XII. Ch. 25.

die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze, und die Vollstreckung der Befehle der Regierung und der Entscheidungen der Gerichtshöfe übertragen *). Die Ausführung dieser Zwecke wird durch folgenden Mechanismus bewirkt.

Die Residenz ist, wie schon oben bemerkt worden, in zehn Stadttheile getheilt. Jeder derselben hat einen Vorsteher, der zum Wächter der Gesetze, der Sicherheit und der Ordnung in seinem Bezirke bestellt ist. Die Pflichten und Rechte dieses Postens sind so ausgedehnt als wichtig. Ein Vorsteher muß genaue Kenntniß von den Einwohnern seines Stadttheils haben, über welche ihm eine Art von väterlich-richterlicher Gewalt vertraut ist; er ist der Sittenaufseher seines Stadttheils; sein Haus darf weder bey Tage noch bey Nacht verschlossen werden, sondern soll ein beständiger Zufluchtsort für jeden Gefahr- und Nothleidenden seyn; er selbst darf sich nicht auf zwey Stunden aus der Stadt entfernen, ohne seinen Dienst einem andern zu übertragen. Das Polizeykommando und die Wachtposten des Stadttheils stehen unter seinem Befehl, und er wird, in Geschäften seines Dienstes, von zwey Sergeanten begleitet. Ueber ein widerrechtliches Verfahren des Vorstehers kann man sich beym Polizeyamt beschweren **).

Jeder Stadttheil ist wieder in drey bis fünf Quartiere abgetheilt, deren in der Residenz in allem zwey und vierzig sind. Jedes derselben hat einen Quartieraufseher, dem ein Quartierlieutenant untergeordnet ist. Die Pflichten dieser Polizeybeamten stimmen mit denen der Vorsteher überein, nur daß sie in ihrer Wirksamkeit auf einen kleineren Be-

*) Polizeyordnung. 30.

**) Polizeyordnung. 85 bis 113.

zirk eingeschränkt sind. Sie schlichten geringe Händel und Streitigkeiten auf der Stelle und haben überall ein wachsames Auge. Die Nachtwächter eines jeden Quartiers stehen unter dem Aufseher desselben, und sind auf jeden Wink zu seinem Befehle bereit.

Die Anzahl der Nachtwächter in der Stadt beläuft sich auf fünfhundert. Sie haben ihre angewiesene Plätze in kleinen, an den Ecken der Gassen erbauten Wachthäusern, und dienen, außer ihrer eigentlichen Bestimmung, auch zum Verhaftnehmen und zu jedem Dienst, der ihnen bey Tage oder bey Nacht von ihren Befehlshabern aufgelegt wird. Außerdem ist zur Ausführung der Polizeybefehle und zum Patroulliren noch ein Kommando von 120 Mann vorhanden, welches in vorkommenden Fällen von einem Kosackenpulk oder Husarenregiment unterstützt wird.

Diese aus so vielen untergeordneten Theilen bestehende Maschine erhält in ihrem regelmäßigen Gange jene Sicherheit und Ruhe, die die Bewunderung aller Fremden erregt. Die Thätigkeit jedes einzelnen Gliedes lös't sich auf in die Thätigkeit des Ganzen, und nur durch diese Vertheilung wird die Erreichung eines so vielseitigen Zwecks möglich. — Alle Quartieraufseher eines Stadttheils finden sich des Morgens um sieben Uhr bey ihrem Vorsteher ein, um ihm den Rapport von allem abzustatten, was innerhalb vier und zwanzig Stunden in ihren Quartieren vorgefallen ist, und um acht Uhr bringen sämmtliche Stadttheilsvorsteher diese gesammelten Berichte ins Polizeyamt, worauf dieses zugleich und zuerst die Sachen der über Nacht Verhafteten untersuchen muß. In dringenden Fällen versammelt sich das Polizeyamt zu jeder Stunde.

Diese Organisation und die außerordentliche Wachsamkeit der Polizey, die auch für ein zahlreicheres und unruhigeres Volk hinreichen würde, machen die geheimen Kundschafter entbehrlich. Die Polizey hat Kenntniß von allen in der Residenz vorhandenen Menschen; Ankommende und Abreisende sind gewissen Formalitäten unterworfen, die eine Verheimlichung des Aufenthalts oder Entweichung erschweren. Zu diesem Endzweck ist jeder Hausbesitzer und Gastwirth verpflichtet, der Polizey anzuzeigen: wer bey ihm wohnt, oder welche Fremde bey ihm eingekehrt sind. Wenn ein Fremder oder Miethsmann über Nacht aus dem Hause bleibt, so muß der Wirth die Polizey hievon spätstens am dritten Tage des Außenbleibens benachrichtigen. Strenger noch sind die Vorsichtsmaaßregeln bey Abreisenden. Diese müssen ihren Namen, ihren Stand und ihre Wohnung dreymal in die hiesigen Zeitungen setzen lassen, und diese Blätter als eine Beglaubigung im Gouvernement vorzeigen, worauf sie alsdann ihren Paß erhalten, ohne welchen es beynah unmöglich ist, aus dem Reiche zu kommen. Diese Einrichtung sichert nicht nur die Gläubiger der Abreisenden, sondern macht der Polizey auch eine nähere Aufsicht über alle verdächtige Einwohner möglich.

Die große Mischung von fremden Einwohnern aller Nationen macht diese Aufsicht jederzeit, besonders aber in gewissen kritischen Zeitpunkten, nothwendig. Immer finden sich in großen volkreichen Städten unruhige Leute, Glücksritter und Betrüger, die durch kühne Projekte, durch eine schändliche Industrie, oder durch sträfliche Gaukeleyen die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft zu stören, oder den Beutel des Publikums zu plündern suchen. Die Milde der Regierung, die gastfreye Aufnahme die jeder rechtliche Fremde hier genießt, die leichten

und vielfältigen Mittel zum Erwerb und die uneingeschränkte in allen Ländern so sehr erschwerte Erlaubniß, diese ohne Unterschied der Nation und des Glaubensbekenntnisses auf eine rechtmäßige Art zu benutzen — alle diese und andere Vortheile sind dennoch nicht zureichend, selbst solche Leute, denen das Glück einen beträchtlichen Theil derselben zuwarf, von der Undankbarkeit gegen das Land zurückzuhalten, in welchem sie diese Vortheile fanden. — Der Zeitpunkt des letzten schwedischen Krieges hat mehrere Beyspiele dieser traurigen Wahrheit aufzuweisen. Unter den zahlreichen hier angesessenen Schweden, die entweder als Gewerbleute oder im Dienst des Staats ein ruhiges Loos und eine gute Versorgung hatten, ließen sich manche durch einen misverstandnen Patriotismus, durch Intriguengeist, oder durch die Hofnung ihr Glück zu machen, zur schändlichsten Undankbarkeit gegen ihr zweytes Vaterland verleiten; gegen ein Land, das ihnen Brod und Ansehn gab, und sie, beym Ausbruch und während der ganzen Fortsetzung eines so unrechtmäßig angefangenen als mit Erbitterung geführten Krieges, in dem vollen und ungestörten Genuß ihrer hier erworbenen bürgerlichen Vortheile schützte. Die Wachsamkeit, die schnelle Entdeckung, und mehr als dieß, die Mäßigung und Großmuth, mit welcher die Regierung gegen diese Staatsverbrecher verfuhr, sind eine allzuauffallende und merkwürdige Widerlegung des auswärtigen Vorurtheils und der parteyischen Stimmen einzelner Schriftsteller, als daß ich den Raum bedauern sollte, den eine ungeschmückte und wahre Erzählung eines der interessantesten Vorfälle dieser Art hier einnehmen dürfte.

Die Eilfertigkeit, mit welcher die hier befindlich gewesene schwedische Gesandtschaft sich beym Ausbruch des Krieges aus dieser Residenz entfernte, hatte die Folge, daß ein Theil des Ge-

sandtschaftsarchivs in guter Verwahrung zurückbleiben mußte. Ein beherzter und verschlagener Mensch, der bey dem schwedischen Legationssekretair als Kammerdiener gestanden hatte, übernahm einige Zeit nachher den gefährlichen Auftrag, nicht nur diese Papiere nach Schweden hinüber zu bringen, sondern auch Erkundigungen über gewisse Dinge einzuziehen, die in allen Ländern als Staatsgeheimnisse betrachtet werden, und es zur Zeit des Krieges wirklich in mehr als Einer Rücksicht seyn müssen. Mit Geld und allen Talenten zu einer solchen Unternehmung hinlänglich versehen, erschien er hier in Petersburg unter den Namen eines Kaufmanns und dem Vorwande Getreide einzuhandeln, und hatte das Glück, nicht nur seinen Endzweck zum Theil zu erreichen, sondern auch mit seinen geretteten Papieren und Briefschaften bis Riga zu kommen. Hier, auf der Grenze des Reichs, ereilte ihn die Wachsamkeit der petersburgischen Polizey; er ward in Verhaft genommen, nach der Residenz zurückgebracht, und in dem Hause des Generalprokureurs in Verwahrung gesetzt. Sein Proceß war kurz, da die Beweise seiner Unternehmung jede Entschuldigung unmöglich machten; er hielt es daher für das zuträglichste, unter diesen Umständen alles freymüthig zu gestehen. Nach einigen Verhören ward ihm sein Urtheil mit folgenden Worten angekündigt: „Sie haben ein Verbrechen begangen, für welches Sie in jedem andern Lande mit dem Leben würden büßen müssen; die Gnade der Kaiserinn schenkt Ihnen, in Rücksicht auf Ihr offenherziges Geständniß, nicht nur dieses, sondern mildert Ihre Strafe in eine Entfernung nach einem abgelegenen Grenzort, wo Sie so lange bleiben werden, bis der Krieg geendigt seyn wird. Alsdann steht es Ihnen frey, dieses Land zu verlassen.“ Der überraschte und betäubte Inquisit hatte noch nicht Zeit, sich von seiner angenehmen Bestürzung zu erholen, als

ihm eine Banknote von hundert Rubeln mit der Aeußerung eingehändigt wurde, daß er dieses Geschenk einem erhabenen Wohlthäter zu danken habe, der sein Schicksal durch diese Kleinigkeit zu erleichtern wünsche. Der Verbannungsort des Gefangenen lag im äußersten Sibirien. Er sollte hier täglich eine bestimmte Summe zu seinem Unterhalt empfangen, die ihm aber durch zufällige Umstände nicht ausgezahlt ward; doch fand er unter den dortigen Einwohnern gutmüthige Menschen, die sich recht herzlich angelegen seyn ließen, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. — Kaum war der Friede geschlossen, als mit der Nachricht desselben auch der Befehl an dem Orte seiner Verbannung ankam, ihm die Freyheit wiederzugeben. Er kehrte nach St. Petersburg zurück, meldete sich hier bey der Behörde, erhielt die ganze Summe seiner Tagegelder bis auf den Tag seiner Befreyung ausgezahlt, legte mit diesem kleinen Kapital einen Handel an, heyrathete eine Russinn, und lebt jetzt hier, zufrieden und glücklich, als ein merkwürdiger Beweis der politischen Toleranz unter der Regierung Katharinens der Zweyten.

Dieses Beyspiel, so auffallend es ist, ist nicht das einzige seiner Art. Alle diejenigen, die sich während des schwedischen Krieges verdächtig gemacht hatten und ihres Verbrechens überführt waren, sind auf eine ähnliche glimpfliche Art behandelt worden. Die mehresten unter ihnen wurden in die Provinzen verschickt, wo sie entweder ein geringes Jahrgeld bekamen, oder nach Maaßgabe ihrer Brauchbarkeit angestellt wurden. Einer derselben, der als Lehrer beym Landkadettenkorps gestanden hatte, ward Schuldirektor in der Provinz mit Beybehaltung seines völligen Gehalts. Die gewöhnliche Strafe fremder Glücksritter, die sich durch unerlaubte Wege fortzuhelfen suchen, ist diese, daß sie schleunigst über die Grenze gebracht werden, wobey sie oft noch

etwas an Gelde erhalten. Ein Beyspiel dieser Gattung war der sogenannte Graf Palatin, der die Geschichte seiner Abentheuer selbst bekannt gemacht hat *). Dieser Glücksritter ließ sichs einfallen, einen Vorschlag zur Verbesserung Rußlands auf der Post an die Kaiserinn zu senden und eine persönliche Unterredung mit dieser Monarchinn zu verlangen, bey welcher, außer dem Großfürsten, niemand zugegen seyn dürfte. Als er hierauf keine Antwort erhielt, schrieb er einen Brief voll Grobheiten an den Staatsrath Kusmin, und hatte sogar die Unverschämtheit, dem Feldmarschall, Fürsten Gallizin, bey seiner Unterredung mit demselben zu sagen, seine Absicht sey, die Kaiserinn die Kunst zu lehren, ihre Hofleute kennen zu lernen. Ein Benehmen dieser Art ließ keinen Zweifel über die Person und die Absichten dieses Menschen; er ward über die Grenze gebracht, nachdem er zuvor, während eines kurzen Verhafts, seinen für die Verbesserung Rußlands ersonnenen Plan aufgegeben hatte, erhielt hundert Rubel und eine Winterkleidung, und mußte eine schriftliche Versicherung geben, daß er sich nie mehr wolle auf russischem Gebiet betreffen lassen. „Eine Versicherung, setzt der Abentheurer hinzu, die ich mit Freuden gab, weil ich das fand, was ich eigentlich suchte.“

Wenn einzelne Menschen dem Staate verdächtig seyn müssen, deren Lebensart, Umgang, Erwerb und Thätigkeit unbekannt sind, so können ganze Gesellschaften demselben um so weniger gleichgültig seyn, wenn diese die Zwecke ihrer Verbindung oder gar ihre Existenz selbst den Augen des Publikums entziehen. Die Polizey wacht hier mit einer lobenswürdigen Sorgfalt über geheime Gesellschaften aller Art, und so

oft

*) Schlözers Staatsanzeigen. Heft 1. S. 109.

oft sich auch der Schwindelgeist religiöser und politischer Sektirer oder die Schwärmerey vorgeblicher Mystagogen hier einzunisten versucht haben, so ist es ihnen dennoch niemals oder nur auf eine kurze Zeit gelungen. Magnetismus, Martinismus, Rosenkreuzerey und wie die Namen aller ähnlichen Verirrungen des menschlichen Verstandes heißen mögen, haben ihr Glück mit einerley schlechtem Erfolg auf dieser Bühne versucht.

Mit gleicher Sorgfalt ist die Polizey bemüht, die dunkeln Schlupfwinkel zu zerstören, in welche die Begierde zum Gewinn arbeitscheue Müßiggänger versammelt. Wenn die Grenzen der bürgerlichen Freyheit der Polizey die Anwendung der äußersten Mittel zur Vertilgung der Spielwuth verwehren, so ist die Fortpflanzung und Ausbreitung dieses schrecklichen politischen Uebels doch wenigstens erschwert und gehindert. Nach der Polizeyordnung *) sind nur solche Spiele erlaubt, die sich auf Stärke und Gewandheit des Körpers oder auf erlaubten Zufall und Geschicklichkeit gründen. Die nähere Erklärung dieser Bestimmungen ist dem Gesetz vorbehalten. Bey verbotnem Spiel soll das Polizeyamt auf die Absicht der Spielenden sehen. Alle Klagen und Forderungen wegen Spielschulden und deren Bezahlung sind für nichtig erklärt. Daß hier, wie im ganzen russischen Reiche kein Lotto geduldet wird, ist bekannt.

Nach dieser Schilderung wird man leicht erwarten, daß die Zahl der Unfugmacher und Störer der öffentlichen Ruhe nicht sehr groß seyn kann. Zank und Schlägereyen auf der Straße oder in den Schenken sieht man selten. Der Angreifende ruft dem nächststehenden Wachtkerl, und im Augenblick sind Kläger und Beklagte verhaftet und werden in die nächste Sjesha (Polizeywachthaus) geführt, wo die Ursache ihres Streits un-

*) Polizeyordnung. 67.

tersucht und bestraft wird. — Für Händel von einiger Bedeutung besteht ein eigenes Tribunal unter der Benennung des mündlichen Gerichts, welches wegen seiner Individualität eine kleine Schilderung verdient.

In jedem Stadttheil sind ein oder mehrere Richter des mündlichen Gerichts verordnet, die aus der Bürgerschaft erwählt und denen einige Geschworne zugegeben werden. Dieses Gericht versammelt sich täglich Vormittags, und schlichtet alle ihm vorgetragene Streitigkeiten mündlich, wobey jedoch ein Tagebuch über die Klagen und Entscheidungen geführt wird, welches wöchentlich dem Magistrat vorgelegt werden muß. Sobald eine Klage angebracht wird, zeigt das Gericht es dem Vorsteher des Stadttheils mündlich an, worauf der Beklagte nicht später als den Tag nach geschehener Ladung vor der Polizey erscheinen darf. Jede Sache muß in Einem, oder wenn Erkundigungen einzuziehen sind, in dreyen Tagen entschieden werden. Die Entscheidung theilt das mündliche Gericht dem Vorsteher des Stadttheils vermittelst seines Tagebuchs mit, um sie in Erfüllung zu setzen. Wer mit dem gesprochenen Urtheil nicht zufrieden ist, kann sich an die in den Verordnungen bestimmten Gerichtshöfe wenden *).

Die unermeßliche Cirkulation welche der Luxus und die Bedürfnisse der Residenz veranlassen, würde einer größern Volksmenge die Mittel zu ihrer Existenz hergeben können. Der zunehmende Anwachs der Stadt und die großen Unternehmungen der Regierung, die sich hier wie in einem großen Mittelpunkt vereinigen, beschäftigen so viele Hände als zur Arbeit vorhanden sind, und würden mehr beschäftigen können; die

*) Polizeyordnung. 161 bis 178.

leichten Erwerbmittel und der hohe Arbeitslohn lassen daher der Faulheit und dem Müßiggange keine Entschuldigung übrig. Wirklich sieht man hier keinen **Bettler**, wenn man nicht etwa die kleinen Kinder hieher rechnen wollte, die den Vorübergehenden zuweilen um eine Gabe ansprechen. Alten, mit Krankheiten behafteten Menschen, Krüppeln und andern solchen Gegenständen des Ekels wird das Betteln schlechterdings nicht gestattet. Für die wirklich Armen und zu jeder Art des Erwerbs unfähigen Personen ist ein wohleingerichtetes Armenhaus vorhanden, dessen nähere Anzeige einer der folgenden Abschnitte enthält; für arbeitsuchende Fleißige und arbeitsfähige Müssiggänger aber bestehen folgende nützliche und heilsame Anstalten.

Zufolge der Polizeyordnung vom Jahr 1782 sind in der Residenz **Gesindemäkler** angeordnet, bey welchem sich täglich zu gewissen Stunden sowohl dienst- und arbeitsuchende Leute, als auch Herrschaften melden können, denen es an Gesinde fehlt. Der Mäkler ist gehalten, den Namen, die Zeit und die Forderungen oder Anträge eines jeden der sich bey ihm meldet, in sein Mäklerbuch einzutragen, in welchem auch die Dienstkontrakte aufgezeichnet werden und welches bey vorfallenden Streitigkeiten zum Beweise dient. Um das Publikum zur Benutzung dieser gemeinnützigen Anstalt aufzumuntern; ist zugleich verordnet, daß das mündliche Gericht und das Polizeyamt keine Klage zwischen Diensthalter und Gesinde annehmen sollen, wenn der Kontrakt nicht durch das Mäklerbuch bescheinigt werden kann; Dienst- und Arbeitsleute aber, welche sich beym Mäkler zu melden unterlassen, werden aus der Stadt und dem Kreise verwiesen.

Das Arbeitshaus der Residenz nimmt nicht nur solche Leute auf, welche gerne arbeiten wollen, aber keine Beschäftigung finden, sondern ist zum größten Theil mit aufgegriffenen Müßiggängern, Unfugmachern, gesunden Bettlern und Dieben angefüllt, welche nicht über den Werth von zwanzig Rubeln gestohlen haben. Da eine solche Vereinigung der Verbrechen mit hülfloser Arbeitsamkeit gegen die Grundsätze einer aufgeklärten Polizey ist, so war dies Institut, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, nur der letztern gewidmet *). Weil sich aber von dieser Klasse, entweder aus Vorurtheil gegen die Anstalt, oder weil es, wie ich glaube, einen Ueberfluß von Erwerbsmitteln giebt, nur sehr wenige Menschen einfanden, so ward dies Institut beynahe gänzlich für Zwangarbeiter bestimmt. Die Oberaufsicht über dasselbe führt das Kollegium der allgemeinen Fürsorge, welches daher auch die Art und das Maaß der Beschäftigung nach den Bestimmungen des Geschlechts, des Alters und der körperlichen Beschaffenheit austheilt. Es ist auch Privatleuten erlaubt, ihr Gesinde zur Bestrafung in diese Anstalt zu schicken; doch müssen sie für jeden Menschen täglich drey Kopeken Kostgeld entrichten, wobey der Vortheil der Arbeit der Anstalt zufällt. Im Durchschnitt werden hier jährlich gegen achthundert Menschen aufbehalten. Ein kleines Hospital, welches mit diesem Hause verbunden ist, hatte am ersten Janüar 1790, 107 Kranke beyder Geschlechter.

Für Verbrecher, die nach den Gesetzen zur Arbeit verurtheilt sind, ist das Zuchthaus. Auch dieses steht unter dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge, welches die Strafarbeit

*) Verordnungen. Hauptstück 385 bis 390.

dieser Leute dem Staat, besonders in Rücksicht auf Fabriken, nützlich zu machen sucht. Den Gouvernementsverordnungen zufolge *) ist das Zuchthaus für folgende Gattungen von bürgerlichen und sittlichen Verbrechern bestimmt; für Kinder, die ihren Eltern ungehorsam sind oder ein anhaltendes böses Leben führen, für Leute die ihr Vermögen durchbringen, doppelt so viel Schulden aufhäufen als ihr Vermögen beträgt, oder schändlicher Vergehungen gegen die Ehrbarkeit schuldig sind, für Menschen die offenbar eine Aufführung annehmen, welche guten Sitten und guter Polizey zuwider ist, für unnütze und faule Knechte und Landstreicher, für vorsetzliche und muthwillige Müßiggänger und Bettler, endlich für Weibspersonen die ein schändliches, freches und ärgerliches Leben führen. — Verbrecher dieser Art werden entweder auf das Urtheil eines Gerichtshofes, oder auf die Bitte der Eltern, Vorgesetzten und Hausherren, wiewohl nicht ohne Zeugniß, warum? ins Zuchthaus gesetzt. Auch hier müssen Privatleute, wie im Arbeitshause, ein geringes Kostgeld bezahlen. Das männliche Geschlecht ist vom weiblichen abgesondert und jeder Züchtling darf nur bey seinem Taufnamen genannt werden. Die Widerspenstigen kann der Oberaufseher zur Zeit mit Ruthen, oder mit Einsperrung auf Wasser und Brod bestrafen. Die jährliche Anzahl der Züchtlinge ist zwischen sieben und neunhundert.

Diese Anstalten, in welchen sich die Residenz, wie in einem Behälter, aller faulen, unreinen und ansteckenden Theile entledigt, stehen in so genauer Verbindung mit den Verwahrungsörtern der Gerechtigkeit, daß ich es am schicklichsten finde, ihrer hier sogleich zu erwähnen.

*) Hauptstück 25 bis 391.

Das neue Stadtgefängniß, welches, so viel es thunlich war, nach Howard's Vorschlägen erbaut und eingerichtet ist, besteht aus einem großen, maßivgebauten, zwey Stock hohen, fünfeckigen Gebäude. Von außen hat es keine Fenster und nur Eine eiserne Pforte; das Dach ist auf jeder der fünf Ecken mit einer hohen großen Kuppel versehen, die zu Magazinen bestimmt sind. Jeder Stock hat nur Eine Reihe Zimmer, und vor derselben einen Gang. Die Zimmer sind ungleich an Größe, aber haben völlig einerley Einrichtung. Ueberall sind die Fenster hoch; jeder Kerker hat einen kubischen Ofen, einen kleinen gemauerten Tisch und Sessel, eine eiserne Außenthüre, und in der Thürwand die Bequemlichkeit. Auf dem freyen Platz den dies Gebäude einschließt, steht ein gleichförmiges kleineres Gefängniß, welches nebst ähnlich eingerichteten Kerkern, auch eine Kapelle, ein Komtoir, eine Wachtstube und ein Züchtigungszimmer enthält. — Der übrig bleibende Hofraum, dessen Breite etwa sechs Klafter ist, hat die Bestimmung, den Gefangenen den Genuß der freyen Luft zu verschaffen. Bis itzt steht dies Gebäude noch völlig leer.

Unter den übrigen Gefängnissen, deren überhaupt nur drey sind, ist das Polizeygefängniß das merkwürdigste. Dieses Haus, welches man gewöhnlich die Polizey nennt, weil hier ehemals die Kanzelley derselben war, ist seiner jetzigen Bestimmung nach, der vorzüglichste Verwahrungsort für alle Straffällige mit denen es die Polizey zu thun hat. Man findet hier also ungerichtete Verbrecher aller Art, böse Schuldner, Bankerotteurs, falsche Spieler, Händelmacher, Betrüger, Diebe, Nachtschwärmer von allen Glaubenssekten und von allen Nationen in bunter Mannigfaltigkeit unter einander. Dieses Beysammenseyn einer so sonderbaren Menschengattung

ist die Quelle sehr sonderbarer Wirkungen. Der Reichere erkauft sich Bequemlichkeiten vom Aermern; der Verschmitzte überlistet den Einfältigen; ausgesondert von der menschlichen Gesellschaft bildet sich innerhalb dieser Mauern eine kleine Republik, in welcher die beyden großen Hebel der menschlichen Thätigkeit, Bedürfniß und Leidenschaft, ihre Rolle so gut als ausserhalb spielen. So wucherte vor einigen Jahren ein Bewohner dieses Hauses mit den Geheimnissen eines bekannten Ordens, dessen Mitglied er war, er machte gegen sehr geringe Rezeptionsgebühren eine Menge würdiger Proselyten. Ein anderer hatte die Vergünstigung erhalten, seine Schlafstätte durch eine Scheidewand abzusondern, wo er in Gesellschaft seines Bedienten lebte, der durch die Leibeigenschaft gezwungen war, ihm in diesen Aufenthalt zu folgen. Hier nahm er die Ankömmlinge, deren Mine und Anzug etwas zu versprechen schienen, freundlich auf, und lockte ihnen ihre Baarschaft entweder im Spiel oder bey einem Glase Punsch mit solcher Schlauigkeit ab, daß selten einer ohne Verlust seiner Habseligkeiten den gefährlichen Schutzwinkel verließ. — Dieses Haus, dessen Mauern nur Laster und Verbrechen zu beherbergen scheinen, wird zuweilen auch der Schauplatz einer schönen menschlichen Handlung, wie sich einzelne Lichtstralen in die dunkeln Farben eines Nachtgemäldes mischen. Nicht um die Schatten zu heben, sondern als ein kleines Denkmal für eine unbekannte edle That, mag folgende Anekdote hier ihren Platz finden.

Ein junger Deutscher Edelmann, der sich in dieser Residenz eine Zeitlang den gewöhnlichen Ausschweifungen seines Alters mit dem größten Leichtsinn preis gegeben hatte, war endlich so unglücklich, von seinen Gläubigern in die Polizey

gesetzt zu werden. In dieser schrecklichen Lage, von allen seinen ehemaligen Bekannten verlassen, bleibt ihm ein Mädchen von der feilen Klasse treu, das einst in guten Tagen einen Antheil an seiner Börse gehabt hatte. Sie folgt ihm in das Gefängniß, wird bey einer schweren Krankheit seine unermüdete Pflegerinn, sorgt für alle seine Bedürfnisse, verkauft, da ihre Baarschaft nicht zureichend ist, alle ihre Habseligkeiten, und bettelt endlich für ihren unglücklichen Freund. Als diesen nach eilf Monaten der Tod aus seiner traurigen Lage befreyte, ließ ihn das Mädchen von ihrem erbettelten Gelde anständig begraben und — willigte nun erst in den längst geschehenen Antrag eines wohlhabenden Mannes, durch welchen sie sich Bequemlichkeit und Vergnügen verschaffen konnte, und den sie bis dahin aus dem Grunde ausgeschlagen hatte, weil sie es schändlich fand, ihren ersten Liebhaber in seinem Unglück zu verlassen. —

So groß die Sicherheit in Rücksicht auf öffentliche Gewaltthätigkeiten ist, so sehr muß man gegen listige Betrügereyen und feine Streiche auf seiner Hut seyn. Die häufigen Beyspiele dieser Art machen jeden Russen gegen den andern wachsam, und es gelingt ihnen daher nicht so leicht ein Betrug gegen ihre eigene Landsleute; aber desto mehr halten sie sich an Fremden und Ausländern schadlos, besonders wenn sie die Landessprache nicht verstehen. Die Krämer und Kaufleute fordern gewöhnlich drey und zuweilen auch fünfmal so viel als die Waare werth ist; der Unkundige bietet die Hälfte, und glaubt einen guten Kauf gethan zu haben, da er doch betrogen ist. Schlechter Waare ein gutes Ansehen zu geben, im Maaß und Gewicht auf eine unmerkliche Weise zu übervortheilen, die schlechtere Waare der gekauften besseren unterzu-

schieben, alle diese und eine Menge anderer Künste versteht kein Kaufmann besser als der russische. Da die Russen im Ganzen viel Witz und einen lebhaften Verstand haben, so sind sie zu dieser Art von Industrie vorzüglich aufgelegt, und die Pickpockets von Petersburg und Moskau können sicherlich jeden Wettstreit mit denen zu London und Paris eingehen.

Vor einiger Zeit trug sich in Moskau folgende Geschichte zu, die dort sowol als hier Aufsehn erregte und ihrer Originalität wegen in dieser Rubrik eine Stelle verdient. Ein reicher Edelmann, der wegen seiner Liebhaberey für kostbare Steine bekannt war, trifft zufälliger Weise in einer Gesellschaft einen Unbekannten an, der einen Ring von sehr großer Schönheit und hohem Werth am Finger trug. Nach einer langen Unterredung über den eigentlichen Werth desselben, bietet der Edelmann dem Besitzer eine ansehnliche Summe dafür, die dieser anfangs aus dem Grunde ausschlägt, weil er keine Lust habe, den Ring zu verkaufen, endlich aber, um den fortgesetzten Zudringlichkeiten des Edelmanns auszuweichen, erklärt, daß er ihn nicht verkaufen könne, weil — die Steine nicht ächt seyen. Diese Erklärung setzt alle Anwesende, unter denen sich Kenner befanden, in Erstaunen. Der Edelmann, um seiner Sache gewiß zu werden, bittet sich den Ring auf einige Tage gegen Sicherheit aus, erhält ihn, und eilt damit zu allen Juwelirern, die ihn sämmtlich für ächt und von großem Werth erklären. Mit dieser Gewißheit und der Hofnung eines guten Kaufs bringt er den Ring seinem Besitzer zurück, der ihn, beym Empfange, gleichgültig in seine Westtasche steckt. Man fängt von neuem an zu handeln; der Unbekannte beharrt auf seinem Entschluß, bis endlich der Edelmann eine Summe bietet, die dem eigentlichen Werth ziemlich nahe kam. „Dieser

Ring, erwiedert der Unbekannte, ist ein Geschenk der Freundschaft, aber ich bin nicht reich genug, eine so große Summe auszuschlagen, als Sie dafür bieten. Doch eben dieses hohe Gebot ist die Ursache meiner Unentschlüssigkeit. Wie können Sie, wenn Sie Sich dessen völlig bewußt sind, was Sie thun, so viel Geld für einen Ring geben, von welchem der Besitzer selbst eingesteht, daß er unächt sey?" — Wenn Ihr Entschluß nur davon abhängt, versetzt der Käufer, so empfangen Sie hier sogleich die Summe (er legte sie in Banknoten auf den Tisch) und ich nehme die Herren, die hier zugegen sind, zu Zeugen, daß ich sie freywillig und mit Ueberlegung zahle. — Der Verkäufer nahm das Geld und übergab dem Edelmann den Ring, mit der abermaligen Erklärung, daß er unächt sey, und daß es noch Zeit wäre, den Handel ungültig zu machen. Dieser beharrte auf seinem Entschluß, eilte voller Freude nach Hause, und fand — was meine Leser schon errathen haben — daß der Unbekannte nur zu wahr gesagt hatte. Statt des ächten Ringes hatte er einen falschen von der höchsten Aehnlichkeit mit jenem erhalten. Die Sache ward gerichtlich; da aber der Verkäufer bewies, daß in dem ganzen Handel von ächten Steinen gar nicht die Rede gewesen sey; daß der Käufer ausdrücklich nur auf einen falschen Ring geboten, und er hinwiederum auch nur einen falschen Ring verkauft habe: so mußten die Richter zum Vortheil des letztern sprechen.

Man versteht sich hier so gut wie in Paris darauf, Lebensmittel zu verfälschen und ihnen ein besseres Ansehn zu geben. Alltägliche Betrügereyen diese Art tragen sich überall zu; aber wenn man Hühner sieht, die wohlgemästet scheinen, weil sie mit Luft angefüllt sind, oder Spargel, die ihres eßba-

ren Theils beraubt, zugespitzt und gefärbt sind; so wird man dies doch nicht alltäglich nennen.

Eine Dame, die erst seit kurzem aus Deutschland gekommen war, und von ihren hiesigen Bekannten vieles von dergleichen listigen Betrügereyen gehört hatte, faßte den Vorsatz, bey jedem Handel die äußerste Vorsicht zu gebrauchen, um die allgemeine Meynung zu widerlegen, daß jeder Fremde ein kleines Lehrgeld bezahlen müsse. Mehrere Tage gieng es gut; einsmals aber tritt ein Rasnoschtschick ins Zimmer, und bietet ihr ein Pfund Thee, den letzten Rest seines Verkaufs, an. Sie wägt die Waare, und findet das Gewicht richtig; sie versucht eine Probe, der Thee war unverfälscht und wohlschmeckend; sie schüttet den ganzen Vorrath aus, auch hier war kein Betrug zu merken. Sie frägt nach dem Preise, und bietet ein Drittheil des Geforderten; der Verkäufer ist natürlich mit diesem Gebot nicht zufrieden, schüttet seinen Thee wieder in die Büchse, wickelt ein Tuch um dieselbe, und steckt sie in den Busen. Endlich wird der Handel geschlossen und die Waare ausgeliefert. Tuch und Büchse waren die nämlichen; indessen, Vorsicht schadet nicht; die Dame öffnet die Büchse und findet den gekauften Thee. Sie schließt ihn ein, zur großen Belustigung des Verkäufers, der unterdessen über ihre ängstliche Behutsamkeit gelacht und sie gefragt hatte, woher sie denn eine so gar üble Meynung von seiner Ehrlichkeit habe. Das Geld wird bezahlt, der Rasnoschtschik entfernt sich — und Tags darauf findet man die Büchse voll Sand und Graus, die Oberfläche ausgenommen, die freylich mit Thee bedeckt war.

Dinge dieser Art sind übrigens in allen großen Städten zu Hause, wo die starke Bevölkerung jede Entdeckung schwieriger macht, und der Abstand und die Verschiedenheit der Glücks-

umstände die Leidenschaften weckt und den menschlichen Geist zur Industrie aller Art reizt. Die höchste Kultur und Verfeinerung so wie die höchste Sittenlosigkeit und Verderbniß, muß man nur in Städten vom ersten Range suchen. Die Mittel gegen diese Uebel sind nicht in den Händen der Polizey; keine menschliche Erfindung wird eine Wirkung verhindern können, wo eine natürliche Ursache ist; und diese zu heben, müßten wir dem Vorschlage der Philosophen folgen, die das Menschengeschlecht in Wälder und Gebirge verweisen, wo die höchste Unverdorbenheit neben der höchsten Brutalität wohnt. —

Die öffentliche Sicherheit wird nicht nur durch Gewalt und Betrug der Menschen befährdet; auch die Natur scheint sich zuweilen gegen dieselbe verschworen zu haben. Die Resultate der großen, ewigen und wohlthätigen Gesetze, nach welchen sie auf das Ganze wirkt, sind nichts destoweniger sehr oft zerstörend für das Einzelne; und der Mensch ist, seiner unenträthselten Bestimmung nach, gezwungen, sich gegen eben die Natur wie gegen einen Meuchelmörder zu bewaffnen, aus deren Händen er sein Daseyn, seine Erhaltung und seinen Genuß empfängt. Die natürlichen und zufälligen Verletzungen der öffentlichen Sicherheit sind daher nicht minder ein wichtiger Gegenstand der Polizey. Ein genaues Detail aller einzelnen Anstalten zu diesem Zweck würde außerhalb den Grenzen dieses Buches liegen; folgende aus dem Ganzen herausgehobene Züge werden zur Karakteristik dieses Theils der hiesigen Polizeyverfassung hinlänglich seyn.

St. Petersburg ist wegen seiner Lage an der Mündung eines großen schiffbaren Stromes sehr oft Ueberschwemmungen ausgesetzt. Bey anhaltendem Westwinde steigt das Wasser bis und über zehn Fuß über die Mittelhöhe desselben. Mit fünf

Fuß überschwemmt es nur die westlichsten Gegenden der Stadt, an den Stellen, wo die Newa kein Bollwerk hat; aber bey einer Wasserhöhe von zehn Fuß bleibt nur der östlichste Theil von einer allgemeinen Ueberschwemmung verschont. Im Jahr 1777 am 10. September, Vormittags 10 Uhr war das Wasser bis auf 10 Fuß 7 Zoll über seinen Mittelstand gestiegen, und ob es gleich zwey Stunden nachher schon wieder in seinen Ufern war, so hatte diese kurze Ueberschwemmung doch außerordentliche Wirkungen. Ein lübeckisches Schiff ward in den Wald von WassiliOstrow getrieben, viele hölzerne Häuser waren verschoben und mehrere Menschen hatten während der Dunkelheit der Nacht ihr Leben verloren.

Seit dieser merkwürdigen Ueberschwemmung hat man Vorsichts- und Warnungsanstalten gegen ähnliche Fälle getroffen. Schon viele Jahre hindurch war der Wasserstand an der Festung bemerkt worden. Jezt verordnete die Admiralität Signale zur Wachsamkeit bey steigendem Wasser. Wenn dieses in der Mündung der großen Newa über seine Ufer hinaustritt, so geschehen daselbst drey Schüsse, die bey steigender Gefahr wiederholt werden. Innerhalb der Stadt werden in diesem Fall fünf Kanonen von dem Admiralitätswall gelöset, und auf dem Thurm derselben bey Tage vier weisse Fahnen, bey Nacht vier Laternen ausgehängt; zugleich werden die Glocken langsam geläutet. An den Stellen, die der Ueberschwemmung am meisten ausgesetzt sind, werden Fahrzeuge zur Rettung der Menschen in Bereitschaft gehalten. — Diese Anstalten, der zunehmende Anbau und die Erhöhung der meisten Gegenden, die Einfassungen und Bollwerke der Newa, und die Vergrößerung des Wasserspiegels durch die Kanäle machen den Einwohnern von Petersburg die westlichen Stürme immer weniger fürchterlich, so daß man bey einem

Anwachs von fünf Fuß über die Mittelhöhe wenig oder gar keine Besorgniß äußert.

Auch die Gefahr der Feuerverwüstungen ist nicht mehr so groß als ehedem, da die Zahl der hölzernen Häuser sich vermindert und die Einrichtungen zur Löschung und Rettung besser und vollkommner sind. Die Polizey besoldet zu diesem Behuf zehn Brandmeister und 1622 Menschen, die bloß zu dieser Absicht gebraucht werden. Man hört jezt überhaupt selten von Unglücksfällen dieser Art; am häufigsten tragen sie sich noch in den entlegenen, mit Holz bebauten Stadttheilen zu. Während der letzten sechs Jahre ist in den bessern Gegenden nie mehr als Ein Haus niedergebrannt, aber auch diese waren größtentheils von Holz. Bey einem der letztern Vorfälle, dem ich selbst beywohnte, ward ein dicht daneben stehendes kleines hölzernes Haus so vollkommen gerettet, daß es auch nicht die mindeste Beschädigung erlitt. — Mit der kaiserlichen Leihbank ist eine Assekuranzanstalt für Feuerschäden verbunden, in welcher man von drey Vierteln des taxirten Werths der Häuser und Fabriken jährlich anderthalb vom Hundert bezahlt.

Das schnelle Fahren auf den Gassen ist zwar verboten, allein wegen unzähliger Schwierigkeiten ist es nicht gut möglich, demselben völlig Einhalt zu thun; auch ist es, aus folgenden Ursachen, nirgend weniger gefährlich als hier. Alle Straßen in Petersburg haben durchgehends eine beträchtliche Breite; ihre gerade Richtung setzt die Kutscher in den Stand, jedes Hinderniß in großer Entfernung zu sehen; in vielen Gassen sichern die bequemen Trottoirs die Fußgänger für jede Gefahr. Ueberdem sind die Russen überaus gute Kutscher, und da sie für jedes durch ihre Schuld verursachte Unglück verantwortlich werden, so rufen sie den Fußgängern nicht nur in der Entfernung zu, sondern ben-

gen ihnen sogar im Nothfall aus. Die Art dieses Zurufs ist fast jedesmal bezeichnend, z. B. „Alter! Mütterchen! Soldat! Fischträger!“ Nicht nur hier, sondern in ganz Rußland ist die Sitte allgemein, im Fahren beständig die rechte Hand zu halten, daher das unaufhörliche Geschrey auf den Gassen: „na prawa!“ d. i. rechts. Wer gegen diese Sitte fehlt, ist in Gefahr, auf der Stelle übel behandelt, oder wenigstens tüchtig ausgeschimpft zu werden.

Bey allen Gelegenheiten, wo viele Menschen oder Equipagen sich versammeln, sind Polizeybeamte gegenwärtig, die mit Hülfe reitender Soldaten oder Kosacken eine solche Ordnung erhalten, daß man selten oder niemals von Unglücksfällen und Beschädigungen hört. Bey den Schauspielhäusern, bey Hofe, bey den Klubben, vorzüglich aber bey Hofsbelustigungen und bey den Promenaden, die das Publikum an gewissen Tagen nach den nahegelegenen Vergnügungsörtern macht, finden sich oft mehrere tausend Wagen und eine unzählige Menge Fußgänger ein, wobey die erstern in ihrer vorgeschriebenen, genau bewachten Ordnung fortfahren, und die letztern ohne die mindeste Gefahr, selbst für den berauschten Pöbel gegenwärtig seyn können. Man müßte wirklich äußerst parteyisch seyn, wenn man diese, von jedem Fremden bewunderte Vorsicht und Wachsamkeit nicht anerkennen wollte. Bey jedem Gastmal in der Stadt, bey jeder Gelegenheit, wo die Zahl der Equipagen einigermaßen anwächst, finden sich sogleich Polizeybediente ein, um Ordnung zu halten und Unglück zu verhüten. Auf den Brücken über die Newa sind stets einige derselben gegenwärtig, weil hier das Gedränge vorzüglich groß ist. Eben diese Sorgfalt wird auch bey gefährlichen Gerüsten, beym Bauen und bey Volksvergnügungen angewendet. Die Eisberge, die Schaukeln und andere Nationalspiele würden ge-

wiß jedesmal das Leben mehrerer Menschen kosten, wenn diese guten Anstalten nicht wären, durch welche dennoch nicht allemal Unglück verhütet werden kann, daher die Regierung sie auch allmälig einzuschränken und abzuschaffen sucht. Da das Zufrieren und Aufgehen der Newa der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden kann, so sind auch hier die nöthigen Warnungsanstalten nicht vergessen. Die Auf- und Abfahrten werden, sobald das Eis locker wird, abgebrochen, und das Publikum durch an den Ufern angeschlagene Zettel gewarnt. Ueberdem sind um diese Zeit beständig Polizeysoldaten gegenwärtig, welche den tollkühnen, oft um eine Kleinigkeit sein Leben wagenden Pöbel zurückhalten müssen. Ich war einsmals Zeuge, wie ein solcher Mensch mit der äußersten Gefahr über das lockere, schwarzgraue, zum Theil schon losgebrochene Eis gieng, indem er ein bey sich habendes Brett über seinen Weg legte, und wenn er bis zum Ende desselben gekommen war, behutsam auf das Eis trat, und sich alsdann aufs neue ein Stückchen sichern Weges bahnte. Auf diese Weise war er bis nahe an das gegenüber stehende Ufer gelangt, als er auf demselben einen Polizeybeamten ansichtig ward, der ihn mit seinem Stock zu bewillkommen drohte. Die Furcht für diese kleine Züchtigung überwog die Furcht für sein Leben; er vergaß seine eben gebrauchte Vorsicht, sein Brett und seine Gefahr; eilte so schnell er konnte, zurück, und kam glücklich am andern Ufer an.

Die Austheilung der Arzney in den Apotheken, und die Versendung derselben durch unvorsichtige oder boshafte Bediente kann so leicht zu den schrecklichsten Unglücksfällen oder Verbrechen Anlaß geben, daß man hier deswegen besondere Vorsichtsanstalten eingeführt hat. Jedes Rezept muß nicht nur mit dem Namen des Arztes, sondern auch des Kranken für welchen es verschrieben wird, und mit der Angabe des Tages versehen seyn. Der Me-

dezin

dezin wird eine Etikette beygefügt, auf welcher, außer diesen Angaben, auch der Preis und der Name des Apothekers und der Apotheke angezeigt sind. Die beste Einrichtung aber ist diese, daß jede, auch die gleichgültigste Arzney versiegelt seyn muß. — Alle Aerzte, Wundärzte und Hebammen, die im russischen Reich ihre Wissenschaft oder Kunst ausüben wollen, sind der Prüfung des medizinischen Kollegiums unterworfen, welches ihnen, auf vorhergegangene Untersuchung, diese Erlaubniß ertheilt, und alsdann durch die Zeitungen bekannt machen läßt.

Die Anstalten und Gesetze zur Verhütung gefährlicher und ansteckender Krankheiten, die Aufsicht über verdorbene Lebensmittel und eine Menge Anordnungen dieser Art, treffen mit denen in andern Ländern so sehr zusammen, daß ich fürchten müßte, bekannte oder alltägliche Dinge zu sagen, wenn ich den ganzen Vorrath von Nachrichten und Bemerkungen erschöpfen wollte, der mir über diese Gegenstände zur Hand liegt. — Ich beschließe daher diese Rubrik mit der Anzeige einer der wichtigsten und interessantesten, zur allgemeinen Polizeyverfassung gehörigen Einrichtungen.

Meine Leser werden sich erinnern, daß die Bekanntmachung und Vollstreckung der obrigkeitlichen Befehle, nach der oben mitgetheilten Instruktion, eine der wesentlichsten Pflichten des Polizeyamts ist. Die Ausübung derselben hat durch die jetztregierende Kaiserinn folgende merkwürdige Form bekommen *). Wenn ein von der Alleinherrschenden Macht ausgegebenes und von Kaiserlicher Majestät eigenhändig unterschriebenes Gesetz, oder eine von den dazu befugten Stellen gegebene Verordnung dem Polizeyamt zugesandt wird, so soll dieses in besonders dazu bestimmte Bücher einzeichnen, wann, woher und wie es dieses Gesetz er-

*) Polizeyordnung. 51. 52.

halten habe. Ist es zur Bekanntmachung zugesandt, so soll man den Kronsanwald des Polizeyamts rufen, und seine Rechtsmeynung verlangen; zeigt sich alsdann irgend ein Zweifel, so soll man deshalb gehörigen Orts Vorstellung thun; findet sich aber kein Zweifel, so wird ein Schluß wegen der Publikation gemacht, das Gesetz erst in der Versammlung der Glieder des Polizeyamts, dann bey offnen Thüren den Vorstehern der Stadttheile und den Quartieraufsehern vorgelesen, und hierauf die Bekanntmachung verrichtet. — Die oben beschriebene Organisation der Polizey macht die größte Schnelligkeit der Verbreitung möglich. Alle Befehle und Verordnungen werden in den verschiedenen Quartieren an den Wachthäusern angeschlagen.

Die in diesem Abschnitt angeführten Thatsachen werden wahrscheinlich hinreichend seyn, ein Bild von dem Zustande der hiesigen Polizeyverfassung zu geben, und den Geist zu bezeichnen, der in den Stiftungen lebt, die ihr Daseyn Katharina der Zweyten zu danken haben. Wenn die Schilderung der Bedürfnisse einer großen und merkwürdigen Stadt meinen Lesern keine Langeweile gemacht hat, so darf ich ihnen bey dem Gemählde der Bequemlichkeiten und des Luxus derselben um so eher einige Unterhaltung versprechen.

III.

Valeria;

eine italiänische Novelle.

Man giebt sich in der Welt die Miene, nicht mehr an Gespenster zu glauben; uneingedenk, daß die besten Schriftsteller Griechenlands und Roms, Geschichtschreiber, die gerade wegen ihres philosophischen Geistes am berühmtesten sind, das Daseyn derselben bezeugen. Plutarch erzählt: Brutus habe des Nachts in seinem Zelte, kurz vor der Schlacht bey Philippi, eine fürchterliche Erscheinung, eine Menschengestalt von Riesengröße, mit einem gräßlichen Angesichte gesehn. Anfangs sey er darüber erschrocken: da aber die Gestalt, ohne einen Laut von sich zu geben, und ohne die mindeste Bewegung, vor seinem Bette stehn geblieben, so hab' er am Ende gefragt: wer bist du? Das Gespenst habe geantwortet: dein böser Genius; bey Philippi wirst du mich sehen. Nun gut! so werde ich dich sehen! habe Brutus versetzt, und sogleich sey der Geist verschwunden. Die Nacht vor dem Treffen bey Phi-

lippi sey ihm denn auch wirklich eben diese Gestalt erschienen; und Brutus habe daraus geschlossen, daß es mit ihm zu Ende gehe, u. s. w. Als eine ausgemachte Thatsache beschreibt der jüngere Plinius in einem seiner Briefe, was dem Philosophen Athenodorus begegnete. Dieser kaufte in Athen ein wüstes Haus, das niemand haben mochte, weil es stadtkündig war, daß ein Gespenst alle Nächte darin herumspuke. Er hatte Muth genug, es zu erwarten; es kam auch wirklich, eine lange Kette nach sich schleppend, und winkte dem Philosophen mit zu gehn. Athenodorus, eben mit etwas beschäftiget, machte ein Zeichen mit der Hand, ein wenig zu verziehen. Das Gespenst fing aufs neue an mit den Ketten zu rasseln; der Philosoph nahm die Lampe, stand auf, und folgte. Der Geist führte ihn in den Hof, und verschwand. Athenodorus merkte sich die Stelle genau. Den folgenden Tag führte er die Stadtobrigkeit hin; der Boden wurde aufgegraben, und man fand ein menschliches Gerippe, noch mit Ketten umwunden. Man nahm die Gebeine heraus, und gewährte denselben ein feyerliches Begräbniß: von der Zeit an war in dem Hause alles ruhig.

Will man neuere Beyspiele; so lese man die Memoiren des berühmten Agrippa d'Aubigné, des Großvaters der Frau von Maintenon, der durch seinen Eifer für den Calvinismus, durch seine rauhe Freymüthigkeit und unbiegsame Rechtschaffenheit, so bekannt geworden ist. Seine Mutter war eben gestorben. Ich lag, erzählte er, wachend in meinem Bette; da hörte ich jemanden ins Zimmer kommen, und sah eine hellweiße Frau vor meinem Bette, deren Gewand an den

Vorhängen hinstreifte. Sie zog die Gardinen auf, bückte sich, gab mir einen eiskalten Kuß, und verschwand Augenblicks.

Wird man es wagen, was Plutarch, Plinius, d'Aubigné für wahr ausgeben, zu bezweifeln, oder, um es nicht glauben zu dürfen, einwenden: diese Männer seyen am Kopf schwächer gewesen als wir?

Doch, ohne diese Sache näher aus einander zu setzen, will ich hier eine Geschichte, die mir von einem Augenzeugen mitgetheilt worden ist, erzählen. Die Person lebt noch. Ganz Florenz weiß die Begebenheit. Die Art, wie ich sie erfuhr, war folgende.

Als ich mich in einer kleinen Stadt von Languedoc, meinem Geburtsorte, auf Urlaub befand, wurde ich von einigen Freunden eingeladen, mit ihnen nach einem alten Bergschlosse, mitten in den Cevennen, zu reisen, und dort das Weihnachtsfest zuzubringen. Die Dame vom Hause hatte die angenehmsten Personen aus der Nachbarschaft, junge Frauenzimmer und Offiziere zusammen gebeten. Gutmüthigkeit und Vertrauen herrschte in unserm Kreise. Man war mit Vergnügen bey einander; keiner suchte sich über die andern zu erheben, und stets die erste Rolle zu spielen; jeder Einzelne war mit der ganzen Gesellschaft, und diese insgesammt mit jedem Einzelnen zufrieden. Unter Scherzen und Lachen verging der Tag; wenn es dunkel ward, setzte man sich um ein großes Feuer im Kreise herum; Mährchen wurden erzählt, Liederchen und Romanzen gesungen; und der lange Abend verstrich aufs kurzweiligste. Meine jungen Landsmänninnen, denen es nicht an

Einbildungskraft, — einer Gabe, die bey mir zu Lande ziemlich allgemein ist, — fehlte, ergötzten sich besonders an Gespenstergeschichten. Jeder erzählte die seinige, und Zeit und Ort vergrößerten um vieles noch die Wirkungen dieser schauderhaften Erzählungen. Die Nächte waren lang und finster, die ganze Gegend mit Schnee bedeckt; und die Eulen, die uralten Bewohner des Thurmes, unter dem der Saal ang'bracht war, antworteten sich aus den benachbarten Schießscharten, durch ein langgezognes, eintöniges Geschrey. Ueberdieß war es eben Adventszeit, wo, wie jeder weiß, die Gespenstererscheinungen am häufigsten sind. Kein Wunder also, daß, so bald es ans Erzählen ging, der Kreis allmählig immer enger zusammenrückte. Dann und wann machte wohl Einer eine lachende Miene, aber in der That pochte jedem das Herz vor Furcht, und bisweilen wurde der Erzähler selbst von einem plötzlichen Schauder ergriffen; veränderte seine Stimme, verstummte nach und nach ganz, blieb ohne sich zu regen sitzen, und wagte es nicht, einen Blick nach dem Hintergrunde des großen Saales, wo man ein klirrendes Getöse zu hören glaubte, oder in das Kamin, wo Etwas aus dem Schornstein herunter zu kommen schien, zu werfen.

Unter der Gesellschaft befand sich eine junge italiänische Dame, Namens Valeria von Orsini. Seit langer Zeit kränkelnd, war sie nach Montpellier gekommen, um sich bey den dortigen Aerzten Raths zu erholen. Hier wurde sie mit unsrer Wirthin bekannt, die sie, als der Graf von Orsini, ihr Gemahl, eines unvermutheten Vorfalls wegen,

nach Florenz mußte, einlud, die Zeit seiner Abwesenheit bey ihr auf dem Lande zuzubringen. Diese junge Ausländerin war äußerst liebenswürdig. Sie verband mit sehr viel Geist, ein sanftes und sich immer gleichbleibendes Betragen. Im Umgang war sie lebhaft und aufgeweckt, obgleich ihr Aeußerliches, so wie ihr Charakter nichts als Güte ahnden ließ. Schmachtend war der Blick ihrer großen schwarzen Augen, die nur Zärtlichkeit einflößten; ihre Schönheit, ihre rührende Anmuth schien durch die beständige Bläße ihres Gesichts, noch erhöht zu werden. Selbst ihre Lippen waren bleich, und wenn sie sprach, glaubte man eine sich belebende Alabasterstatüe zu sehen; aber auch schweigend zog sie aller Blicke auf sich, und machte, daß man die Geschichte Pygmalions wahrscheinlich fand.

Unter allen unsern Damen zeigte Valeria, bey den fürchterlichsten Erzählungen, die meiste Unerschrockenheit. Nichts schien sie zu bewegen, sie hörte mit Lächeln zu; und ohne die erzählten Geschichten im mindesten zu bezweifeln, sahe man bloß an ihren Gesichtszügen, daß ihr die auffallendsten, ganz unbedeutend schienen. Die Geschichte von dem Rathsherrn zu Toulouse, den ein ermordeter, und schon seit einem halben Jahre begrabner Mann, erschien, und ihm seine Mörder entdeckte; desgleichen von dem unglücklichen Ehemann zu Lyon, den seine Frau, die er aus Eifersucht umgebracht hatte, alle Nächte, um eilf Uhr besuchte, und sich, in ihren grünen Pantoffeln zu ihm ins Bette legte, und eine Menge Erzählungen dieses Schlages, die so wahrhaft sie auch an sich selbst sind, doch etwas ins Außerordentliche fallen, dünkten Valerien nur sehr alltägliche Erscheinungen. Beynahe

wären wir über ihre Kaltblütigkeit empfindlich geworden; wir bezeugten ihr eines Tages unsre große Verwunderung, zu sehen, daß sie sich über Nichts wundere.

Ihre Antwort war: Ich finde es sehr natürlich, meine Freunde, daß die unbedeutendste Geschichte einer Geistererscheinung sie in Verwunderung setzt; denn wohl kaum die Hälfte von ihnen hat so etwas je gesehn? Und Sie, Madame, fuhr ich ihr hastig ein, Sie haben also Geister gesehn? — — Sie belächelte meine Frage: Nicht nur gesehn, fuhr sie fort: ich bin selbst ein Geist gewesen, bin's noch — kurz, ich bin wie sie mich hier sehn und hören, — eine abgeschiedene Seele!

Bey diesen Worten stieß jeder einen lauten Schrey aus; die ganze Gesellschaft fuhr von ihr zurück; alles flch und stürzte nach der Thüre. Valeriens sanfte Stimme brachte uns endlich, durch den ihr eignen unwiderstehlichen Reiz, wieder zum Sitzen; und indeß wir uns untereinander bey den Händen hielten, sie mit Entsetzen ansahen, und mit jedem Augenblick auf ihrem Gesicht ein neues Zeichen, einen vorher unbemerkten Zug, der ein Wesen aus der andern Welt verrieth, zu entdecken glaubten, nahm Valeria den Faden der Unterredung wieder auf, und fuhr also fort:

Es ist nicht meine Schuld, lieben Freunde, daß ich vor zehn Jahren gestorben bin. Kein Mensch ist sicher, daß ihm dieß nicht begegne; was sich aber nicht so häufig zu ereignen pflegt, ist, daß ich seit dieser Zeit, mich unaussprechlich wohl befunden, und eine Glückseligkeit genossen habe, die ich vorher

nie kannte, und die ich, dem Himmel sey Dank! noch jetzt genieße. Freylich habe ich das Glück nach meinem Tode, durch die Leiden während meines Lebens, ziemlich theuer erkaufen müssen. Doch ich muß Ihnen alles, was mir bis zu diesem seligen Augenblicke begegnet ist, umständlich erzählen. Sie werden sehen, daß mein Tod allein, mir ein ruhiges Loos in dieser Welt sichern konnte.

Ich bin zu Florenz geboren, das einzige Kind edler und sehr reicher Eltern. Ich ward in ihrem Hause erzogen, wo die Sorgfalt, die Liebe und Zärtlichkeit einer guten und sanften Mutter, mich für den häufigen Gram entschädigte, den mir die Strenge meines Vaters verursachte. Dieser, in manchem Betracht, Ehrfurcht verdienende Mann, war auf seinen hohen Stand, und die Ehrenstellen, die er in den Diensten des Kaysers bekleidet hatte, so stolz, daß er sich unaufhörlich grämte, keinen Sohn zu haben, auf den der Glanz seines Namens erben könne. Dieß gab seinem Charakter Bitterkeit. Meine arme Mutter ertrug seine Laune mit einer Sanftmuth und Tugend, durch die zuweilen mein Vater gerührt wurde; aber die Eitelkeit trat immer bald wieder an die Stelle des Gefühls; mein Vater glaubte kinderlos zu seyn, weil er keinen Sohn hatte.

An unsern Pallast zu Florenz stieß ein Haus, welches ein alter, wenig begüterter, aber allgemein geschätzter, Edelmann, der Marquis von Orsini bewohnte. Seit vielen Jahren Wittwer, widmete er sich ganz der Erziehung seines einzigen Sohnes Octavio, der ohngefehr in meinem Alter war. Mein

Vater und der alte Orsini hatten ehemahls zusammen gedient. Sie schätzten einander, besuchten sich oft, und der junge Octavio, war von seiner Kindheit an, täglich bey uns, und wurde, besonders von meiner Mutter, mit Liebkosungen überhäuft.

Ich zählte noch nicht zehn Jahre, als Octavio schon der Freund meines Herzens war. Er war so sanft, so schön, so liebenswürdig, daß ich ihn weit mehr liebte als eine Schwester ihren Bruder. Ich klagte ihm meine Leiden, und er machte mich zur Vertrauten aller seiner Geheimnisse; aber wir verbargen uns unsre gegenseitige Zuneigung, gleichsam als hätten wir die Qualen geahndet, die sie uns in Kurzem verursachen würde. Wir schienen vor den Augen meiner Eltern gleichgültig gegen einander, und einzig mit unsern Spielen beschäftiget; wir zankten uns manchmahl wohl gar. Kaum aber befanden wir uns im Garten oder dem daran stoßenden Wäldchen, so hörte aller Zank, alles Spiel auf. Octavio redete mir dann nur von seiner Zärtlichkeit, drückte und küßte mir die Hände; oft wagte ers sogar mich zu umarmen, indem er mir schwor: keine andre als seine Valeria zur Gattinn zu wählen; ich betheuerte ihm eben dieß durch einen gleichen Eid, und überließ mich ohne Erröthen seinen unschuldigen Liebkosungen.

Bis zu meinem vierzehnten Jahre wurde unsre Liebe weder durch Vorwürfe noch durch Furcht beunruhigt. Octavio war jetzt in seinem sechszehnten. Ich fühlte, daß ich ihn jetzt viel feuriger als jemahls liebte; aber eine geheime Stimme warnte mich, nicht mehr mit Octavio allein ins Wäldchen zu gehen; ich

entfernte aus unsern Spielen die sanfte Freyheit, die ihren schönsten Reiz ausmachte. Nicht lange, so beklagte sich Octavio über meine Zurückhaltung; ich wollte ihm meine Gründe mittheilen, und in dieser Absicht entschloß ich mich, ihn zum letzten Mahle in das einsame Gehölz zu begleiten. Wars nun, daß mein Vater bereits Argwohn geschöpft hatte, oder bloßer Zufall; genug es währte nicht lange, so trat mein Vater in die dunkle, einsame Gartenlaube, wo ich auf einer kleinen Rasenbank saß. Es war bloß für Eine Person zum Sitzen Raum; Octavio lag vor mir auf den Knien, meine beyden Hände haltend. Er sprach lebhaft, jedoch ganz leise mit mir, aus Furcht belauscht zu werden; und unsre Gesichter berührten sich beynahe. In dieser Stellung überraschte uns mein Vater. Sein Zorn glich unserm Schreck. Mit fürchterlicher Stimme geboth er mir, zu meiner Mutter zu gehn. Ich gehorchte Augenblicks. In der Entfernung hörte ich noch, wie heftig er den armen Octavio schalt, ihm auf immer verboth, unser Haus zu betreten, und sah den Unglücklichen weinend hinweg eilen.

Ich litt nicht weniger als er. Ich liebte ihn eben so zärtlich, wie er mich. Diese Liebe, in meiner Kindheit begonnen, konnte jetzt nur mit meinem Leben enden. Die schmerzlichsten Vorwürfe, womit mein Vater mich überhäufte, seine Drohungen, die Heftigkeit seines Zorns, verstärkten nur meine Leidenschaft. Die grausame Art mich zu behandeln empörte mich: die Hindernisse regten meinen Muth auf; und indeß ich, mit gesenkten Blicken und traurigem Schweigen, meinen Vater wüthend mir den Tod schwören hörte, wenn ich Octavio'n wiedersähe, schwor ich in meinem Herzen, nie einen andern als ihn zu lieben.

Als ich mich den Tag nach diesem betrübten Vorfalle bey meiner Mutter befand, die, ohne mich entschuldigen zu wollen, meines Vaters Zorn zu besänftigen suchte, trat Octavio's Vater, der alte Marquis Orsini ins Zimmer. Sein edles, ernstes Wesen, seine weißen Haare und die stille Würde auf seinen Gesichtszügen, flößten Vertrauen und Ehrfurcht ein. Mein Vater befahl mir hinauszugehn. Ich thats; indeß nahm mein Herz ein viel zu wichtiges Intresse an ihrer Unterredung, als daß ich mich hätte entfernen können. Ich blieb an der Thüre stehn, und hörte folgendes Gespräch, von dem ich kein Wort vergessen habe.

Signor! hub Octavio's Vater an, ich komme Sie um Verzeihung, und um eine Gewogenheit zu bitten. Mein Sohn hat mir alles gestanden. Ich habe seine Kühnheit getadelt; aber entschuldigen Sie das Herz des Vaters, wenn es mit der Leidenschaft des Sohnes Mitleiden hat. Er betet ihre Tochter an; er glaubt hoffen zu dürfen, von ihr geliebt zu werden. Sie machen Beyde unglücklich, wenn Sie sich ihren Wünschen wiedersetzen. Und auch Sie selbst würden unglücklich seyn; denn in unserm Alter, mein theurer Freund, entschädiget uns die Natur, für das, was wir verloren, bloß durch die Freude am Glück unserer Kinder. Sie kennen das Geschlecht des Octavios, es haftet kein Flecken auf ihm; und das ihrige kann sich ohne Entwürdigung mit demselben verbinden. Ich bürge für die Tugend meines Sohnes. Bloß Ihr Vermögen macht die Heirath ungleich; aber behalten Sie Ihr Vermögen. Sie können noch hoffen dereinst einen Erben zu haben. Ich bitte den Himmel, Sie damit zu beschenken; meine Freude würde

der Ihrigen gleich seyn. Geben Sie Valerien nur so viel mit, als ich meinem Sohne. Sie werden genug haben, um glücklich zu seyn. Behalten Sie das Uebrige für den Sohn, der Ihnen noch geboren werden könnte, oder geben Sie es dem meinigen erst dann, wenn er sich Ihrer Achtung und Liebe würdig gemacht haben wird.

Ich erstaune, antwortete mein Vater mit kaltem, wegwerfenden Tone, wie ein so kluger Mann als Sie, einen solchen Gedanken hat fassen könen. Selbst dann, wenn Ihr Sohn sich bereits, durch seine vorgegebne Tugenden, zu den höchsten Würden empor geschwungen hätte, würden Sie es doch gewiß immer noch, als eine ausserordentliche Begünstigung anzusehen haben, wenn ich ihm die Hand meiner Tochter bewilligte; und jetzt, da der unthätige junge Mensch nichts als eine zweydeutige Vermuthung und den Vortheil mich beleidiget zu haben, für sich hat, jetzt glauben Sie, daß ich mir eine solche Verbindung gefallen lassen werde?

Ich glaube, versetzte der Alte, daß Sie ein Mann von Gefühl und Rechtschaffenheit sind, daß Sie Ihre Tochter lieben, und daß dem Herzen eines Vaters, die heiligsten und süßesten Pflichten theurer seyn müssen, als die Befriedigungen des Stolzes. Ich glaube ferner, daß der Sohn Ihres Freundes Sie, durch seine Liebe zu Ihrer Valeria, nicht beleidiget; und wenn Sie ja, um eine Beleidigung daraus zu machen, vergessen wollen, daß er der Sohn Ihres Freundes ist, so werde ich mirs angelegen seyn lassen Sie zu erinnern, daß wenigstens sein Vater Ihres Gleichen ist.

Hier unterbrach meine zitternde Mutter das Gespräch. Sie redete so laut, daß der alte Orsini die Antwort meines Vaters nicht hören konnte. Er ging gleich nachher fort, und von der Zeit an trat der bitterste Haß an die Stelle einer dreyßigjährigen Freundschaft.

Denken Sie sich meinen Schmerz! Ohne Hoffnung meinen Octavio wiederzusehn, ohne Mittel ihm Nachricht von mir zu geben, oder zu erfahren, was sein Schicksal sey! Mein Vater umringte mich mit Aufsehern; ich durfte nicht aus dem Hause, nicht einmahl in die Messe gehn.

Er selbst sprach kein Wort mehr mit mir; ich sah ihn nur beym Essen, und dann würdigte er mich nie eines Blickes. Ich sah mich im Hause meiner Eltern wie eine Fremde behandelt, der man es empfinden lassen will, daß sie, wo nichts schlimmeres, doch ein ganz gleichgültiges Geschöpf sey.

Meine Gesundheit fing in Kurzem an, zu wanken; und ohne die zärtliche Sorgfalt und die mitleidsvolle Theilnehmung, die mir meine Mutter bezeigte, hätte ich gewiß meinen Gram unterlegen. Nur sie stützte meinen sinkenden Muth, und ließ mich die Möglichkeit, meinen Vater endlich zu besänftigen, hoffen. Sie wagte es zwar nicht mir von Octavio zu sprechen. Aber alles was sie sagte, hatte einige Beziehung auf ihn, alle Tröstungen die sie mir gab, riefen mir das Bild meines Geliebten zurück; und ohne ein einziges Mahl seinen Nahmen zu nennen, unterhielt sie mich unaufhörlich von ihm.

Die Zeit verging, ohne daß meine Leiden sich verminderten. Eines Abends benutzte ich nach Tische die Abwesenheit

meines Vaters, um den Ort zu besuchen, wo meine Leiden begonnen hatten, und mich in jener Laube meinem Schmerz ungestört zu überlassen. Ich setzte mich auf eben die Rasenbank, auf der ich Octavio gegenüber gesessen hatte; ich benetzte sie mit meinen Thränen; ich wiederholte mir alle seine Reden, erneuerte unser ehmahliges Gelübde. Plötzlich tritt eine Mannsperson herein, und liegt zu meinen Füßen. Ich will fliehn; Octavios Stimme hält mich zurück.

Hören Sie mich, rief er, ich habe nur noch einen Augenblick übrig; es ist der letzte. Ich verlasse diese Nacht Florenz. Mein Vater hat unter den Kaiserlichen Truppen eine Compagnie für mich erhalten. Der Krieg gegen Preussen ist erklärt. Ich gehe zur Armee; ich gehe, entweder zu sterben oder mich Ihrer würdig zu machen. Ich hoffe, ich bins gewiß, mich im ersten Feldzuge, so auszuzeichnen, daß ich dem Kayser persönlich bekannt werde. Dann werde ich zu seinen Füßen ihm unsre Verbindung eröfnen. Joseph ist jung; und gewiß nicht fühllos. Mein Unglück wird ihn rühren, er wird sich bey dem Großherzoge seinem Bruder für mich verwenden. Ihr Vater wird der Fürsprache des Großherzogs keine Weigerung entgegensetzen können; und Ihre Hand wird der Preis meiner Beständigkeit und Tapferkeit seyn. Valeria, nur noch ein Jahr! geloben Sie mir, nur noch ein Jahr dem Willen Ihres Vaters Widerstand zu thun; dann bin ich entweder todt, oder werth Ihr Gemahl zu werden!

Ich konnte kaum Athem schöpfen; in meinem Herzen pochte Liebe, Hoffnung und Furcht. Ich schwor ihm Lebens-

lange Treue, und daß ich tausendmahl lieber sterben, als die Gattinn eines andern werden wolle. Wir nahmen Abrede, uns durch Vermittlung eines meiner Leute, den Octavio bereits gewonnen, und der ihn auch jetzt in den Garten eingelassen hatte, zu schreiben. Ein kleines Geräusch, das wir jetzt hör-ten, beschleunigte unsre Trennung. Ich zog meine Hand aus der seinigen, und eilte nach meinem Zimmer, wo ich die Nacht mit Weinen zubrachte.

(Der Beschluß künftig.)

Deutsche Monatsschrift.

1793. Juny.



I.

im

Lord Rußel. z sel-

Der Anblick eines edlen Mannes, der selb rd (zwey früher
sten aller menschlichen Gänge, beym Gang en,) schien Lord
noch Unerschrockenheit und Seelengröße be estimmt, einst der
dann, wann ein ungerechtes Gesetz, mien zu werden. Mit
oder ein blutgieriger Richter über ih zer Wohlredenheit, mit
noch seinen Grundsätzen treu verblei abt, verdunkelte er selbst
Auge, mit festgehaltenem Fuße sie noch weit größern Vortref-
Zeit und Ewigkeit sich schei So rein von Stolz, Habsucht,
Despot mehr schaltet, u fand man gewiß kein einziges mehr
ein solcher Anblick dünk nes, und gewiß auch wenige nur in
freulich, denn er zalt in jedem Menschen nur der Mensch.
willen mit fast allmä und Würde betrachtete er nur als Zufäl-
ligkeit. Verbindlich gegen jedermann, heuchelnd gegen keinen
Einzigen, hatte er nie um die Gunst des Volkes sich bewor-
ben, aber solche stets verdient, und auch lange schon unun-
terbrochen besessen. Ein Zeitalter, das zu den verderbtesten in
der ganzen Weltgeschichte gehört, Ueberfluß an Gütern jeder



„standhaften Geist nach ihrer Laune schalten!“ — Herzer-
hebend durch die Hofnung: „diesem Geopferten ist nun wohl!
„Aber auf seine Henker wartet noch manche schlaflose Nacht,
„und der furchtbare Richterstuhl des eignen, dereinst sicherlich
„noch erwachenden Gewissens!“ — Tröstlich sogar, wenn
wir selbst erlittnes Trübsal mit fremden größern Leiden verglei-
chen, und dann entweder unsrer Weichlichkeit uns schämen,
mit-r Unerschrockenheit durch Vorbild und Uebung erlernen.

Ganz leer an Beyspielen dieser Art ist (leider!) die Ge-
keines einzigen Volkes. Ueberall gab es Märtyrer des
oft noch ehrfurchtswerther, als die Märtyrer des
Doch in vorzüglicher Menge findet man sie in
hrbüchern! Auch über dieses, nachher so glück-
Reich herrschten sonst gewaltthätige, nur auf
uernde Fürsten; auch hier verlangte oft die
den Partey, oder der getäuschten Menge
uch hier tödtete nur allzuoft der Buch-
selbst die schändlichste aller Bedrückun-
und die schrecklichste aller Länder-
ieg, hatten hier mehr als ein-
en eines Thomas Morus,
, eines Bynks — wer
erichteten nicht, als ob
ter dieser ehrwürdigen
chriftstellern nie, oder

stehn und diese bewundern mußten, so genoß er auch in seinen letzten Stunden des seltnen, für die Nachwelt wichtigen Vortheils, daß einer von den schätzbarsten vaterländischen Geschichtschreibern sein Betragen beobachtete und niederschrieb. — Doch erwarte man hier nicht eine vollständige Biographie von ihm! Diese kann nur ein Britte liefern. Blos eine unpartheyische Zeichnung seines Karakters, eine Uebersicht seiner letztern Schicksale, und eine Schilderung seines Betragens im Kerker, vor Gericht, und in der entscheidenden Minute seines Todes sey der Endzweck dieses Aufsatzes!

* * *

Als ältester Sohn des Grafen von Bedford (zwey früher geborne Brüder waren bald wieder gestorben,) schien Lord William Rußel schon durch die Geburt bestimmt, einst der reichste Privatmann in ganz Grosbrittannien zu werden. Mit jeder körperlichen Anlage, mit gefälliger Wohlredenheit, mit entschiednem persönlichen Muthe begabt, verdunkelte er selbst so empfehlende Vorzüge durch die noch weit größern Vortreflichkeiten seines Herzens. So rein von Stolz, Habsucht, Hinterlist und Verstellung fand man gewiß kein einziges mehr am Hofe zu St. James, und gewiß auch wenige nur in ganz Europa. Ihm galt in jedem Menschen nur der Mensch. Reichthum, Macht und Würde betrachtete er nur als Zufälligkeit. Verbindlich gegen jedermann, heuchelnd gegen keinen Einzigen, hatte er nie um die Gunst des Volkes sich beworben, aber solche stets verdient, und auch lange schon ununterbrochen besessen. Ein Zeitalter, das zu den verderbtesten in der ganzen Weltgeschichte gehört, Ueberfluß an Gütern jeder

Art, und die gefällige Stimme einer schwelgerischen Verführung hatten, als er noch Jüngling war, auch auf ihn ihren, wenn nicht giftigen, doch weichlichen Einfluß geäußert. Aber schnell wieder aus diesem Rausche erwacht, hatte er seitdem als Sohn und Vater, als Gatte und Freund, ein Leben, das selbst der Neider nicht zu tadeln wagte, geführt. Höher noch als alle Pflichten des Privatstandes galt ihm die Pflicht fürs Vaterland. Er, den Geburt und Glücksgüter den Weg zu jeder Würde im Staate bahnten, — er, der von der Gunst, oder auch von der Furcht des Hofes die Gewährung jedes Wunsches hoffen konnte, hatte nie das kleinste Amt, womit Gewalt oder Einkünfte sich verbanden, angenommen; hatte nie im Parlament, beym kleinsten wie beym größten Geschäft nach Vortheil oder Nebenzweck, sondern stets nach innrer Ueberzeugung gestimmt. Wenn ihn hier vielleicht der Eifer für die gute Sache dann und wann ein wenig über die Mittellinie fortriß; wenn er den Kampf gegen jede eigenmächtige Maaßregel, gegen jeden Eingriff in Staats- und Kirchenverfassung allzuwarm vielleicht führte, so quoll sein Fehler doch gewißlich nie aus Vorsatz her. Denn auch seine Geisteskräfte waren zwar nicht gering, doch minder als sein Herz über Zeit und Zeitgenossen erhaben. Grundsätze der Erziehung, Zutrauen auf seine Freunde, Eifer für seine väterliche Religion wirkten hier mächtig auf ihn. Mancher Schritt, den damals selbst seine Gegner nicht zu rügen wagten, dürfte freylich itzt einer kältern philosophischen Denkungsart nur halb gefallen. Doch auch als Widersacher gewohnt, mit edler Offenherzigkeit zu handeln, hielt er von jeder Gewaltthätigkeit, von jeder Meuchellist sich entfernt; blieb selbst dann ein getreuer Unterthan, wenn er laut gegen despotische

Anmaßungen sprach; konnte mit Freuden sein Leben wagen, aber nie zu einer unwürdigen That sich erniedrigen.

Wenn einen Mann von so anerkannten Verdiensten, von solcher Lauterkeit der Seele sein Weg endlich doch zum traurigsten Ende, zum Tod des Verbrechers leitet, so muß augenscheinlich die Schuld nicht an ihm selbst, sondern an den Zufälligkeiten, womit er sich umringt, an den Verhältnissen, worinn er sich verwickelt sah, liegen. Eigenthümlichkeit der Zeitläufte selbst hat auf die Pflichten und die Handlungen einzelner Menschen sofort seinen verändernden Einfluß; macht jetzt zur erlaubten Nothwehr, zur patriotischen Vorsicht, was unter andern Umständen allerdings für strafwürdige Auflehnung gölte, scheidet oft in gleichen Thaten Freyheitsgeist von Empörung, Tugend von Laster. Auch von Rußeln ist es daher unmöglich eher gnügsam zu urtheilen, bevor man nicht auf Englands damalige Lage, auf den Fürsten, der es beherrschte, und auf die Stimmung des Landes überhaupt, mehr als einen beobachtenden Blick geworfen hat.

Nie war einem neuen Regenten eine größere Erwartung vorangegangen, als Karl II. Nie konnte man aber auch mit gültigern Gründen von einem Prinzen hoffen, daß er als Kronerbe schon in der rauhen Schule der Trübsal und Erfahrung gut und weise geworden seyn werde, als eben von ihm. — „Wär' es wohl möglich, (sagten sich oft wechselseitig die „Vornehmsten im Volk) daß Karl jemals das Bild seines un„glücklichen Vaters, der für einige wenige Fehltritte, die sicher „nur Verirrung, nie ein Laster waren, mit Kummer ohne „Maas, mit einer schwankenden, peinlichen Regierung, mit „dem größten Trübsal, das Regenten treffen kann, mit Bür„gerkrieg, Niederlage, Auslieferung, gefänglicher Haft,

„schmählicher Verurtheilung; ja selbst mit dem Tod von Hen-
„kers Händen büßen muste — wär' es möglich, daß dieses
„warnende Bild auch nur eine Sekunde lang des Sohnes Ge-
„dächtniß entschlüpfte? Sollt' er jemals wohl seiner eignen,
„kummervollen Jugend, seines Herumirrens von Lande zu
„Lande, der ihn überall verfolgenden Gefahr und Dürftigkeit,
„der Erniedrigung, mit welcher er oft um Unterhalt, um
„Raum zum Leben betteln muste, und o zumal jener Eiche
„vergessen, wo er nur eine Handbreit noch von seinen Todfein-
„den getrennt, in größter Hülflosigkeit schwebte, wo ein rau-
„schendes Blatt, ein empor gerichteter Blick ihn dem gewis-
„sen Untergang überliefert hätte? Müssen ihm nicht durch
„Selbsterfahrung und überhaupt durch die Geschichte seines
„ganzen, vom Schicksal so oft und hart gestäupten Hauses
„endlich die großen Wahrheiten sonnenhell einleuchten: daß
„auch die glänzendste Hoheit nicht vor Anfall schützt; daß nie
„ein König seinen persönlichen Vortheil vom Nutzen des Staa-
„tes selbst abtrennen darf; daß ein Thron auf Furcht und un-
„geliebte Macht gegründet, einem Gebäude auf rollendem
„Sande gleicht; und daß kein Zwist nutzloser beym Gewinn,
„verderblicher beym Verlust seyn kann, als wenn ein gekränk-
„tes Volk in seinem Beherrscher seinen heimlichen, gefährlich-
„sten Feind zu finden argwohnt? — Ja, wenn alles dies
„ihn noch nicht zur Behutsamkeit hindrängt, kann er dann
„wohl dem Dankgefühl widerstreben, wenn er sieht, wie
„freywillig ein großes Volk, von keinem Feinde gezwungen,
„ihn aus Enthusiasmus wieder zum Thron seiner Väter einla-
„det; wenn er eben da, wo noch vor wenig Jahren sein
„Name geächtet, sein Kopf feil geboten ward, jetzt Parla-
„ment und Heer zu seinen Füßen erblickt; — muß er nicht

„dann, und wär' es auch aus Erkenntlichkeit nur, dieses „reumüthig-edle Volk lieben, und gut zu regieren streben?"

So wähnten damals alle, die es nicht nur mit dem Hause Stuart, sondern auch mit England selbst redlich meinten; und ihre Hofnung erhielt durch den anscheinenden Karakter des jungen Königs noch stärkern Grund. Der leichte, zwanglose und doch edle Anstand in seinem Betragen, eine gewisse Gutherzigkeit, die nicht nur durch Milde und Mitleid beym Anblick fremder Noth, sondern selbst in kleinen, seiner Jugend verzeihlichen Ausschweifungen sich äußerte, seine Umgänglichkeit selbst mit dem Geringsten im Volke, seine gänzliche (angenommene) Entfernung von Groll und Rachsucht, sein schnelles Eindringen in Menschenherzen, wie in Staatsgeschäfte, und eine gewisse Geschmeidigkeit durch lange Unfälle erlernt — alles dies verstärkte das Zutrauen für jetzt, und verschönerte die Aussicht für künftig.

Doch leider, nur allzubald verschwand diese Letztere! Nur allzubald ward jeder Einsichtsvolle überführt: daß Karl II. während seiner Verbannung, von allen Erbfehlern seines Hauses, auch nicht einen abgelegt, doch manchen neuen noch angenommen habe. Jene Verschwendung, womit er die anfangs reichliche Unterstützung seiner Parlamenter durchbrachte; jene Sinnlichkeit, die ihn zum steten Sklaven seiner Maitressen erniedrigte; jener Wankelmuth, mit welchem er oft die verdientesten Räthe entließ, und unerfahrnen Wüstlingen, den Genossen seiner Schwelgereyen, Gehör gab; selbst jene Verderbniß aller Sitten, die von seinem Hofe, von seinem Beyspiele ausging, und bald über des Reiches größten Theil sich verbreitete, — alles jetzt erwähnte, so wichtig es schon seyn mochte, würde doch noch als verzeihlich betrachtet worden

seyn, hätte Karl wenigstens des Regenten übrige Pflichten getreu erfüllt. Doch daß er, im ewigen Kampfe mit seines Landes wahrem Besten, sich heimlich zum Söldner von Englands geschworenstem Feinde, von Ludwig XIV. verkaufte; daß er in seine und seiner Gesandten Hände das Schicksal der brittischen Flotten und Heere überlieferte; *) daß er, dieser Verbindung und seiner persönlichen niedrigen Abneigung halber, sein Reich in die ungerechtesten, unweislichsten Kriege, — im Krieg mit Holland, — verwickelte, und zwey Völker, die sich gegenseitig liebten und schätzten, blos seiner Laune und Ludwigs Ehrgeiz wegen, zum Kampf und Metzeln zwang; daß es vielleicht auf allen Königsthronen noch keinen so vielfachen Heuchler gab, der stets ein doppeltes, ja nicht selten ein drey- und vierfältiges Spiel zu spielen pflegte; **) daß jede Wahrheit, jede Redlichkeit, und endlich selbst jedes ächt menschliche Gefühl ihm fremde ward; daß er gelassen zusehn konnte, wie Menschen, von deren Unschuld er sich überzeugt fühlte, auf

*) Unter allen brittischen Geschichtschreibern hat keiner diese unwürdigen Traktaten besser als Dalrymple entwickelt, der die Nachrichten dazu in englischen und französischen Archiven sammelte. Ludwigs Gesandte galten bey Karln oft mehr, als sein ganzes Parlament.

**) Davon in Burnets Memoiren beym Jahr 1683 ein Beyspiel, das für tausend gelten kann! Der Herzog von Monmouth war Karls leiblicher und liebster Sohn. Als er sich — wovon bald ein mehreres! — in Verbindung mit Rußeln und Sidney einließ, geschah es nicht gegen den Vater, sondern gegen den, ihm mit Recht verhaßten, Oheim. Als die übrigen Verschwornen verhaftet wurden, ließ Karl Monmouths Gemahlinn rufen, bezeugte die größte Besorgniß um seinen Sohn; sagte: er müsse zwar auch ihn, dem Schein nach, aufsuchen lassen; aber er möge sich nur im Zimmer der Lady verstecken, denn dort solle nicht nachgesucht werden. Monmouth schüttelte bey dieser Nachricht den Kopf, und verbarg sich — anders wohin. Bey der Untersuchung war auch das Zimmer der Lady dasjenige, wobey man anfing. Dies ein Vater!!

dem Schafotte bluteten; ja, es wohl gar gern sah, wenn er dadurch eine Subsidie mehr vom Parlament erhielt; *) dies und noch mehreres brandmarkt seinen Namen mit ewiger Schande, und machte es endlich zur sprüchwörtlichen Redensart: Karl II. spreche nie etwas thörichtes und thue nie etwas weislich.

Dennoch — so widersprechend es klingen mag! — genoß dieser unwürdige Fürst, fast durchs ganze Leben, nicht nur die Liebe des gemeinen Haufens, sondern selbst viele von Englands wärmsten Patrioten bebten schon beym bloßen Gedanken seines Todes. Nicht zwar, daß auch diese, wie eine größre Menge von seinem Aeußerlichen, von dem gefälligen Ton seines Gesprächs, oder von einigen flüchtigen Augenblicken einer schauspielerischen Großmuth getäuscht worden wären! Sie kannten nun längst Karls Schwächen und Laster. Aber sie wünschten ihm doch (so sehr beruht alles in der Welt auf Vergleichung!) ein langes Leben, weil ihnen sein muthmaslicher Nachfolger noch weit furchtbarer, weit gefährlicher dünkte. Bekanntermaßen hatte Karl, an natürlichen Kindern nicht ungesegnet, doch keinen ehlichen Sohn. Jakob, Herzog von York, sein jüngerer Bruder, war daher, den Reichsgesetzen nach, der Erbe seiner Krone. Es wäre Ungerechtigkeit gewesen, diesem Prinzen persönlichen Muth im Gefecht, Klugheit in Anordnung desselben **), Einsicht in Staatshändeln, und noch manche andre gute häusliche

*) Beym sogenannten päpstlichen Komplott spottete Karl über die angebliche Strafbarkeit derjenigen, deren Todesurtheil er gelassen bestätigte.

**) Jakob II. ist unter andern der Erfinder der noch jetzt gewöhnlichen Signale bey Seetreffen.

Eigenschaft abzusprechen. Dennoch lastete auf ihn der erklärte Haß vom größten Theil der Nation, und zwar — nicht ohne Grund. Der sichtliche unbiegsame Stolz seines Karakters, die eigenmächtigen Grundsätze, die er nicht nur in jedem Rathschlag, den er seinem Bruder ertheilte, einfließen, sondern auch oft genug in eignen Handlungen blicken ließ, die Strenge, mit welcher er jede kleine Beleidigung, selbst jeden Widerspruch zu rächen strebte *), — Fehler dieser Art hätten in Brittischen Augen auch wohl noch größre Tugenden, als jene erst gerühmten waren, verdunkelt. Aber gleichsam, als gnüge dies nicht, ihn in den Augen seiner künftigen Unterthanen furchtbar und verhaßt zu machen, hatte Jakob überdies noch die herrschende Religion seines Landes abgeschworen; hatte sich mit schwärmerischer Andächteley öffentlich zur römischen Kirche bekannt, und jesuitischen Beichtvätern und Leitern, mit einer Verblendung überliefert, die man selbst zu Rom (— und kann es wohl einen größern Superlativus geben?) für unbegreiflich und unvorsichtig erklärte. In jedem andern protestantischen Lande hätte dieser Schritt eines Thronfolgers wenigstens einiges Aufsehn und Mistrauen erregt; doch zumal in England, wo noch eine so große Spaltung der Glaubensparteyen herrschte, wo noch so manche tiefgeschlagne Wunde von Alters her blutete — hier muste ein solcher Uebertritt, von einer solchen Person, in einem solchen Zeitraum gethan, die höchste Besorgniß erzeugen. Man glaubte Heinrichs VIII. und der mordfrohen Maria Zeiten entgegen zu eilen. Keine Grausamkeit, kein Meineid, kein Verbrechen war denkbar, das man von Jakoben nicht, wenigstens in der Zukunft, besorgte.

*) Auch hier kann statt hundertfältiger Beyspiele sein Betragen gegen den Grafen Argyle, das Dalrymple beym Jahr 1681 erzählt, gnügen.

Nicht lange blieb es beym bloßen Gemurmel der Furcht; ja, selbst mit der lauten Sprache des Unwillens begnügte man sich nicht lange. Durch den sogenannten Test, oder Probeeid, waren schon seit einiger Zeit alle Papisten von öffentlichen Aemtern entfernt worden. Jetzt wollte man eben denselben auch bis auf den Thron erstrecken, und im Hause der Gemeinen trug ein ansehnlicher Theil auf Jakobs Ausschließung von der Erbfolge an. Vergebens suchte Karl II. sein gewöhnliches Spiel von Aufschub und Hinterlist hervor; vergebens bestrebte er sich durch einschläfernde Zwischenmittel die Partey zu theilen, und ihre Erbitterung zu stillen oder wenigstens zu mildern. Zweymal entfernte er seinen Bruder vom Hofe und aus dem Reiche. Vielfältig erbot er sich zu jeder, nur möglichen Einschränkung eines katholischen Nachfolgers. Selbst zum Vorschlag: daß der Prinzeßinn von Oranien, Jakobs ältester Tochter, die eigentliche Regierung übertragen, ihrem Vater blos der Name und Hofstaat eines Königes gegönnt werden solle, bequemte er sich. Alles umsonst! Man traute so billigen Vorschlägen nun nicht mehr, weil — Karl II. sie that. Zu oft von eben demjenigen, in dessen Munde der Unterthan ewige Wahrheit vermuthen und finden sollte — zu oft von seinem Monarchen hintergangen, drang das Unterhaus auf Jakobs völlige Ausschließung. Mit großer Mehrheit der Stimmen ging eine Bill desfalls durch, und ward mit auszeichnender Feyerlichkeit dem Oberhause überbracht. Selbst, als dieses (der Hofgunst mehr ergeben, mehr einem nahen Eigennutz, als des Landes wahrem, wiewohl noch entferntem Besten gewidmet *),) nach heftigem Kampf den Antrag verwarf;

*) Es ist merkwürdig, daß von allen Bischöfen, wo man doch die meiste Besorgniß für die Religion vermuthen sollte, nur drey für die Bill

selbst, als jenes muthige Parlament entlassen und ein neues zusammen berufen ward, — selbst dann trat dieses jüngere dreist in die Fußstapfen seines Vorgängers; verwarf alle Vorschläge des bald drohenden, bald schmeichelnden Monarchen, verweigerte jeden neuen Zuschuß, und untersagte sogar Privatpersonen der Krone Geld vorzustrecken.

Patriotisch genug mochte ein Betragen dieser Art gemeint seyn, doch staatsklug war es mit nichten. Eben dieser unbiegsame Gemeingeist stählte auch die bisher noch wankende Seele des Königs mit dem Vorsatz: eher alles zu wagen, als seinen Bruder aufzuopfern. In der kurzen Frist von zwey Jahren hatte Karl schon drey Parlamenter mit sichtlichem Unwillen entlassen; dieses vierte verabschiedete er mit eingestandnem Zorn, nach — sieben Tagen; und indem er sich abermals an Frankreich für ein Jahrgehalt von ohngefähr sechzigtausend Pfund Sterling *) verkaufte, den Besitz der afrikanischen Festung Tanger preis gab, den Stand der englischen Seemacht minderte, und einige Ausgaben seines schwelgerischen Hofes einschränkte, faßte er den eines Despoten würdigen Entschluß, künftig durchaus ohne Parlament zu regieren.

Da dieser Plan aus des Königs ganzem Betragen augenscheinlich hervorleuchtete, und seine Anhänger selbst kein Geheimniß daraus machten, so verbreitete sich bald über alle, die nicht zur Partey des Herzogs von York gehörten, oder nicht mit dem Namen ächter Höflinge gebrandmarkt zu werden verdienten,

stimmten. So gehorsam krümmten sich diese Uneigennützigen unter die Herrschaft des Hofes! Oder fürchteten sich vor den Presbiterianern noch mehr als den Papisten!

*) Man setzte ihm zwey Millionen Livres für das erste; und anderthalb Millionen für die nächsten zwey Jahre aus.

eine ungemeine Furcht und Besorgniß. Maaßregeln ähnlicher Art waren unter Karl I. die Urquelle so mancher Gewaltthätigkeit, so mannichfaltig sich anspinnender Zwiste gewesen; sie hatten jenen alten Groll der Volksparten und königlichen Anhang in unversöhnlichen, bewaffneten Haß verwandelt; sie hatten einen, im Grund des Herzens edlen Fürsten, oder wenigstens gutmüthigen Mann in ein Labyrinth ohne Ausgang, und sein ganzes Reich in die furchtbarste Zerrüttung gestürzt. Was muste man nicht jetzt erst von einem König besorgen, dessen Herz an keine Tugend, keine Großmuth, keine innere Verpflichtung glaubte! Und was muste endlich bey diesem allen, da schon gemeine Britten es tief genug empfanden, ein Mann von ausgezeichneter Vaterlandsliebe, von glühendem Eifer fürs allgemeine Wohl, — ein Lord Rußel fühlen!

Er, (denn es ist Zeit auf ihn zurück zu kommen) der die Religion seiner Väter mit so ganzer Seele, mit so vollster Ueberzeugung liebte, daß er oft laut erklärte: Man könne ihm zwar die Freyheit, als Protestant zu leben, doch dann gewiß nicht jene, als solcher zu sterben rauben; er hatte an allen entschlossenen Schritten der letztern drey Parlamenter natürlich auch werkthätigen Antheil genommen. Seine Beredsamkeit, seine unbestechbare, und desto geltendere Stimme, sein Ansehn bey der Nation und im Hause der Gemeinen hatten viel bey Abfassung jener Ausschlußbill entschieden. Er hatte den Auftrag erhalten, eben dieselbe in Begleitung eines ansehnlichen Gefolges, dem Oberhause zu überreichen; und als dieses (wie schon vorher erwähnt worden,) sie dennoch verwarf, war eben er mit edlem freymüthigen Zorn, in die wenigen, aber gleichsam durch ganz England schallenden Worte ausgebrochen: „Und hätte mein eigner Vater dies veran-

„laßt, ich würde der Erste seyn, der ihn desfalls anklagte!“ — Daß er durch Reden und durch Schritte dieser Art des Hofes ganzen Haß auf sich zog; daß dieser Haß eben deswegen noch bitterer ward, weil sein ganzes übriges Leben auch nicht zum leichtesten Angriff eine Blöße, zur kleinsten Schmach einen Anlaß gab; und daß seine Tugend selbst, weil sie sein Ansehn verstärkte, in Karl und Jakobs Augen für eine Beleidigung mehr galt, das ergiebt sich von selbst. Aber unerschüttert blieb er der Vorige! Selbst die Besorgniß, daß die gegenwärtigen bedenklichen Zeiten nur Vorläufer von weit schlimmern seyn dürften, verhehlte er keinesweges.

Nur allzubald traf diese Verkündigung ein! Karl II. war der Prinz nicht, der eines erfochtnen Vortheils mit Mäßigung sich bedienen konnte. Das Siegsgeschrey der Höflinge und der Torries, mehr noch die Niedergeschlagenheit der Volksfreunde und der Whigs, ermunterte ihn in seinen Anmaßungen weiter zu gehen. Verschiedne Anführer der Gegenpartey wurden mit ungerechten Anklagen verfolgt, und durch noch ungerechtere Urtheilssprüche zum Kerker, zur Pillory, zu ungeheuern, widergesetzlichen Geldstrafen und selbst zum Tode verdammt *). Ihr Beyspiel, hoffte man, sollte diejenigen schrecken, die bisher noch verschont blieben. — Der Herzog von York, nachdem er in Schottland die willkührlichste Gewalt ausgeübt **),

*) Statt umständlicher Geschichtsbeweise mögen hier nur die Namen Colledge, Wilmore und Pilkington stehen, deren ungerechte Verurtheilung Hume, Dalrymple, Burnet u. a. m. umständlich erzählen. In Schottland machte man es mit dem Grafen Argyle und andern noch ärger. Shäftsbury entging in London der Verurtheilung nur mit Mühe.

**) Man versichert, er habe sogar die Unmenschlichkeit gehabt, der Folter einiger Unglücklichen wie einer Lustpartbie beyzuwohnen.

einen wahren Sklaveneid eingeführt, und durch Hülfsmittel mancher Gattung eine starke Partey sich erworben hatte, ward am Hof zurückberufen, und sein Einfluß auf alle Regierungsgeschäfte stieg so hoch, daß er bald mehr Unterwürfigkeit als selbst der König fand, und daß man scherzhaft zu sagen pflegte: Karl wolle, seinem Parlament zum Troß, eben den Thron, wovon man Jakoben die Erbfolge verweigert, schon bey seinen Lebzeiten ihm übergeben. — Zwey wichtige Schritte bereits, und doch noch Kleinigkeiten gegen den dritten, der gleich darauf folgte! Noch herrschte seit Karl I. Zeiten unausgesetzt die Volkspartey in den meisten Städten und Flecken. Ihr gehörte die Mehrheit bey obrigkeitlichen Würden; aus ihr wurden gewöhnlich die Geschwornen erwählt. Daher kam ihr Uebergewicht in vier Parlamentern! daher ward doch nicht über jeden Angeklagten gesprochen, wie der Monarch es wünschte! Jetzt sollte ein einziger kühner Streich alles abändern. — Ein altes Gesetz gab Englands Königen das Recht die Freyheitsbriefe jeder Innung durch einen schriftlichen Befehl, (den man Quo Warrantos zu nennen pflegte,) in Untersuchung zu ziehen. Noch keiner von allen Fürsten hatte dieses Recht gemißbraucht; Karl II. that es in fast unglaublichem Grade. Mit London selbst beschloß er den Anfang zu machen. Unter den nichtigsten Vorwänden seines Freyheitsbriefes verlustig erklärt, erhielt es ihn dann erst zurück, als es die Wahl seiner obrigkeitlichen Personen des Königs Willkühr überliefert hatte. Von London aus ging die Reihe weiter. Die meisten Städte und Flecken, durch ein so großes Beyspiel geschreckt, ergaben sich gleichsam auf Gnad' und Ungnade. Dem Anschein nach freywillig, im Grunde nur allzusehr gezwungen, überließen sie der Krone alle ihre Privile-

gien. Nur gegen große Summen Geldes, nur unter gleichen Aufopferungen, wie die Hauptstadt, empfingen sie solche zurück. Unbeschreiblich niedrig waren die Maaßregeln, deren man sich bey dieser Erpressung bediente; unbegreiflich war die Verblendung des Parteyeifers, mit welchem die Torries Ketten schmieden halfen, welche einst, und zwar bald, sie selbst drücken musten!

Jetzt hatte die Krone einen Sieg erfochten, wie sich dessen noch kein Stuart rühmen konnte! Jetzt durfte Karl II. wieder dreist, sobald es ihm gefiel, ein Parlament berufen! Jene muthige, dem Despotismus trotzende Versammlung war wahrscheinlich nun in ein Chor von dienstbaren Schmeichlern verwandelt. In des Monarchen Händen stand nun die Wahl fast aller Mitglieder; in seinen Händen auch die Bestrafung eines jeden, der ihm zu misfallen wagte. Von Britanniens alter Freyheit war nichts mehr als ein unkörperlicher Schatten, eine nichtige Form noch übrig geblieben. Selbst diese schien mehr zur Verspottung, als zum Trost des unterdrückten Theils zu dienen; sie erinnerte nur an ein verlornes Gut, ohne ein gegenwärtiges Uebel zu mindern. — Aber jetzt glaubten auch mehrere Männer von Englands edelstem Blute — edel in jedem Verstande dieses so oft gemißbrauchten Wortes! „Ein noch längeres unbeschränktes Dulden sey nicht mehr Un„terthans-Gehorsam, sondern knechtischer Sinn; Vereinigung „gegen der Krone allzu furchtbar wachsende Macht sey nicht „Hochverrath, sondern Nothwehr gegen ungesetzliche Kràn„kung! Das Vaterland selbst rufe sie mit zwar leiser, doch „deutlicher Stimme, um Hülfe an! Sogar im schlimmsten „Falle sey ein Tod, der noch mehrere Mitbürger aus der

„Schlaf-

„Schlafsucht wecke, weit rühmlicher, weit süßer, als ein Leben, „in steten Mismuth zugebracht, und nur von der Laune ei„nes Fürsten abhängig, der die größte Ungerechtigkeit mit dem „Siegel der Gerechtigkeit zu stempeln vermöge."

Klein war anfangs die Zahl derjenigen edlen Britten, die mit dieser Denkungsart ausgerüstet, sich wechselseitig aufsuchten, und verbanden. Ungewiß ist, wie dieses geschah. Doch daß Rußel einer der Ersten in diesem Bunde war, bleibt wahrscheinlich genug. Schon 1681 als Karl II. krank danieder lag, und der Gedanke von Möglichkeit seines Todes ganz England beunruhigte, und den Herzog von York aus den Niederlanden zurückbrachte, soll Rußel, der Herzog von Monmouth, Lord Shaftsbury und Gray sich verbunden haben, Jakobs Nachfolge, selbst mit gewaffneter Hand, zu widerstreben. Verstärkt durch Essex und Salisbury's Beytritt, sollen eben diese den Gedanken gehegt haben, das letzte, so schnell und schmählich aufgehobne Parlament, auch wider des Königs Willen fortzusetzen. Beyde Vorsätze (wenn sie anders je gefaßt worden) *) verschwanden bald; jener durch die Genesung Karls, dieser durch die eilfertige Bestürzung, mit welcher die Gemeinden sich trennten. Doch jetzt sammelte man sich allmählig um desto sichrer zu wirken; und so nutzlos es wäre alle Mitglieder dieser Verbindung zu nennen und zu schildern, so verdienen doch wenigstens die Vorzüglichern, daß man sie etwas genauer betrachte.

*) Die äußerste Abneigung, die Rußel späterhin gegen alle Ergreifung der Waffen äußerte, macht mich höchlich zweifeln, daß er sie früher schon gebilligt haben sollte.

Hervorragend vor allen andern, nicht durch Glücksgüter und Stand *), sondern ganz durch sich selbst war — Algernoon Sidney. Nie hatte in Latium und Griechenland, nie zu jenen Zeiten, wo man den Hippias oder den Tarquin vertrieb, ein Herz so heiß für Freyheit geschlagen, als Sidneys Herz. Von Jugend auf mit den Werken alter Republikaner bekannt, schien er auch ganz ihren Tyrannenhaß, ihre bis zur Schwärmerey getriebne Vaterlandsliebe, ihren jeder Gefahr und selbst den Untergang trotzenden Muth ererbt zu haben. Nicht mit gelehrtem Wörterkram, nicht mit prunkhafter Vielwissenheit hatte er Geist und Gedächtniß überladen, wohl aber schon früh sich gewöhnt selbst zu denken, fest in seinen Entschlüssen, unerschütterlich in seinen Plänen zu seyn. Mit Verschmähung aller Rednerkünste legte er doch männliche Kraft in seine Worte, tiefen Sinn in seine schriftliche Aufsätze, sah überall mit eignen Augen, und sprach, wie sein Herz empfand. — Während jener, schon oft erwähnten, bürgerlichen Unruhen zu Karl I. Zeiten mußte ein so gesinnter Mann natürlich die Sache des Parlaments verfechten; mit Glück und Tapferkeit hatte er die Waffen geführt, und dafür öffentlich Lobspruch und Belohnung empfangen. Ein viel zu heller Kopf, als jemals mit religieuser Schwärmerey, dem Modeübel damaliger Zeiten, sich zu beflecken, und ein viel zu edler Geist, als jemals nur die kleinste Andächteley, (für so empfehlend sie damals galt!) zu heucheln, nahm er doch, als republikanischer Eiferer, an allen Rathschlägen der sogenannten Independenten Theil. Auch zu einem von Karl I. Todes Richtern erwählt und im Herzen ganz gewiß mit dem Urtheil der

*) Er war ein Sohn des Grafen Robert von Leicester: aber der zweyte unter mehrern Brüdern, und wie aus allen Umständen erhellt, fast ganz ohne Vermögen.

übrigen einstimmig *), war er doch zu großmüthig, als den Feind, der nun zu Boden lag, ganz zertreten zu wollen; nahm nie seinen Sitz in jener Gerichtsversammlung ein, und vereitelte sogar einige Maaßregeln, die man gegen das Leben des flüchtigen Kronprinzen, (nachmaligen Karl II.) zu ergreifen gesonnen war. Als Kromwell bald darauf das Heft des Staates an sich riß, und fast noch willkührlicher als je ein Stuart regierte, ward Sidney sofort, wie jedes Tyrannen, auch sein abgesagtester Feind. Nach Kromwells Tod und Richards Abdankung mit dem Posten eines Staatsrathes bekleidet, war er einer von den Abgeordneten, die im Namen der Republik dem König von Schweden mit Dännemark Friede zu machen geboten **). Als Karl II. zurückberufen ward, wählte Sidney eine freywillige Verbannung. Nie verhehlte er, während derselben, sein Ausdauern bey ehmaligen Grundsätzen ***). Ganz ohne Anhang,

*) Er nannte diese Hinrichtung noch späterhin (wie ihm sein eigner Vater in einem Briefe vorwirft,) die bravste und gerechteste That, die jemals in England, oder irgendwo, geschah.

**) Karl X. hatte den ungerechtesten Krieg gegen Dännemark angefangen, und würde wahrscheinlich das ganze Reich erobert haben, hätten nicht, als er eben Koppenhagen belagerte, die Generalstaaten eine mächtige Flotte hingeschickt, auf welcher eine Britannische Gesandschaft sich befand, und im Namen der Englischen und Holländischen Republik den Monarchen Friede zu machen gebot. Der stolze Fürst muste, im höchsten Zorn doch nachgeben; denn er selbst und sein Heer waren nun eingeschlossen. — Sein Ausruf: „Es ist doch ein grausames Schicksal, „daß ich mir von Königemördern und Käsekrämern Gesetze vorschreiben „lassen muß!“ mag eine wahre Musik für Sidneys republikanisches Ohr gewesen seyn.

***) So schrieb er z. B. ins Stammbuch der Universität Koppenhagen die schöne Stelle aus dem Lukan: Manus haec inimica Tyrannis, ense petit placidam sub libertate quietem. — Auch viele seiner Briefe athmen höchsten Freyheitssinn.

ohne Unterstützung aus seiner Heimath, ja, endlich selbst bis zu einen tiefen Grad von Dürftigkeit herabgesunken, blieb er doch — so mächtig ist die Tugend durch sich selbst! — der Krone furchtbar genug; und Karl II. bat Ludwig XIV. der ihn duldete: diesen gefährlichen Mann wenigstens nach Languedock zu verweisen, weil er nie zu entfernt von England leben könne *). — Nach sechszehn Jahren kehrte er wieder zurück; nur auf wenige Wochen, wie er anfangs glaubte; nur um am Sterbebette seines Vaters der letzten kindlichen Pflicht Gnüge zu thun. Doch Englands vaterländische Luft hielt ihn fest. Er blieb; und wiewohl Karls II. Verzeihung einigen Anspruch auf seine Dankbarkeit machen konnte, so waren ihm doch die Rechte des so vielfach bedrohten Vaterlandes älter und heiliger. Er vereinte sich wieder mit der Volksparten; und obschon längst das Feuer seiner ersten Jugend verdampft seyn muste; obschon sein sechzigjähriges Haupt nun grau zu werden begann; obschon die Ränke des Hofes ihn zweymal von Parlamentswahlen ausschlossen; war er doch unter allen Gegnern der Krone einer der entschlossensten und — gefährlichsten. Nicht so allbeliebt wie Rußel, war er doch eben so geehrt und noch mehr gefürchtet; strebte sogar nach Gleichheit und war doch so ausgezeichnet durch eignen Werth. Makellos lag sein ganzes Leben vor Freunden und Feinden da. Selbst, wenn der kleine Flecken, den ein neuer Geschichtsschreiber **) an ihn gefunden haben will: daß er einst von Frankreich Geld an-

*) Nach den Memoiren des General Lindlows soll Karl II. sogar 1665 zehn Banditen nach Sidney ausgeschickt haben. — Doch läugne ich nicht, daß mir dies unwahrscheinlich dünkt. In Karls Karakter lag viel Böses, doch grade nicht eine so italienische Sitte.

**) Dalrymple! — Man hat dem widersprochen. Doch hat der Geschichtschreiber, der in Paris nachforschte, viel Glauben für sich.

genommen habe! gegründet seyn sollte — wie groß bleibt der Mann, den man bey zahllosen Verdiensten nur eines Fehltritts zeihen kann. Auch wird er noch durch den wichtigen Umstand entschuldigt: daß damals Frankreich wirklich eine Zeitlang Karls willkührlichen Entwürfen widerstrebte, mithin für einen Bundesgenossen der englischen Volksparthey gelten konnte.

Daß ein solcher Mann den größten Theil der übrigen Verbündeten gleichsam in Schatten setzte, ergiebt sich auch ungesagt. Doch mindestens dicht neben Sidney an Seelen Größe, dicht neben Rußel an Seelen Güte verdiente Lord Essex zu stehn. Von großen Talenten in Staatsgeschäften, von unerschütterlicher Rechtschaffenheit in jeder seiner Handlungen, hatte er schon in hohen Würden, als Vicekönig von Irrland und als Großschatzmeister gestanden, und beyde wieder nieder gelegt, weil ihm die Gunst des Volks und die Vertheidigung der guten Sache werther als die Gnade des Monarchen und sein Privatnutzen war. Ein Feind jeder politischen Fessel, und auch jeder Fessel — des Glaubens, ehrte er nur den Gott, den die Natur predigt, ehrte ihn aber thätig: stoische Tugend war seine Religion, und die Stimme des eignen Herzens seine Vorschrift. Der Tod hatte für ihn keine Schrecken, und auch das Leben keinen mächtigen Reiz; denn eine brittische Schwermuth schien jezuweilen ihn zu bedrohen. Doch war er gefühlvoll und sanft, ein immer gleicher Freund seiner Freunde, wovon Rußel einer der eifrigsten war.

An wahrer, innrer Geisteswürde konnte der Herzog von Monmouth zwar mit keinem, von den bisher geschilderten, drey edlen Britten sich messen; aber er übertraf sie noch weit an äußern Glanz, und an Gewicht im Staat. Auch schon sein Beytritt überhaupt schien für den ersten Anblick unnatürlich zu seyn; denn er war König Karls leiblicher Sohn, und was noch mehr

sagen will, auch sein Liebling. Doch eben er erblickte im Herzog von York nicht nur seinen Todfeind, sondern auch seinen schon vielfältigen Obsieger. Als Karl II. die Folgen ihres Wetteifers zu verhindern, beyde auf unbestimmte Zeit von seinem Hofe verbannte, rief er den Bruder früher zurück, und schien den Sohn zu vergessen. Als dieser Letztere, auch ungerufen, wieder nach England kam, und das Volk ihn, überall wo er durchzog, mit einem für York bedenklichen Jubel empfing, entging Monmouth der Verhaftung nur mit Mühe. Seine ehrgeizigen Pläne, sich als ehlichen Sohn, wohl gar als Erben der Krone erklärt zu sehen, strandeten vorzüglich nur durch Jakobs Widerstand. Natürlich daher, daß der Neffe einen solchen Oheim mit Unversöhnlichkeit haßte! daß er nach nichts begieriger strebte, als jeden Feind seines Gegners zum eignen Freunde zu machen. — Manche treffliche Eigenschaft besaß Monmouth wirklich; zu noch mehrern die Anlage, die jedoch unentwickelt geblieben war. Tapfer, großmüthig, mildthätig, sanft, offenherzig, voll Anstand in seinem Betragen, voll Anmuth in seinen Reden, voll edeln Gefühls in seiner Freundschaft, war er doch viel zu rasch, als immer weislich zu handeln, viel zu weichherzig, als zur rechten Zeit immer sich gleich zu bleiben. Allzu große Sinnlichkeit verschwendete manche seiner Kräfte; allzu großer Ehrgeiz machte von noch andern einen zweydeutigen Gebrauch; doch blieb der Grund seines Herzens stets edel und gut. An ihm hing die Seele des ganzen Volks; ihm war die Mehrheit der Stimmen im Parlament zugethan; sein Vater liebte ihn bis zur Verzärtelung. Als wirklicher Kronprinz würde er der beste aller bisherigen Stuarts gewesen seyn; an einer einzigen Klippe, an seiner

unehlichen Geburt scheiterte die Hofnung der Patrioten und sein ganzes Glück.

Schon blos durch seinen Namen, seine Abkunft empfahl sich Hampden. Beliebter, unvergeßlicher war keine in ganz Brittannien! — Ein Enkel jenes berühmten Vertheidigers bürgerlicher Gerechtsame, ein Abkömmling desjenigen Hampden, der unter Karl I. den Zeitpunkt zum Kampf so weislich wählte, und seinen Eifer für die gute Sache mit selbsteigner Gefahr so wuchernd zu machen wußte, hatte er zwar noch nichts gethan, was einen solchen Ahnherrn erreichen, einen solchen Namen noch verherrlichen konnte, doch eben so wenig beyde durch irgend etwas entweiht. — Zum Anführer nicht geeignet, taugte er doch gar wohl zum Mitglied einer republikanischen Partey. In den Kämpfen des Parlaments nicht ungeübt, fühlte er sich entschlossen genug, jeder Obermacht, ja selbst dem Tode zu trotzen; liebte die Tugend warm, und ihrer selbst willen; war ein braver Britte, wiewohl noch kein großer Mann.

Wo fand man jemals noch auf Erden großes Licht ohne Schatten? Zu welcher ehrwürdigen Gesellschaft, wenn sie aus mehr als drey oder vier Mitgliedern bestand, gesellten sich auch nicht Unwürdige? Kein Wunder also, daß dieser Fall sich auch hier ergab! — Mit mannichfaltiger Kenntniß in Künsten und Wissenschaften, mit schnellem, richtigen Blick in Staatsklugheit und Geschichtskunde, mit entschloßner Gegenwart des Geistes, die aus Gefahren sich leichtlich rettet, war Lord Gray begabt *). Doch zügellose Sitten schändeten

*) Von ihm hat man eine Geschichte dieser angeblichen Verschwörung. Sie gilt für die beste, und hat allerdings viel Verdienst. Doch würde ich

sein Leben und seinen Ruf. Nur diesen letztern, nicht jenes erstere suchte er durch die Verbindung mit so edlen Männern zu verbessern. Keine große Unternehmung ließ sich von ihm erwarten; für seine höchste Entschuldigung könnte gelten, daß er nur Wollüstling, nie Bösewicht gewesen sey.

Aber warlich selbst dieses konnte Lord Howard nicht zu seiner Vertheidigung anführen! Zwar durch Anmuth im Umgange, durch Witz im Gespräch, durch erheuchelte Grundsätze von Redlichkeit und Tugend, täuschte er manchen Argwohnlosen; suchte überall, und fast zudringlich die Bekanntschaft würdiger Männer *); nahm überall die Miene des eifrigsten Republikaners an; hatte sich durch Reden und Schriften selbst dem Hofe furchtbar gemacht, und war vor kurzem erst durch eine (vielleicht ungerechte) Anklage und Verhaftung der Volkspartey als ein Märtyrer für die gute Sache, um so werther geworden. Doch ein schändliches, undankbares, nur im Glücke dreistes, im Unglück verzagtes Herz lagen unter diesem trügenden Anschein verborgen. Blos auf Befriedigung eigennütziger Absichten zweckte sein Bestreben ab. Mit Edelsinn und Standhaftigkeit unbekannt, taugte er zwar zum Empörer, doch nicht zum Befreyer seines Vaterlandes. Durch Heucheley hatte er selbst des sonst so scharfsichtigen Sidneys Freundschaft gewonnen; nur Rußeln, wiewohl er noch überdies sein Blutsverwandter war, schien eine geheime Ahndung vor ihm zu warnen. Als er das erstemal den Lord Howard in ihre Versammlung eintreten sah, stand er schon im Begriff, voller Unwillen sie zu verlassen. Nur Essex, zu ihrer

in manchem Punkte ihre genaue Wahrhaftigkeit bezweifeln, wenn eine solche Untersuchung hieher gehörte.

*) So z. B. drang er sich gleichsam Burneten auf.

aller und seinem eignen Verderben auch von jenem Schwätzer getäuscht, hielt seinen Freund noch zurück.

Ueber Howards Karakter zu richten ist wenigstens dem Geschichtsschreiber leicht. Schwüriger, unentschloßner bleibt er, wenn er ganz frey von Parteysucht Lord Shaftesbury Karakter schildern soll. Denn dieser in Englands Geschichte so berüchtigte Lord ist einer von den Janusköpfen, die von verschiednen Seiten betrachtet, auch ein ganz verschiednes Gesicht darbieten. Erst Republikaner, dann königlicher Minister, und wieder einer von den Hauptanführern der Volksparteу, hatte er nie seine Rolle halb gespielt, aber wohl mit solcher Leichtigkeit sie gewechselt, daß man argwohnen muste: es sey mit keiner ihm Ernst gewesen. Er selbst hatte seinem Monarchen die eigenmächtigen Pläne entworfen, die er bald drauf, als Demagoge, mit größter Erbitterung angriff. Nie von seinem Gebieter geliebt, doch eine Zeitlang genutzt, und stets im Herzen gefürchtet, spürte er kaum, daß Karl auch ihn täusche, und dem gemeinen Hause preis zu geben gedenke, als er schnell in einer einzigen Nacht *), aus einem geschmeidigen Höfling in den entschlossensten Gegner sich verwandelte. Keine Bemerkung war so bitter, keine Antwort so schneidend, keine Maasregel so gewaltthätig, daß sich Shaftesbury nicht dazu

*) Lord Clifford las ihm eines Abends eine Rede vor, die er des andern Morgens zur Vertheidigung des Königs im Parlament halten wolle. Shaftesbury, unterm Anschein des Beyfalls, doch in der Absicht sie desto besser zu fassen, bat, sie ihm noch einmal zu lesen, und — widerlegte sie am Morgen in einem durchdachten Aufsatz, Schritt für Schritt.

erdreistet haben sollte *). Voll stürmischer Leidenschaften, und oft ihnen zinsbar, wußte er doch auch oft mit unglaublicher Kunst sie zu meistern; ward jetzt durch sein Feuer, jetzt durch seine Verstellungsgabe, für Freund und Feind fast gleich gefährlich. Nach Karl II. selbst gab es gewiß in ganz Brittannien keinen so erfahrnen Schauspieler als ihn. Auf seiner Seele lastete alles Blut, das in dem sogenannten päbstlichen, (von ihm erdichteten) Komplott vergossen worden war. Ein Brandfleck war dadurch in die Geschichte der englischen, protestantischen Kirche gekommen. Selbst redliche, aber furchtsame, selbst menschenfreundliche, aber leichtgläubige Amtsgenossen hatte seine planvolle Tücke zu Theilnehmern gesetzlicher Morde gemacht. Dennoch hatte eben er, als Kanzler, stets untadelhaft gehandelt; als Volksfreund die gute Sache oft mit Lebensgefahr vertheidigt, und mit Frankreichs Solde seine Hände nie befleckt. Mehrmals erbot er sich, gegen zugesicherte Verzeihung, selbst seinem Todfeinde, dem Herzog von York alle seine Pläne zu entdecken; und doch machte er seinen vertrautesten Freunden aus ihnen, ja bald drauf selbst aus seinem Aufenthalt, ein Geheimniß. Ihn liebte, ihm traute weder Essex, noch Monmouth, noch Rußel; doch schien er allen dreyen zur Erreichung ihres Endzwecks unentbehrlich. Nur Sidneys edler Trotz konnte sich nie zu seiner Geschmeidigkeit fügen; konnte es nie verbergen, daß er ihn verachte.

*) „Shaftesbury! rief einst Karl II. aus: ihr seyd der größte Schurke im ganzen Königreiche!' — „Vielleicht, Sir, erwiederte er mit tiefer Verbeugung, von den Unterthanen!' — Als ihn der Hezog von York einst im Parlament einen starken Verweis gab, sagte er: Ich danke Ew. Hoheit, daß sie mich wenigstens keinen Papisten oder Schurken schalten!

Als mit allen diesen, bisher genannten und geschilderten, und mit noch mehrern, die theils zu Shaftsbury, theils zu Monmouths Freunden gehörten, Lord Rußel jetzt in nähere Verbindung trat, da hoffte er wahrscheinlich: daß sie alle nur ein Geist beleben würde. Als Männer, die sich wechselseitig in den Streitigkeiten des Parlaments mit der Krone schon oft Dienst und Beystand geleistet hatten, schienen sie alle gleich gestimmt zu seyn in Eifer fürs Vaterland, im Mißmuth mit dessen Unterdrückung, und im Wunsch solche zu enden. Doch kaum traten sie dichter zusammen, da lag, genauer betrachtet, noch manche Kluft zwischen ihren Absichten und Plänen. Blos nach Rache, je blutiger je besser, strebte Shaftsbury glühende Seele; sich den Weg bis zum Throne selbst zu öffnen, suchte ingeheim Monmouth, wahrscheinlich mit dem Vorsatz, dann besser als Vater und Oheim zu regieren; gar keinen Despoten mehr über sich zu leiden, selbst durch alle Schrecknisse eines neuen Bürgerkriegs seine angebetete Republik *) noch einmal aufzusuchen, war Sidneys altrömischer Plan; ihnen allen zu schmeicheln, sie alle zu berücken, in der Verwirrung nur sich selbst wichtig zu machen, mochte Howards Endzweck seyn. Am uneigennützigsten, am bescheidensten dachte Rußel. Er wünschte blos dem Herzog von York vom Thron ausgeschlossen zu sehn, und Karls Willkühr gesetzliche Schranken zu stecken. Mit ihm wünschte das der einzige Hampden vielleicht aufrichtig. Essex selbst, Rußels Busenfreund, lenkte sich mehr zu Sidneys Plan.

Daß so weit von einander abweichende Endzwecke auch auf Berathschlagung und Maasregeln einen mannichfachen, sich wechselseitig hindernden Einfluß haben musten, ergiebt sich von

*) Worte Humes.

selbst. Wenn Shaftesbury sie durch seine Abgesandten (denn er wagte nicht persönlich zu erscheinen) zum schnellsten, öffentlichen Aufstand anzureizen suchte; wenn Sidneys Entschlossenheit ebenfalls dasjenige, was zu thun sey, bald zu thun anrieth: so sorgte Monmouth hingegen: ein städtischer Aufstand werde, ohne geworbne Truppen, nichts entscheiden, und das Leben seines Vaters, den er wirklich liebte, in allzu große Gefahr setzen; und so bebte vorzüglich Rußels sanfte Seele vor dem Gedanken zurück: daß des Menschenblutes allzu viel und ohne Noth vergossen werden dürfte. Selbst dann, als er sich überstimmt sah, als man einmüthig beschlossen, mit den Waffen in der Hand aufzutreten, drang er doch so weit durch: daß sie nur zur Vertheidigung ergriffen, nie gegen Karl II. Person gerichtet, und nur so lange behalten werden sollten, bis ein freyes Parlament den Beschwerden der Nation abhelfe, und die Erbfolge ordne. Sidneys treffender Spott: daß derjenige nicht mit Unterhandlungen anfangen müsse, der das Schwerdt gegen seinen Gebieter aufhebe! blieb zwar unwiderlegt, doch auch unbefolgt.

Es ist durchaus nicht hier der Ort eine genauere Geschichte der ganzen Verbindung zu liefern. Ueber so manchen Theil derselben herrscht eine Dunkelheit die unzerstreubar seyn dürfte; und Entwürfe, die doch am Ende unausgeführt blieben, möchten unter Deutschen Lesern nur wenige zur Theilnahme reizen. Nur einige wenige Umstände, zum Verständniß des Nachfolgenden unumgänglich, müssen noch ausgehoben werden. — Die meisten Versammlungen, wo man über Gegenstände jener Art sich berathschlagte, geschahen im Hause eines gewissen großen Weinhändlers, Shephard mit Namen. Er selbst, der Wirth,

war des Anschlags nicht unkundig. — Als einige unter den Verbundnen Besorgniß wegen der Wache des Königs äußerten, übernahm es Monmouth, in Gesellschaft eines seiner Vertrauten, Armstrong mit Namen, den Zustand derselben auszukundschaften. Er ertheilte ihnen bald drauf die Versichrung: Sie sey leicht zu überwältigen! — Shaftesbury, nachdem er noch oft durch Briefe und Boten zur Eil aufmuntern lassen, und immer wieder von noch längerm Aufschub, von noch größrer Vorsicht hörte, entfloh endlich, voll Unmuth, fast mehr noch gegen seine zaudernde Freunde, als gegen Karl II. selbst erbittert, nach Holland, wo er bald drauf starb. — Sein Tod unterbrach die Berathschlagungen wenig oder gar nicht. Man wählte sechs von den Verbündeten zu Häuptern der Uebrigen, und die Wahl fiel auf Rußel, Sidney, Monmouth, Hampden, Essex und Howard. Man entschloß sich die Stadt Taunton zum Aufstand zu bewegen, und auch die Schotten zum Beytritt einzuladen. Kurz, man entwarf allerdings verschiedne Pläne; aber immer noch verzog man die letzte ausführende Hand an einen derselben zu legen; und meistentheils mochte grade Lord Russels weiches Herz die Hauptursache der Verzögerung abgeben. Immer wünschte er nur solche Mittel zu finden, die so untadelhaft wie sein Entzweck wären! Immer konnte er, so gleichgültig bey eignen Unfällen, den Gedanken nicht ertragen, auch einen seiner Nebenmenschen nur in Todesgefahr verwickelt zu haben.

Doch indeß verschiedne von Englands ersten Staatsbürgern, in der Sache selbst einig, nur in Zufälligkeiten unentschlossen und zwistig, so seltsam zauderten, und wahrscheinlich schon manchen günstigen Augenblick verabsäumt hatten, weil sie einen noch bessern abwarten wollten — indeß ver-

banden sich noch mehrere Männer von geringerm Stande, zu weit raschern, weit gewaltthätigern Maasregeln. Denn aus alten, versuchten, itzt entlaßnen Kriegern, aus Kaufleuten, Rechtsgelehrten, dissentirenden Geistlichen, selbst aus verschiednen Handwerkern und Londner Bürgern, formte sich das, in den englischen Geschichtsbüchern so berüchtigte, Ryehouse Komplott *). Fast alle Mitglieder desselben gehörten zu Shaftesbury ehmaligen Anhang. Durch seinen Tod jetzt ihres Oberhaupts verlustig, beschlossen sie sich selbst zu rathen. Von jenen vornehmern, in Shephards Hause sich versammelnden Britten war Lord Howard der Einzige, der auch hier Antheil nahm, und grade zu den blutigsten Anschlägen am liebsten und treulichsten mitstimmte. Ermordung des Königs und seines Bruders war der Hauptentzweck ihres Bundes; auch vom Londner Stadt Rath und von den Mitgliedern des Parlaments sollten viele geopfert werden. Mannichfache Maasregeln kamen dabey im Vorschlag. Bald wollte man den fürstlichen Brüdern des Nachts aufpassen, wenn sie, in der Sänfte, von verliebten Abentheuern heimkehrten; bald im Schauspielhause gegen ihre Loge zwanzig Sackpistolen zugleich lösen **); bald bey einem festlichen Mahle, bald gar auf offner Landstraße sie überfallen und tödten ***). Schon traf man zu diesem letz-

*) Es empfing diesen Namen von dem Speicher, welchem Rumbold, ein Mälzer, und einer von den eifrigsten Verschwornen besaß, und bey welchem man dem König aufpassen wollen.

**) Eben diesen Vorschlag billigte vorzüglich Howard durch den Ausruf: Recht! so fallen die Prinzen in ihrem Beruf.

***) Man wollte dem König aufpassen, wenn er (was alljährlich geschah) zum Pferderennen nach New-Market fahre, den Weg durch einen Wagen sperren, und hinter einer Hecke hervor auf ihn und den Herzog feuern.

tern Vorhaben einige Anstalt; doch ein ungefährer Zufall beschleunigte Karls Reise. Die Verschwornen glaubten hier die Spuren einer höhern, ihren Plan misbilligenden Macht zu entdecken, und wurden furchtsamer für künftig.

Daß ein Plan, der auf jedem Fall nur Fürstenmord, nicht Rache der unterdrückten Volksfreyheit genannt werden konnte, der größtentheils von unwürdigen Meuterern und Misvergnügten gefaßt worden, der auf so ungewissen, unzusammenhängenden Einfällen beruhte, und einer so großen Menge leicht beweglicher, nach Privatabsichten handelnder Menschen bekannt war — daß ein solcher Plan doch einige Monathe lang verschwiegen bleiben konnte, ist wunderbar genug; sehr natürlich aber nahm er bey längern Verzug endlich denjenigen Ausgang den man Entwürfen dieser Art immer in voraus verkündigen kann. — Ein gewisser Salzhändler, Keeling mit Namen, ein Mann von zerrütteten Glücksumständen, und noch tiefer gesunknen Seele, war bey einem Auflauf des Volks verwegen genug gewesen, an den Lord Maire selbst gewaltsame Hand zu legen; täglich deshalb vor einer Anklage in Sorgen, beschloß er hier den Angeber zu machen. Unter den so oft gemißbrauchten Vorwand von Gewissensbissen entdeckte er dem Staatssekretair Jenkins alles was er von dem Ryehouse Komplott wußte. Seltsam genug, trug Jenkins Bedenken in einer so wichtigen Sache auf einen einzigen Zeugen zu achten. Keeling, um Glauben bey seiner Verrätherey zu finden, muste auf eine doppelt unedle Art seinen eignen Bruder zur Bestätigung seiner Aussage nöthigen. Ein Verhaftsbefehl erging; doch nur einige der Allergeringsten wurden eingezogen. Die übrigen etwas Vorzüglichern verbargen sich. Auf ihre Entdekkung ward ein Preis gesetzt.

Beym ersten Gerücht von dieser Angabe erschracken Lord Rußel und seine Freunde allerdings ein wenig. Das Schicksal jener Verbindung ließ sie ein ähnliches für die ihrige befürchten. Doch da sie unbekannt mit den Anschlägen und selbst mit den Namen der Verhafteten waren, so glaubten sie nicht ohne Grund auch ihnen fremd geblieben zu seyn. Howards Zusammenhang mit jenen war seinen übrigen Bundsgenossen unbewußt. Ihre Furcht verschwand daher bald, verschwand allzu früh. Die Gefahr schwebte wirklich schon über ihrem Haupte; und kam nicht von den Gefangnen, sondern von denen her, die sich verborgen hatten. Zu diesen gehörte unter andern ein gewisser Obrister Rumsey; Ein Mann, der unter Kromwell schon gedient, auch nachher in Portugall unter den Marschall von Schomberg, seinen Muth und seine Einsicht rühmlich ausgezeichnet hatte. Im Frieden ein Vertrauter des Lord Shaftesbury, und in den letzten Zeiten seines Lebens mit dem verborgnen Aufenthalte des ehmaligen Kanzlers gar wohl bekannt, hatte er den übrigen Bundsgenossen seines Gönners zu verschiednen malen wichtige Bothschaften überbringen müssen, und kannte ihren Versammlungsort und dessen Entzweck bey Shephards nur allzu gut. Als er jetzt mit seinem Freunde, einen gewissen Anwald West, seines Schlupfwinkels und seiner ungewissen Lage satt, den seines bisherigen Muthes unwürdigen Entschluß faßte, zur Rettung des Lebens den Angeber zu machen, nannte er auch Shephards Haus als einen Sammelplatz misvergnügter Britten. Shephard selbst sofort gehohlt, verhaftet und durch harte Drohungen erschreckt, gab Rußeln, Monmouth, Gray und Essex an. Daß hierauf der Entschluß sie zu verhaften folgen muste, versteht sich von selbst.

Lord

Lord Rußel war der Erste, den dieses Loos zugedacht war; dennoch ist es wahrscheinlich, daß er solchem noch auszuweichen vermocht hätte. Der Konstable, der ihn abholen sollte, ging eine geraume Zeit, gleichsam unentschlossen, gleichsam als wollte er bemerkt und vermieden werden, vor dem Pallast auf und ab. Noch jetzt ist es streitig, warum er dies that. Zu muthmaßen, daß die Regierung vielleicht Rußeln einen Wink zur Flucht geben wollen, das hieße sich schlecht auf Karln und seine damaligen Minister verstehn. Glaublicher ist, daß der Konstable selbst sich ungern gegen einen Mann brauchen ließ, der eine so allgemeine Liebe besaß und verdiente. Wirklich hatte man ihn erblickt. Rußel selbst, von Rumseys Angabe schon benachrichtigt, hatte kaltes Blut genug, einige seiner Freunde um Rath befragen zu lassen. Ihre Meinung war: daß die Flucht ihn strafbar zu machen scheine. Sich bewußt, daß er nie mit Rumsey in genauer Verbindung gestanden sey, wahrscheinlich auch voll Zutrauen auf die Schuldlosigkeit seiner Absicht, beschloß Rußel zu bleiben. Jener königliche Bothe, als er doch endlich ihn zu verhaften kam, fand ihn so ruhig, als sei keine Gefahr vorhanden, unter Büchern in seinem Studierzimmer sitzen. Als er vor Karl II selbst und dessen geheimen Rath erschien, betheuerte er mit aller Unerschrockenheit eines heitern Gewissens: daß er nie den entferntesten Gedanken gegen die Person des Königs gehegt habe. Erst dann, als Karl erwiederte: daß er selbst dies glaube; doch daß man Beweise von gewaltthätigen Anschlägen gegen die Regierung überhaupt besizze; — erst dann gerieth Lord Rußel ins Gedränge zwischen strenger Wahrheitsliebe und Freundschafts-Pflicht. Jene machte ihm ein gänzliches Verneinen, diese jedes beiahende Geständnis unmöglich. Er widersprach Rumseys Aussage. Doch nach dem Tower geschickt, gab er beim ersten

Schritt im Kerker auch schon die Hofnung zur Erhaltung seines Lebens auf; denn er wußte zu gut: welcher Dorn im Auge des Herzogs von York sein Leben und sein Ansehn sei.

Ganz anders betrug sich Lord Gray, als er auch vor dem Geheimenrath gestellt ward. Mit den heiligsten Schwüren läugnete er alles. Auch nach den Tower geschickt, wollte ein günstiger Zufall, daß dessen Thore schon verschlossen waren. Gray war der Mann nicht, der solchen Vortheil ungenützt lassen sollte. Er wußte den Konstabel, der ihn bewachen sollte, bald zu berauschen, und entfloh. — Auch Herzog von Monmouth verbarg sich. Doch edelmüthig genug, nicht auf sich allein zu denken, schickte er sofort an den verhafteten Rußel und erbot sich zu stellen, und sein Schicksaal zu theilen, wofern dies ihm nüzzen könne. Noch edelmüthiger fast antwortete dieser. „Es könne nie ein Vortheil für ihn seyn, seine Freunde mit sich sterben zu sehen.“ — Eben so leicht wäre es für Essex gewesen, sich zu flüchten; denn auf seinem Landgut vernahm er das Schicksal seiner Bundsgenossen, und alle Anwesende riethen ihn sich zu retten. „Meine Flucht, antwortete er, könnte den „Verdacht gegen Rußeln verstärken; und mit solch einem Opfer „erkauf' ich mein Leben nicht.“ Er wartete gelassen auf seinem Schloß, bis königliche Reuter ihn zu verhaften kamen.

Noch war der Schuldigste von Allen — noch war Lord Howard nicht nur unverhaftet, sondern sogar unangegeben geblieben. Die Unruhe, mit welcher er überall sich herumtrieb, die ängstliche Genauigkeit, mit welcher er allenthalben nach Neuigkeiten forschte, die Sorgfalt, mit welcher er ganz unaufgefordert seine Unschuld betheuerte, und die von ihm selbst eingestandne Vertraulichkeit mit dem verhafteten West waren freilich hinlänglich Verdacht zu erwecken. Doch immer noch schwieg

dieser Leztere, bis er endlich durch Drohung und Ketten geschreckt, und durch Rumseys Versicherung: daß West noch mehr wisse, gedrängt, auch diese Angabe zu seinen bisherigen fügte. — Als die Konstables Howarden suchten, fanden sie ihn in einen Kamin verborgen, ganz mit Ruß verstellt, in einer Gemüthsverfassung, wie es für Verbrecher sich ziemt. Mit Beben und Schluchzen gab er sich gefangen. Doch schwieg er als man ihn vor dem König und dessen Staatsrath brachte, eine geraume Zeit gänzlich still. Schon wollte man dies als eine entschloßne Standhaftigkeit, die seine bisherige Zaghaftigkeit versöhnen sollte, betrachten. Doch zu vortheilhaft, zu ehrend war eine solche Vermuthung. Er erbat sich, als er seiner Stimme wieder mächtig geworden, ein besondres Gehör von Karl II. und Herzog Jakob. Kaum war es ihm gewährt, so fiel er wieder aufs Knie, und versprach alles zu gestehen, wenn ihm Lebensschonung zugesichert würde. Es geschah, und er nannte nun Sidney, Hampden und eine Menge seiner Bekannten; gestand alles, was er wußte, und vielleicht mehr noch, als wahr war. Die Gefängnisse füllten sich izt mit Brittaniens edelsten Blute.

Indeß man noch mit Aufsuchung derienigen, die Howards niederträchtige Feigheit angegeben hatte, beschäftigt war, machte man bereits einigen von den Ryehouse Verschwornen ihren Prozeß. Drei von ihnen wurden zum Tode verurtheilt; selbst eingeständig über Aufruhr und Königsmord sich berathschlagt zu haben, litten sie allerdings nur die gesezliche Strafe; doch war es nicht Gerechtigkeitsliebe, was den Hof zur Beschleunigung dieses Urtheils bewog. Man wünschte das Volk zu den Gedanken zu verleiten: alle Verhaftete wären des Hochverraths schuldig. Man fing mit den Strafbarsten an, um

die Idee der Hinrichtung auch für die Minder-Schuldigen geläufig zu machen; und Lord Rußel unter seinen Freunden der Erste, der verhaftet worden, sollte auch der Erste seyn, der verurtheilt werde.

Durch ausdrücklich dazu ernannte Kommissarien war er bereits im Kerker über einen angeschuldigten Entwurf, die königliche Leibwacht zu überfallen, und die Schotten aufzuwiegeln, befragt worden. Mit bescheidnem, iedoch entschloßnem Tone hatte er geantwortet: daß er hierauf und auf ieden andern Punkt in einem förmlichen Verhör sich zu vertheidigen gesonnen sei, und seine Unschuld zu erhärten hoffe. Zu diesem Verhöre nun in der Old-Bailey ward der dreizehnte Julius anberaumt. — Seit zwölf Jahren hatten König Karl und Herzog Jakob keinen Fuß im Tower gesezt. Eine Neugier, die ihres Ranges eben so unwürdig, als ihrem Karakter angemessen war, trieb sie an diesem Morgen hin. Sie mußten den Mann in Fesseln zum Verhör vorbeiführen sehen, dessen freie Tugend ihnen im Parlement so oft lästig gewesen war.

Gleich beim ersten Schritt vorm Gerichte konnte Rußel leicht ermessen: welche Gerechtigkeit hier seiner warte. Da einige seiner Zeugen, wie er darzuthun vermochte, erst diesen Abend in der Stadt einzutreffen versprochen hatten, so bat er um einen Aufschub von — nicht mehr als vier und zwanzig Stunden. Doch der Oberanwald Sawyer ertheilte die grobe Antwort: Habt ihr denn dem Monarchen eine Stunde Aufschub zur Lebensrettung gönnen wollen?" Selbst die noch bescheidnere Bitte, das Gericht wenigstens bis auf den Nachmittag auszusezzen, ward abgeschlagen. — Eine zweite Kränkung folgte bald auf iene erstere; prallte aber gewissermaßen selbst

aufs Haupt des Beleidigers zurück. Rußel bat den Gerichtshof um Erlaubniß die Beweise seiner Unschuld durch eine andre Hand aufzeichnen zu lassen *). Der Oberanwald, (damit nicht ein Rechtsgelehrter dazu gebraucht werde, und dem Beklagten irgend einen ersprießlichen Rath ertheile!) entgegnete: „daß dies durch einen von Lord Rußels Bedienten geschehen könne.“ — „Ich fodre, war Rußels Antwort, keinen andern Beistand, als die Hand der Lady, die neben mir sizt!“ Man kann sich leicht denken, daß aller Zuschauer Augen, iezt schnell nach der Stelle blickten, die er bezeichnet hatte. Doch Mitleid und Bewundrung ergriff sie alle, — eine flüchtige Schaam röthete selbst die Wangen seiner Feinde, als sie Lady Rußel selbst aufstehn sahen. Eine Dame, werth des Gemals, den sie iezt zu verlieren in Gefahr schwebte; mit dem römischen Muth einer Arria begabt, und bereitwillig, da thätig mit zu wirken, wo doch bloße Thränen fruchtloß geblieben wären!

Der Zeugen, welche gegen Rußeln auftraten, waren drei, Rumsey, Shephard, und Lord Howard. — Rumsey schwur, vom Lord Shaftsbury an die Versammlung bei Shephard abgeschickt worden zu seyn, um zur Beschleunigung des bewußten Aufstands zu ermuntern. Ferguson **) habe ihm im Namen der Uebrigen, und mit Rußels Beistimmung geantwortet: Man finde noch einigen Aufschub nöthig. Auch von Auskundschaftung der Wachen sei gesprochen, und solche von Mon-

*) Der einzige Dalrymple hat diesen Zug. Daß ihn Burnet übergeht, wundert mich allerdings. Doch ist iener Zeuge fast noch glaublicher, als dieser.

*) Ein dissentirender schottischer Geistlicher, immer einer der thätigsten unter den Mißvergnügten, und doch schlau genug beim Gericht ungestraft durchzukommen.

mouth, Gray und Armstrong übernommen worden." — Shephard bezeugte: „daß man sein Haus zu geheimen Zusammen„künften in voraus bestellt, wo kein Bedienter, sondern er allein „aufwarten müssen. Monmouth und seine Freunde hätten nicht „nur die Auskundschaftung der Wachen übernommen, sondern „auch bei einer zweiten Zusammenkunft hinterbracht: daß ein „Ueberfall der Wachen bei der großen dort herrschenden Nach„läßigkeit leicht zu bewirken wäre. Der Entschluß, ihn „auszuführen, sei gleichwohl nicht gefaßt worden. „Wenn nicht bei beiden, doch gewiß bei einer von diesen Zu„sammenkünften sei Lord Rußel zugegen gewesen."

Daß beide Zeugen nur höchst ungern gegen den Beklagten auftraten, ließ sich leicht bemerken; und daß das Aeußerste, was sie wider ihn aussagten, darinnen bestand: er habe die Rathschläge der Uebrigen nicht gemisbilligt, ergiebt sich von selbst. Doch mit schwerern Zeugnissen trat Lord Howard hervor. Nach einer langen Erzählung von Lord Shaftsbury Anhang und Anschlägen, sagte er aus: die Verschwornen hätten sich außer jenen beiden Zusammenkünften bei Shephard noch zweimal, zuerst bei Hampden, dann bei Rußeln selbst versamlet; hätten sechs Oberhäupter, worunter er selbst und Rußel sich befunden, erwählt; hätten beschlossen, daß der Aufstand erst auf dem Lande, dann in der Stadt anheben sollte; hätten Oerter, Waffen, Maaßregeln dazu bestimmt, und in der zweiten Zusammenkunft vorzüglich auch Anstalten getroffen mit dem Grafen Argyle und andern mißvergnüten Schotten sich in Verbindung zu sezzen. Die Sorge für dieses leztere habe vorzüglich Sidney übernommen. Die Stimmen wären zwar nicht

gehörig gesammlet, doch von allen, mithin auch von Rußeln, eingewilligt worden.

Wie mancherley Widersprüche *) in dieser Aussage lagen, — dies hier zu untersuchen, wäre allzuweitläuftig und doch fruchtlos. Aber um von der Rechtmäßigkeit des Gerichts überhaupt ein gehöriges Urtheil zu fällen, muß man nothwendig hier einen Blick auf Englands Gesezze werfen, die im Punkt des Hochverraths eben so gelind als billig waren! — Ein Gesetz Eduard III. erklärte nur denienigen für einen Hochverräther, der entweder nach dem Tod des Königs strebte, oder einen wirklichen Krieg gegen ihn errege; und ein Gesez der Königin Maria foderts: daß ein solches Verbrechen nur durch übereinstimmende Aussage zweier Zeugen, die offenbar eine Handlung enthalte, bewiesen werden könne. Ein drittes Gesez endlich, gleich nach der Wiedereinsezzung Karl II. gegeben, hatte viele Berathschlagung über Empörung, in den Entwurf dazu für Hochverrath erklärt, iedoch die ausdrückliche Bedingung hinzugefügt: daß der Proceß deshalb aufs späteste sechs Monate nach dem begangnen Verbrechen gemacht werden müsse. — Weit strenger war allerdings diese Verordnung und eben deswegen noch nie in Ausübung gebracht worden. Daß unter solche, die Umstände, die Rumsey und Shephard aussagten, gezogen werden konnten, war ebenfalls ohne Zweifel. Doch iene Zusammenkünfte gingen über sechs Monate zurück, und für alle übrige Beschuldigungen hatte man nur einen Zeugen, den Lord Howard. Keines aller bisherigen Ge-

*) Wie z. B. konnte man über so viele und wichtige Gegenstände ohne Stimmensammlung etwas beschließen?

sezze hätte daher das fürchterliche Wort, Verrath! auch dann über Rußeln ausgesprochen, wenn die Aussage der Zeugen für unwiderleglich galt. Um ihn zu stürzen, mußten seine Gegner die Zuflucht zu einer Wendung nehmen, die freilich schon öfterer gebraucht, doch dadurch nicht um ein Haar breit billiger geworden war.

Denn schon mehrmals hatten englische Rechtsgelehrte — wie überall, auch hier, oft Verdreher des Rechts, indem sie sich die Miene es auszulegen geben, — Mariens Gesez dahin erweitert: Daß beide Zeugen nicht genau eine und eben dieselbe That auszusagen brauchten, wenn es nur solche Thaten wären, die offenbar zu einer Verrätherei abzweckten. Noch willkührlicher war man mit Eduard III. Gesez umgegangen. Mit klaren Worten sezte dieses den Unterschied entweder Plan zum Königsmord, oder wirklich erregten Aufstand fest. Doch indem sie auf Plan zum Königsmord klagten, suchten sie eine vorgehabte Empörung als Beweiß des Erstern geltend zu machen, und verwechselten Absicht und wirklichen Ausbruch zusammen. Schon oft, ich wiederhole es, war dieser verdrehender Kunstgriff gebraucht worden; erst neulich hatte in Straffords Proceß die königliche Partei darüber sich beschwert. Begierig ergriff sie ihn iezt selbst. Ja, man fügte noch eine neue gehässige Erweiterung dazu. Rumsey und Shephard sprachen von einem Ueberfall der Garden. Es war nie ein förmlicher Plan geworden, sondern nur Gedanke einer Möglichkeit geblieben. Nach den englischen Gesezzen konnten eben diese Garden für nichts mehr, als für bloße Soldaten genommen werden. Dennoch wollte man dies lezt als einen Anschlag gegen den König selbst betrachten.

Rußeln konnte jene hinterlistige Vermischung von *vorgehabter* und *wirklicher* Empörung nicht entgehen. Er verlangte: daß über diesen Punkt erst in einer förmlichen Versammlung entschieden werden müsse. Doch der Oberrichtet erwiederte: daß diese Entscheidung erst dann geschehen könne, wenn der Beklagte die Richtigkeit der ihm angeschuldigten Handlung eingestehe. Auch hierzu hatten Rußeln mehrere von seinen Feinden gerathen. Sie glaubten, alles, was man ihm dann zur Last legen könne, bestehe in *Verschweigung eines fremden Verraths*. Doch seine Advokaten besorgten, man würde es zu einer *Theilnahme* drehen; und Rußels inneres Gefühl empörte sich gegen alles, was einem Zeugniß gegen seine Freunde auch nur ähnelte. — Seine Vertheidigung war männlich, doch vielleicht zu sanft, zu nachgiebig gegen so ergrimmte, zu jeder Maasregel bereitwillige Feinde. Selbst den Verächtlichsten aller Bösewichter, den Lord Howard, behandelte er mit Glimpf und Anstand. Er betheuerte feierlich gegen das Leben des Königs und seines Bruders, nie auch nur den geringsten Gedanken gehegt zu haben. Er leugnete ganz jenen angeschuldigten Rath der Sechse. *) Er gestand, daß man bey Shephard über einige Neuerungen der Regierung Beschwerde geführt; doch wären es nur freundschaftliche Gespräche, nie Pläne zum Aufstande gewesen. Er erinnerte, daß Eduard III. Gesetz durchaus nicht von bloßer Absicht, sondern wirklicher Empörung spräche; daß jene eine

*) Sollte es nicht jedem Leser wahrer Empfindung schwer, ja fast unmöglich seyn, zu argwohnen: Rußel habe etwas geleugnet, was doch wahr gewesen sey: sollte man nicht lieber — doch ich spreche davon später ein mehreres!

Versammlung bey Shephard (denn bey mehrern gewesen zu seyn, räumte er nicht ein, und Shephard selbst widerrief dieß gewissermaßen) viel früher, als vor sechs Monaten geschehen, und schloß mit der gewöhnlichen Ermahnung an die Geschwornen nicht unschuldiges Blut über ihr Vaterland zu bringen. — Mehrere Schriftsteller haben seine Rede schwach gefunden; mehrere Lebende waren mit seiner Vertheidigung nicht zufrieden. Aber viel muß man hierbey auf die mißliche Lage eines Biedermanns rechnen, der lieber sich selbst, als der Wahrheit oder seinen Freunden weh zu thun entschlossen ist. Auch gab es in seiner Rede allerdings manche Stelle, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Selbst bey den Worten: „Die Regierung „habe nicht, wie ehedem große Empörungen zu befürchten, „weil es der großen Männer keine mehr in England gäbe! — „zeigten sich Gefühle mannichfacher Art; Schaam, daß er „wahrgesprochen, Besorgniß fürs Vaterland, und Bewundrung seines unerschrocknen Muthes, auf den Gesichtszügen „der Anwesenden.“

Verschiedne von Rußels Zeugen waren, wie schon erwähnt worden, noch nicht in der Stadt; doch legten mehrere von Englands treflichsten Staatsbürgern zu Gunsten des Beklagten Zeugniß und Eidschwur ab. Der Herzog von Sommerset, der Graf von Anglesey, Lord Cavendish, Lord Clifford, die Doktoren Tillotson, Burnet, Cox, Fitz Williams, und weit mehrere noch scheuten nicht den Haß des Hofes, und bekräftigten Lord Rußels gegen den König bewährte Treue. Selbst von der Howardischen Familie trat Einer, — Sir Eduard Howard — auf, und suchte durch ein Gegenzeugniß das Brandmal auszulöschen, daß diesem sonst allerdings ehrfurchts-

werthen Hause *) ein ausgeartetes Mitgleid aufdrückte. Mehrere von diesen Zeugen, und vorzüglich Burnet, beschworen: daß Lord Howard noch kurz vor seiner Verhaftung, ganz unaufgefodert im Gespräche Rußels ihm bewußte Schuldlosigkeit bezeugt habe. — Doch alle diese günstigen Eindrücke suchten freilich die Anwälde der Krone und die Richter durch ihre Reden an die Geschworne zu mindern, wo nicht ganz zu vernichten. Selbst Pemberton, der Oberrichter, der Familie Bedford von alten Zeiten her verpflichtet, — selbst er, der allerdings bisher gegen den Beklagten mit einem rühmlichen Edelmuthe sich betragen hatte **), bediente sich dann, als er (nach englischer Sitte) den Hauptinhalt der Zeugenaussage wiederholte, des eben so ungerechten, als für seinen Plaz ungeziemend-entscheidenden Ausdrucks: „Jener Plan die Garden des Königs zu überfallen, fasse einen Anschlag gegen das „Leben des Monarchen selbst in sich!" — Doch freilich war dieß noch gemäßigt gegen den Eifer, mit welchen Jefferies ***), der Unterrichter, und Finch, einer von den Anwälden der Krone, gegen ihn losbrachen; und ein sonderbarer Zufall gab ihnen neue Waffen in die Hände.

Lord Essex, auch im Tower verhaftet, grade in demjenigen Zimmer sitzend, aus welchen man seinen Vater, Lord

*) Das Haus der Herzoge von Norfolk gehört bekanntlich zu der Familie Howard.

**) Er ward eben dieser Gelindigkeit halber, selbst dieser Aeßerung ungeachtet, gleich drauf seiner Oberrichterstelle verlustigt.

***) Ich setze bey meinen Lesern voraus, daß ihnen allen dies schädliche Blutdürstige Ungeheuer — einer der größten Bösewichter die je das Richteramt entweihten! — welches nachher unter Jakob II. noch, wie ein Krieger wütete, bekannt seyn wird.

Capel, einst zum Tode führte, und wo der Großvater seiner Gemalin, Lord Northumberland sich selbst entleibte — Lord Essex fühlte seit einigen Tagen schon Anfälle einer Schwermuth, die seinem Karakter nicht fremd, und seiner jetzigen Lage so verzeihlich war. Heute als er seinen Busenfreund vom Fenster herab zu einem Verhör führen sah, von welchen er aus so manchen Umständen schloß, es würde minder ein Gericht, als die Bekanntmachung eines schon gefaßten Urtheils seyn! Als er sich erinnerte: welche Ahndung und welchen Abscheu einst Rußel bey Howards Eintritt empfand; und daß Er — er Essex selbst es gewesen war, der ihm am Weggehn verhindert hatte; da übermannte ihn der Schmerz; und der Schnitt von einem Scheermesser, höchst wahrscheinlich *) von seiner eignen Hand geführt, machte seinem Leben ein Ende. — Ach! er wußte nicht, daß eben diese That gleichsam für einen Zeugen mehr gegen Rußeln gelten würde! Selbst nach dem Tode noch schien es seine fortdauernde Bestimmung zu seyn, dem geliebtesten seiner Freunde zu schaden! — Denn als man seinen entseelten Leichnam gefunden; als die Nachricht davon auch bis im Gerichtshof drang, und grade um diese Zeit, da Howard sein Zeugniß ablegte, sich flüsternd

*) Höchstwahrscheinlich! Zwar versicherten zwey Kinder von zehn bis zwölf Jahren, — mithin in einem Alter, wo Lügen, Parteysucht, Bestechung oder Einverständniß nicht sehr vermuthlich sind, — sie hätten in Essex Zimmer ein großes Geschrey gehört, und dann gesehn, daß eine Hand ein blutiges Scheermesser zum Fenster heraus werfe. — Selbst vorm Gericht blieb eines dieser Kinder unerschüttert dabey! — Daraus vermuthen einige: Essex sey von einer fremden Hand getödtet worden. Ja, man ging so weit, den zwey königlichen Brüdern, die diesen Morgen den Tower besucht, die Schuld zu geben. Doch allzuviel Unwahrscheinlichkeit und Zwecklosigkeit liegt in diesen Argwohn und dieser Erzählung, die demohngeachtet merkwürdig bleibt!

immer weiter und weiter verbreitete; da war nicht nur Howard schaamlos und heuchlerisch genug, Thränen über den Tod desjenigen zu vergießen, den er gewissermaßen selbst gemordet hatte, und gegen den (wenn er am Leben geblieben wäre) er binnen wenig Tagen aufgetreten seyn würde; sondern die Richter selbst dachten unedel genug, die Geschwornen auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der von der Richtigkeit einer Verschwörung zeuge. — „Warum, war ihr Trug„schluß, würde Essex sich getödtet haben, wäre er, und derje„nige, den er jetzt vorm Gericht stehend wußte, unschuldig?“

Dieser Umstand wirkte gewaltig! Zu Geschwornen hatte die Krone, oder vielmehr der, ihr knechtisch gewidmete Sherif weißlich lauter solche Männer gewählt, deren Charakter unbescholten, deren Anhänglichkeit für den König aber auch bekannt und bewährt war. Sie entfernten sich auf eine kleine Weile; dann sprachen sie, vielleicht von Parteysucht hingerissen, vielleicht auch vom innern Gefühl mißgeleitet: — Schuldig!

(Schluß nächstens.)

II.

Schreiben

der

Königin von Polen und Churfürstin von Sachsen,

Christiana Eberhardine,

geb. Markgräfin von Bayreuth,

an ihren Sohn,

Friedrich August III.

als er sich 1717 öffentlich zur Römisch-Katholischen Religion bekannt hatte.

Mein Sohn!

Wenn Du denjenigen Jammer sehen solltest, welchen ich über die erbärmliche Nachricht Deines unglückseligen Abfalles von der seeligmachenden Erkenntniß Gottes, stifte, so zweifele nicht, wofern Du mit Deinen wahren Gott nicht auch Deine stets treue Mutter verleugnet hast, Dein kindlich Herz werde über meine häufigen Thränen brechen. O Schmerzens Sohn! meine Thränen sind wohl jetzt recht meine Speise Tag und Nacht, indem ich arme Mutter nicht zeitliche Güter, sondern den Verlust Deiner Seligkeit und den höllischen Schaden Deiner armen Seele beseufzen und bejammern muß. Ich weine mit Rahel

über mein Kind und will mich nicht trösten lassen, denn es scheint mit Ihm garaus zu seyn. Aber ist nicht alle Schuldigkeit in den 4ten Gebot und alle kindliche Liebe gegen Deine Mutter, bey Deinen angenommenen Irrthümern in Dir verloschen, ach so höre mich, da ich durch diesen Thränenbrief mit Dir rede! Mein Sohn, o Du Sohn meines Leibes, höre mich, damit Dich Gott auch höre. Ich bin Deine Mutter, mein Sohn, Du Fleisch von meinem Fleisch, von mir hast Du, wie Deinem Gewissen bekannt, alle mütterliche Liebe zeitlebens genossen, so kannst Du von meiner mütterlichen Treue Dir ja gewiß versprechen, daß in allen Dingen, daran uns Christen am meisten gelegen ist, Deiner Seelen ewige Freude und Seeligkeit betreffend, ich Dein Bestes suchen und verlangen werde. Verfluchte Mutter! welche entweder aus einer Unbedachtsamkeit, Uebereilung, blindangenommener Meinung, oder Betrachtung zeitlicher Ehre und Vermeidung ungleicher Reden und Spott bey ihren Glaubensgenossen, oder andern zeitlichen Respects, ihrem Kinde, auf dem Wege des Lebens begriffen, den Weg zum ewigen Untergang und höllischen Schwefelpfuhl rathen sollte. Wäre eine solche Mutter, die müßte mit Recht nach Christi Befehl gehasset und von keinem Kinde gehöret werden.

Mich befreyet von dem Argwohn solch erschrecklichen Beginnens und giebt mir Zeugniß, daß ich mein Kind aus den Klauen des Satans, meinem blutigen Jesu zuzuführen, mich bemühet, das untrügliche Wort des lebendigen Gottes, mein unschuldiges, wohl unterwiesenes Gewissen, so der strenge Richter der Lebendigen und der Todten, mein Jesus einst entdecken wird.

Und also zwinget Dich Deine Mutter, die sich mit viel tausend Thränen zu Deinen Füßen wirft, gehorsamlich zu hören und ihre Sorgfalt, die sie Deinetwegen tragen muß, zu beherzigen.

Verachte mich nicht, mein Kind, auf Anstiften Deiner Feinde und Verführer, daß ich ein Weib sey, so von Religionsstreitigkeiten zu urtheilen und zu handeln sich unterwinde. Du weißt ja liebes Kind, daß mich die unendliche Gnade Gottes in einer solchen Kirche hat lassen gebohren werden, allwo man nach Art der alten heiligen apostolischen Kirche, auch den Weibern in der Schrift zu forschen und das ewige Leben zu suchen, willigst verstattet; aber auch Weibspersonen, wie die Großmutter und Mutter des heil. Timothei, Laide und Enicke, als Paulus von ihnen rühmet, 2 Tim. 1, 5. die Glaubensgeheimnisse zu lernen bey Verlust ihrer Seligkeit angehalten worden, denn ein jeder Gerechter, er sey Mann oder Weib, wird seines Gaubens leben. Wie ich diese Ermahnung allezeit in Acht genommen und das Wort meines Gottes meines Herzens Freude und Lust seyn lassen, wird Dich Dein eigenes Gewissen überführen. Eben nach diesem wahrhaften und untrüglichen Wort Gottes, so auch die Pforten der Höllen nicht überwältigen können, gründet und berufet sich mein Ausspruch und ich schreibe mit gebrochenem Herzen, daß Du, o! Unglückseliger zu einen solchen Glauben Dich verführen lassen, welcher nichts als die ewige Verdammniß und Höllenqual nach sich ziehet. Unsere Gottesgelehrten haben denen Verführern dieses schon längst gründlicher, scharfsinniger und ausführlicher erwiesen.

Ich bleibe bey meinen solchen Beweißthümern, die meine christliche Klugheit aus der Bibel erlernte. Sollte das

eine

eine heilige und seligmachende Religion und Lehre seyn, die sich vor der heiligen Bibel, als ihren abgesagten Feind fürchtet, ihrem Urtheil durchaus nicht unterworfen seyn will, damit man hinter ihre Falschheit und Betrügerey nicht komme? Das Biebelbuch, so doch Jesus Joh. 5, 39. 40. allen Menschen anbefohlen, ihren Kindern als ein schädlich Buch aus den Händen reisset und darin nachzuforschen, mit Bedrohung des grausamsten Fluches verbietet? O, verdammte Lehre, das Wort so sie verachtet haben, wird sie nach Christi Ausspruch verdammen und verfluchen am jüngsten Tage. Sollte das eine heilige und seligmachende Lehre seyn, welche denjenigen Mittler unserer Seligkeit stets verspottet? Mußt Du mein armes verführtes Kind nicht solches gestehen? Bekenne mir, was Deine Augen gesehen und Deine Ohren gehöret haben, wo bleibt der Kelch bey Genießung des heiligen Abendmahls? welchen doch unser sterbender Jesus so ernstlich angeordnet und eingesetzt hat. Spottet man nicht recht höhnisch solcher Ordnung? Entziehet man nicht selbigen denen Kommunikanten und hält es für ganz unnöthig? Mich dünkt, es habe der heilige Geist über diese Lehre ein Urtheil gefasset Apoc. 21, 19. Wer davon thut von der Ordnung Jesu, solchen wird Gott abthun sein Theil von dem Buch des Lebens und von der heiligen Stadt. Hast Du nicht gehöret, wie der Mensch mit seinen guten Werken seine Selligkeit verdienen müsse, wodurch das schmerzliche Blut des gemarterten Jesu, gleich als ob dasselbe nicht vollgültig zu der Menschen Seeligkeit gewesen, gewaltig gelästert wird, da doch meine Bibel mich versichert, daß wir allein durch das Blut Jesu selig werden: hingegen sie durch ihre Werke den Himmel suchen und dadurch den ewigen Fluch auf sich laden. Sollte das eine heilige und zum Him-

mel führende Lehre seyn, welche zur vorsetzlichen und unzählichen Abgötterey, Anrufung der Heiligen und Niederfallung vor denen Bildern ihre Kinder anweiset, da der klare Ausspruch Gottes ist, Apoc. 21, 8. Der Abgöttischen Theil wird seyn in den Pfuhl der mit Feuer und Schwefel brennet, welches ist der andre Todt. Siehe, elendes Kind, (denn ich muß schließen und andere verdammungswürdige Irrthümer übergehen, weil die Thränen die Feder zurückhalten) solche verfluchte Lehren, deren Ende die Verdamniß ist, hast Du leider angenommen und in solchen höllischen Ketten gehest Du beym Papistischen Glauben einher. Ach liebes Kind! bleibt Dir dennoch die Bibel so lieb, Dir das Blut Deines Jesu, so lieb Dir Dein Dich liebender Jesus selbst ist, so mache Dich doch wieder loß von den Stricken des Teufels und gehe aus von den papistischen Finsternissen. Bekenne mir die Wahrheit, wie auch Deines Herzens Gedanken, so mein allwissender Jesus einst offenbaren wird: ist es nicht wahr, nichts hat Dich zur Annehmung dieser irrigen Lehre gelockt, als ein zeitlicher Gewinnst, Versprechung großer Dinge? Aber verachte alle diese Zusagung. Was hülfe es Dich, wenn Du die ganze Welt gewönnest und nähmest Schaden an Deiner Seele? Meinest Du auch, daß die großen Reichthümer Dir gedeyhen werden, da ich bey Deiner Bosheit und Verleugnung Gottes Dir zu fluchen von Gott selbst gezwungen worden. Weißest Du nicht, daß der Mutter Fluch der Kinder Häuser und Vermögen niederreisse? Wir Evangelische haben einen reichen, gnädigen Gott, der alle die auf ihn trauen und fromm leben, reichlich segnen kann und will, der auch, wenn es nützlich ist, die Elenden erhöret und die Hungrigen mit Gütern erfüllt. So stehet Dir auch mein liebstes Kind, mein mütterliches Herze offen, so sich Dei-

ner jederzeit annehmen wird. Ach so erbarme Dich doch mein Sohn, o Du Sohn meines Leibes! welchen ich mit großer Beschwerniß unter meinem Herzen getragen und so sorgfältig erzogen habe! erbarme Dich über Deine eigene arme Seele, erbarme Dich über Deine arme Mutter, die Du sonst mit Herzeleid in die Gruft bringen wirst und kehre wider zu der evangelischen Wahrheit, damit ich nicht allein hier, sondern auch dort bey Deinen seligen Vätern mit Dir in der ewigen Freude ewig bey Jesu leben möge. In Entstehung dessen möchte ich wünschen, daß mein Leib Dein Grab gewesen wäre, damit ich Dich in der höllischen Finsterniß aus den Schooß meines Jesu nicht erblicken dürfte.

Nun kehre wieder liebstes Kind, damit Dein himmlischer Vater, der um Christi heiligen und beständigen Bekenntnisses willen, Dir Deine schwere Fehler gewiß vergeben wird, mit dem verleugnenden Petro, und ich Deine bisher betrübte Mutter zu frohlocken Ursach habe: Dieser, mein Sohn, war todt und ist wieder lebendig worden. O seliger Tag, o fröhliche Stunde, o erwünschte Post, so mich dessen berichten wird. Und darum will ich Gottes Güte Tag und Nacht anrufen, zweifle auch nicht, Gott werde mein Gebet und heisse Thränen erhören; denn es kann ein Weib ihres Kindes nicht vergessen, daß sie sich nicht erbarme über dem Sohn ihres Leibes. Darum will ich in keinen Gebet, o, in der größten Seelengefahr schwebender Sohn, bey meinen Gott vergessen, die ich verbleibe Deine Dich zwar brünstig liebende aber über Deinen erschrecklichen Abfall unaufhörlich seufzende und bitterlich weinende

Mutter C. E.



August III. soll über diesen Schritt sehr oft Gewissensbisse empfunden, und hierzu hauptsächlich folgender Umstand sehr vieles beygetragen haben. Die Königin von Polen, Eberhardine, pflegte ihn nämlich in seiner zarten Jugend, oft zu ermahnen, jedem Beyspiele seines Vaters nicht zu folgen, und die evangelische Religion nicht zu verlassen; und als ihn nachher bey seiner Konfirmation, der berühmte Leyser in der Kirche öffentlich zur Treue und Beständigkeit in der evangelischen Religion aufforderte, wurde er darüber äußerst gerührt, und sagte:

ich will in der evangelischen Religion beständig verbleiben, und wenn ich davon abfalle: so soll mir Gott Land und Leute nehmen. —

III.

Bruchstück einer Reise durch Rußland

aus dem Russischen

Die Abreise.

Ich aß mit meinen Freunden zu Nacht, und setzte mich in den Wagen. Der Postillion ließ, wie gewöhnlich, den Pferden den Zügel schießen. In wenig Minuten waren wir ausserhalb der Stadt. Es ist schwer, sich nur auf kurze Zeit von dem zu trennen, der uns für jeden Augenblick unsers Daseyns unentbehrlich ist. Es ist freilich schwer, aber dem der es unternimmt, werden Liebe und Freundschaft mächtige Tröster. Du weinst beym Abschiede, aber denk' an deine Rückkehr, und alle Thränen schwinden vor diesem Gedanken, wie Morgenthau vor dem Anlitz der Sonne. Glücklich der Mann, der wenn er weint, jemandes harren darf, seine Thränen zu trocknen! Glücklich wer zuweilen in der Zukunft, wer oft in seinen Träumen lebt! Sein Wesen verdoppelt, seine Heiterkeit vermehrt sich, eine gewisse Ruhe vertreibt den Ausdruck der Schwermuth, und vervielfältigt freudige Bilder in

dem Spiegel der Phantasie um ihn her. Ich lag in meinem Wagen, das Geläut der Pferdeschellen betäubte mein Ohr, und rief endlich wohlthätigen Schlaf herab. Auch in diesem Todes ähnlichen Zustande verfolgte mich der Schmerz der Trennung, und führte meine Einbildungskraft in eine Wüste. Ich bewohnte ein unermeßliches Thal. Sommergluth hatte seinen schönen frischen Rasen verbrannt. Da war keine Quelle mich zu laben, kein schattender Baum mich vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Ich stand allein, verlassen, einsam in der Natur! Mich schauderte. Wo bist du, Unglücklicher? rief ich. Wohin ist alles, was einst dir theuer war? Wohin, um den das Leben dir lieb ward? Sind alle vergangenen Freuden nur ein Schatten, ein Traum? Glücklicherweise lag ein Klotz im Wege, mein Wagen stieß heftig daran, ich erwachte, wir hielten still, ich steckte den Kopf heraus. Auf einem öden Fleck stand ein Haus von drey Stockwerk. Was ist das? fragt' ich den Postillion. — Das Posthaus. — Wo sind wir denn? — Zu Sophia. — Er spannte die Pferde ab.

Sophia.

Alles blieb ruhig. So versunken war ich in meinen Träumen, daß ich den Abgang der Pferde lange nicht bemerkte. Endlich kam mein Postillion zu mir, und entriß mich meinen Gedanken. Ein Trinkgeld lieber Herr! Er hatte kein Recht es zu fordern, aber wer giebt nicht gern eine Kleinigkeit, um besser zu gehn als der Stundenzettel. Zwanzig Kopeken verschaften mir diesen Vortheil. Wer mit der Post gereist ist, weiß daß die Podoroschwa eine Art Freybrief ist, ohne welchen die gefüllteste Börse, die Börse eines Generals etwa aus-

genommen, keine Wirkung thut. Ich nahm die meinige aus der Tasche, wie ein Gläubiger sein Kreuz hervor zieht, wenn er um den Schutz der Heiligen fleht.

Der Posthalter schnarchte. Ich schlug ihn leise auf die Schulter. Was Teufel giebts? Wer reist denn zu Nacht aus der Stadt? Ich habe keine Pferde. Es ist noch viel zu früh. Geh der Herr ins Wirthshaus, laß er sich Thee machen, oder schlaf' er auch ein wenig. Und der Posthalter wandte sich wieder gegen die Wand, und schnarchte von neuem. Was sollt' ich thun? Ich schüttelte ihn wieder auf. — Was soll ich wieder? Einmal für allemal, ich habe keine Pferde! — Er kroch tiefer unter die Decke, und kehrte mir immer den Rücken zu. Sind alle Pferde fort, sprach ich zu mir selbst, so thu' ich unrecht den Mann im Schlaf zu stören, aber vielleicht stehn sie im Stall? Ich wollte sehn ob er die Wahrheit sagte, ging heraus, und tappte nach dem Stall. Da fand ich zwanzig Pferde, freilich knochendürr, aber doch wohl im Stande mich zur nächsten Station zu schleppen. Nun ging ich wieder zum Posthalter, und griff ihn etwas härter an. Dazu glaubt' ich jetzt ein Recht zu haben, weil ich ihn auf einer Lüge erwischt hatte. Er sprang hastig auf, und fragte noch mit verschlossenen Augen: Wer da? ist es — aber indem hatte er sich die Augen ausgewischt, und fuhr fort: man sieht wohl, junger Herr, daß Sie uns noch nach alter Weise behandeln, wo man sich erlaubte die Postbedienten zu schlagen; aber die Zeiten sind vorüber!—Und zornig legte er sich wieder zu Bette. Ich schickte mich in der That an, ihn nach alter Weise zu behandeln, aber die Freygebigkeit, womit ich meinen Postillion aus der Stadt bezahlt hatte, bewog diesen, seine Collegen in Sophia aufzuwecken, und mir schleunigst Pferde anzuschirren.

Eben wollt' ich mich an dem Rücken des Posthalters vergreifen, als ich das Glöckchen im Hofe hörte. Also blieb ich ein guter Bürger. Zwanzig Kupferkopeken bewahrten einen friedlichen Mann vor allen Folgen eines Rechtshandels, meine Kinder vor dem Beispiel eines ungemäßigten Zorns, und ich lernte, die Vernunft sey eine Sclavin der Ungeduld. Die Pferde rannten, der Postillion sang ein Lied nach seiner Art. Die Melodien russischer Volkslieder haben einen schwermüthigen Ausdruck. Fast alle sind in Molltönen. Aus dieser Nationalstimmung des Gesanges, kann man auf die Staatsverwaltung schließen. Sie trägt das Gepräge unsrer Seelen. Der Russe ist zum Trübsinn geneigt. Will er seine Langeweile zerstreuen, will er sich aufheitern, wie er es nennt, so geht er in die Kaback. In seiner Freude ist er heftig, kühn, zänkisch. Wer ihm in den Weg tritt, mit dem keift er bald, und prügelt sich hernach. Dieser Mensch der mit gesenktem Haupt zur Kaback geht, und blutrünstig von Schlägen zurück kehrt, erläutert manches wichtige Räthsel der russischen Geschichte.

Der Postillion sang. Es war drey Uhr Morgens. Sein Lied lullte mich so gut in den Schlaf, wie das Glöckchen von vorhin. O Natur! dem neugebohrnen Kinde giebst du Schmerzen zur Wiege, führst es so lange es lebt, die steile Bahn der Furcht, des Kummers, und der Trauer: aber zum Tröster verleihst du ihm den Schlaf. Ich entschlief und alles nahm ein Ende. Das Erwachen ist dem Unglücklichen unerträglich. Wie wäre Tod ihm willkommen! Doch bringt Tod das Ende der Qualen? Allmächtiges Wesen, kehrst du wirklich die Augen von dem, der durch männlichen Muth seinem unseligen Daseyn zu sterben gebietet? Dir, du Inbegriff des

Ruhms, bringt man dies Opfer. Du gewährst uns Stärke, wenn die zitternde Natur erbebt. Deine väterliche Stimme ruft deinen Kindern, du verleihst uns das Leben, dir geb' ich es zurück. Auf dieser Erde hat es keinen Wehrt mehr für mich.

Tosna.

Als ich von Petersburg abreiste, hielt ich die Heerstraße für besser. Wer sie im Gefolge der Monarchin zurücklegte, hatte darüber nur eine Stimme. Auch war sie es in der That, aber nur auf sehr kurze Zeit. Bey trocknem Wetter macht die aufgeworfene Erde den Weg schlüpfrig, Regen aber löst ihn auf, und sammelt einen solchen Morast, daß man mitten im Sommer kaum durch kann. Der schlechte Weg machte mich ungeduldig, ich stieg aus dem Wagen, und ging dem Posthause zu, um auszuruhen. Da fand ich einen Reisenden, oben an einem grosen Baurentisch, der Schriften zusammenlegte, und dem Posthalter befahl, ihm schleunigst Pferde zu schaffen. Ich fragte wer er wäre, und erfuhr, es sey ein Sachwalter nach altem Schlage, der nach Petersburg ginge, mit einer Menge Schriften, die er zusammensuchte. Sogleich erhub sich ein Gespräch unter uns.—Gnädiger Herr, ich bin Ihr unterthänigster Diener. Ich habe die Registratur des Adelsarchivs in Ordnung gebracht, und mir dies Geschäft zu Nutze gemacht. Ich habe mit großer Sorgfalt den Stammbaum vieler russischen Geschlechter zusammengetragen, und alles mit klaren Beweisen belegt. Ich kann ihnen beweisen, wie sie seit vielen Jahrhunderten von Fürsten und Edlen abstammen. Ich kann manchen Fürsten bis zu Wladimir Monomachus, ja selbst bis zu Rurik, hinauf steigen lassen. Gnä-

diger Herr, fuhr er fort und zeigte auf seine Schriften, der ganze russische Adel sollte mir meine Untersuchungen abkaufen, und besser bezahlen als irgend eine Waare. Aber verzeihn mir Eure Durchlaucht, Excellenz, oder Hochwohlgebohrne, denn ich habe nicht die Ehre zu errathen, wen ich vor mir habe, die Herren kennen ihren Vortheil nicht. Sie werden wissen, wie sehr der hochseelige Czaar, Feodor Alexiewitsch, rechtgläubigen Andenkens, den russischen Adel kränkte, indem er alle Rangordnung abschaffte. Durch dieses strenge Gesetz, wurden viele Familien, die von Fürsten und Czaaren abstammen, dem Nowogorodschen Adel gleich gesetzt. Und der rechtgläubige Kaiser Peter der Große, verdunkelte sie vollends, durch die Gleichmachung aller Stände. Er erlaubte jedem sich durch bürgerliche und Kriegsdienste zu veredeln, und trat gleichsam den alten Adel unter die Füße. Jetzt hat unsre allergnädigste Landesmutter und Monarchin, diese hohen Ukasen durch ihre Verordnung den Adel betreffend bestätigt, und alle großen Häuser noch mehr herabgesetzt, denn die alten Familien sind im Adelsbuch ganz unten an verzeichnet. Aber man sagt, es soll nun bald eine Verordnung ergehn, die den Geschlechtern, welche zwey bis dreyhundert jährigen Adel erweisen können, erlauben wird, den gräflichen oder irgend einen andern Titel anzunehmen, um sich von den andern zu unterscheiden. Daher, gnädiger Herr, sollte der gesammte alte Adel meine Untersuchungen mit beyden Händen aufnehmen, aber ach! jedermann hat seine Feinde.

In Moskau legte ich mein Werk einer Gesellschaft junger adlicher Herren vor, und rechnete darauf, ihre Erkenntlichkeit werde mir wenigstens meine Auslage für Dinte und Papier ersetzen. Statt dessen lachten sie mich aus, und aus

Verdruß verließ ich diese Hauptstadt, und gehe nach Petersburg, wo, wie ich vernehme, die Aufklärung weiter gediehen ist. So sprach er, verbeugte sich vor mir, bis er den Fußboden mit seiner Hand berührte, richtete sich wieder in die Höhe, und sah mich ehrfurchtsvoll an. Ich fühlte was er wolle, griff in die Tasche, und rieth ihm, bey seiner Ankunft in Petersburg, seine Papiere den Krämern zu verkaufen, um Düten daraus zu machen: denn der Anspruch auf den Grafentitel, mögte manchem den Kopf verrücken, und Zwietracht und Adelstolz unter den Geschlechtern wieder aufwecken, wovon man jetzt in Rußland nichts weiß.

Lubani.

Daran liegt dir wohl wenig, ob ich im Sommer oder im Winter gereist bin. Vielleicht war ich in beyden Jahreszeiten unter Weges. Es begegnet dem Reisenden nicht selten, auf Schlitten abzufahren, und auf Rädern zurück zu kehren. Doch war es Sommer. Die Knüppeldämme stießen mir fast alle Rippen im Leibe entzwey. Ich stieg aus und ging. Da ich noch im Wagen saß, beschäftigte sich meine Phantasie, mit der Unermeßlichkeit der Welt. Wenn ich mich so über die Erde erhob, ward ich weniger empfindlich, gegen die Stöße des Fuhrwerks. Aber eine geistige Beschäftigung schützt nicht immer, gegen Empfindungen des Körpers, und so ging ich doch lieber zu Fuß, um Beulen zu vermeiden. Wenig Schritte vom Wege, sah ich einen Landmannn das Feld bauen. Die Hitze war groß. Ich blickte auf meine Uhr. Vierzig Minuten nach Mittag. Am Sonnabend ausgereist. Heute Sonntag. Sicherlich gehört der Bauer einem Edelmann, der ihm keine Lasten auflegt. Er arbeitet sehr fleißig. Wahrscheinlich ist das

Feld sein Eigenthum. Wie geschickt er mit dem Pfluge umzugehn weiß. Gott segne dich! sprach ich zu dem Ackersmann, der seine Furche fortzog ohne einzuhalten. Gott segne dich! sagt' ich noch einmal. Ich danke schön, antwortete der Landmann, und hob den Pflug in eine andre Furche.— Du bist gewiß ein Roskolnik, weil du am Sonntage arbeitest. — Nein, gnädiger Herr, ich schlage mein Kreuz wie Sie. Er hob drey Finger in die Höhe. Aber der liebe Gott will nicht, daß einer Hungers sterben soll, wenn er bey Kräften ist, und Leute zu versorgen hat. — Hast du denn in der Woche nicht Zeit genug zur Arbeit, daß du noch den Sonntag zu Hülfe nimmst, und die Hitze des Mittags? — Die Woche, gnädiger Herr, hat sechs Tage, und sechs Tage wöchentlich muß ich Frohndienste thun. Abends fahr' ich Heu auf den Herrenhof, und ist das Wetter gut, so müssen Frau und Kinder in den Wald spatzieren gehn, um Pilze und Erdbeeren zu suchen. Gott gebe uns diesen Abend Regen! sagt' er, und schlug das Kreuz. Beten Ihre Bauren auch darum, gnädiger Herr? — Ich besitze keine Bauren, und darum flucht mir niemand. Hast du viel Kinder? — Drey Söhne und drey Töchter. Das älteste ist zehn Jahr alt. — Wie machst du denn, um Brod für sie zu gewinnen, wenn du nur an Festtagen frey bist? — Wir haben ja nicht bloß Festtage, sondern auch Nächte. Wer nicht faul ist, verhungert nicht. Das Pferd, was Sie da sehn, ruht sich jetzt: das nehm' ich, wenn dieses müde ist. So kommt man vorwärts. — Arbeitest du für deinen Herrn eben so? — Nein, gnädiger Herr, das wäre Sünde. Er hat doch nur einen Mund, für den arbeiten hundert Hände. Ich muß mit zwey Händen für sieben Mäuler arbeiten. Rechnen Sie nur nach. Und wenn sich einer zu Tode fröhnt, so dankts ihm keiner. Er

läßt uns weder Schaf noch Wolle, weder Huhn noch Butter. Ja wenn man dem Herrn was gewisses zahlt, und die Bauern nicht unterm Verwalter stehn, das ist ein ander Leben. Zuweilen läßt sich auch ein guter Herr drey Rubel für den Kopf zahlen, und das will ich doch lieber thun, als fröhnen. Nun heißt es gar, das ganze Dorf soll verpachtet werden, das nennen wir Seelen verkaufen. Der Pächter ist selbst ein armer Mann, zieht uns vollends das Fell über die Ohren, und läßt uns gar keine Zeit mehr für uns. Der giebt uns weder Geschirr noch Fuhrlohn, und alles was wir erwerben gehört ihm, denn er bezahlt das Kopfgeld für uns. Das hat der Teufel erfunden, daß man Menschen so auf Gnade und Ungnade hingeben darf. Gegen einen schlechten Verwalter kann man endlich doch noch klagen, aber wo bekömmt man Recht gegen einen Pachter? — Du irrst dich, Freund, die Gerechtigkeit läßt keinen Menschen unterdrücken. — Die Gerechtigkeit? Ey ja doch! Möchten Ihre Gnaden wohl in meiner Haut stecken? Unterdessen schirrte der Ackersmann das andre Pferd an den Pflug, zog eine neue Furche hinauf, und wünschte mir glückliche Reise.

Dies Gespräch mit dem Landmann erweckte eine Menge Gedanken in mir. Erstlich schien es mir, es finde unter den Bauren selbst keine Gleichheit Statt. Die Kronbauren und die Bauren der Edelleute wohnen beyde auf dem Lande. Aber jene bezahlen eine festgesetzte Summe, diese müssen sich bereit halten, alles zu bezahlen, wie es ihrem Herrn beliebt. Jene werden von ihres Gleichen gerichtet, um diese bekümmert sich das Gesetz nur in Criminalfällen. Ein Mitglied der Gesellschaft, wird der Macht, die ihn schützen sollte, nur alsdann bekannt, wenn er den gesellschaftlichen Vertrag bricht; das heißt, wenn

er strafbar wird. Vor diesem Gedanken empörte sich mein Blut. Zittere, adlicher Trotzkopf, die Stirne deiner Bauren verkündigt dein Urtheil! In diese Betrachtungen vertieft, fielen meine Blikke von ungefähr auf meinen Bedienten, der auf dem Chaisenbock saß, und hin und her geworfen ward. Bald fühlt' ich mein Blut schneller kreisen, heiß stieg es in die Höhe, und mir ins Gesicht. So überwältigt war ich von innrer Scham, daß ich im Begriff stand zu weinen. In deinem Zorn warf ich mir vor, verdammst du den strengen Herrn, der seinen Feldbauer quält, und du thust eben das, du thust ärger. Was hat der arme kleine Peter verbrochen, daß du ihm die einzige Erleichterung unsers Elends, das größte Glück des Unglücklichen, den Schlaf entziehst? Ich bezahle ihn, ich nähre, ich kleide ihn, noch nie hab' ich meine Peitsche oder meinen Stock gegen ihn erhoben. O des vernünftigen Mannes! Du glaubst also, ein Bissen Brod, und ein Lappen Tuch, gebe dir Macht, einem Menschen der dir vertraut ist, wie einem Wetterhahn mitzuspielen; und das größte Lob eines guten Herrn sey die Enthaltsamkeit von Schlägen? Kennst du das erste Naturgesetz, das jedem ins Herz geschrieben ist? Welchen Menschen du schlägst, der hat das Recht dich wieder zu schlagen. Erinnerst du dich des Tages da Peter betrunken war, und dich nicht schnell genug entkleidete? Entsinnst du dich des Backenstreiches den er erhielt? Hätte ihn der aus seinem Taumel gerissen, hätte er ihn erwiedert, wie du jetzt ihn zu berechtigen scheinst? Wie dann? Wer giebt dir Gewalt über ihn? Das Gesetz. Das Gesetz? Wagst du, Elender, diesen heiligen Nahmen zu entweihn? Thränen liefen über meine Wangen, und so schleppten uns unsre Mähren auf die nächste Station.

T s c h u d o w o.

Kaum war ich in das Posthaus getreten, so hört' ich ein Pferdegeklingel auf der Straße, und wenig Augenblicke hernach trat mein Freund T. in das Zimmer. Ich hatt' ihn in Petersburg verlassen, wo er an keine so baldige Reise dachte. Ein sonderbarer Einfall bewog diesen aufbrausenden Mann, sich von dort zu entfernen. So hat er mir selbst erzählt.

Du schicktest dich schon zur Abreise an, als ich nach Peterhof ging. Dort verbrachte ich die Feyertage so frölich, als sich in dem Getümmel und Gelärme thun läßt. Doch wünschte ich einigen Nutzen aus meiner Reise zu ziehn, und entschloß mich also nach Kronstadt und Sisterbeck zu gehn, wo wie man mir sagte, in neuern Zeiten große Veränderungen vorgenommen waren. Ich verweilte einige Tage zu Kronstadt, und vergnügte mich sehr an der Ansicht vieler fremder Schiffe, und so schnell aufgeführter steinerner Festungswerke. Der neue Plan von Kronstadt gefiel mir ungemein, und die Schönheit des Baues erregte meine Bewunderung. Am zweyten Tage nahm mein Aufenthalt ein Ende, und Freude und Vergnügen mit ihm. Die Nacht war ruhig und heiter. Sanfte Lüftchen hauchten eine Anmuth in meine Seele, die sich leichter fühlt als beschreibt. Da wandelte mich eine Lust an, der Schönheit der Natur zu genießen, und einmal in meinem Leben des majestätischen Schauspiels froh zu werden, die Sonne über dem glatten Horizont des Wassers aufgehn zu sehn, das mir bis jetzt noch nicht gelungen war. Ich bedang eine zwölfrudrige Schaluppe nach Sisterbeck.

Vier Werste legten wir glücklich zurück. Das eintönige Geräusch der Ruder lud mich zum Schlummer ein, auch konnten meine schwachen Augen das Leuchten der Wassertropfen nicht

vertragen, die von den Rudern troffen. Dichterphantasie versetzte mich in die lieblichen Thäler von Paphos und Amathunt. Aber das Pfeiffen eines schneidenden Windes verkündigte von weitem einen Sturm, und vertrieb den Schlaf von meinen schweren Augenliedern. Dichte Wolken stiegen empor, versammelten sich dunkel und voll über unsern Häuptern, und drohten zu bersten. Des Wassers blendende Oberfläche fing an sich zu bewegen, und die Ruhe wich dem Gemurmel der Wogen. Das Schauspiel entzückte mich, ich bewunderte die erhabenen Züge der Natur, und ich versichre dir, ohne Pralerey, was die andern schreckte, gewährte mir unendlich viel Vergnügen. Wie Vernet rief ich von Zeit zu Zeit: O wie schön! Aber der Wind ward immer stärker, und zwang uns zu bedenken, wie wir ans Ufer kommen wollten. Jetzt war der Himmel ganz mit schwarzen Wolken umzogen. Die heftige Erschütterung der Wogen entriß dem Schiffer das Steuer, und Windstöße die uns bald auf feuchten Bergen empor hoben, bald in steile Abgründe des Meeres hinunter stürzten, benahmen den Ruderleuten alle Macht das Schiff zu regieren. Folgten wir der ungefähren Leitung des Windes, so sahen wir den Tod vor Augen. Aber selbst das Ufer ward uns furchtbar, und wir erschracken vor einer Nachbarschaft, die uns bey stillem Wetter willkommen gewesen wäre. In dem Augenblicke that uns die Natur nichts zu Dank. Ihre höchste Pracht, Blitzstrahlen und Donnerschläge waren uns zuwider. Nur Hoffnung verließ uns nicht in dieser Noth, und stärkte uns, einander wechselseitig Muth zuzusprechen, so lange es nur möglich war.

Auf einmal hob eine Welle das Boot, und setzte es fest. Alle unsre vereinten Kräfte reichten nicht hin, es wieder flott zu machen. So beschäftigt waren wir das Schiff von der vermeinten

meinten Sandbank wieder los zu machen, daß wir nicht bemerkten, wie das Wetter wieder still ward. Bald reinigte sich der Himmel von trüben Wolken. Aber der Anbruch der Morgenröthe; brachte keine Freude für uns, und erleuchtete nur unsern Jammer. Was unsre Schaluppe fest hielt, war keine Sandbank, sie klemmte sich zwischen zwey großen Steinen. Keine menschliche Macht konnte sie daraus losreißen. Wenn du dir nicht vorstellen kannst, was wir litten, so sind alle Worte unnütz dich davon zu belehren. Ja könnt' ich auch jedes Gefühl meiner Seele in Worte kleiden, wie vermögt' ich sie so schnell auf einander folgen zu lassen, so innig mit einander zu verbinden, als sie sich in meinem Gemüth drängten und wechselten? Unsre Schaluppe befand sich in einer Steinkette, woraus der Meerbusen von Sisterbeck besteht. Wir waren anderthalb Werste vom Ufer entfernt. Schon drang das Wasser von allen Seiten in unser Schiff, und drohte, uns ganz zu verschlingen. In der letzten Stunde, wo das Licht uns verläßt, und die Ewigkeit anhebt, hört aller Unterschied der Stände auf, der sonst den Menschen so wichtig scheint. Dann erkennt einer den andern für seinen Bruder. So vergaßen auch wir jeder seinen Stand, als wir unser Ende herannahen sahn, und dachten nur auf unsre Rettung, und schöpften alle gemeinschaftlich Wasser aus. Aber was half das? Selbst das Wasser das wir ausgossen, kam vermehrt wieder zurück. Weder in der Nähe noch in der Ferne, bis an die äußerste Gränze des Gesichtskreises, war ein Schiff zu erblikken. Und wäre auch eines aufgekommen, es hätte sicherlich die Gefahr vermieden, worin wir uns befanden. Unser Steuermann war besser als wir mit den Schrecken der See bekannt. Er hatte im letzten Türkenkriege, vielleicht sehr wider seinen Wil-

len, auf dem Archipelagus, Tod und Wellen bey ähnlichen Unglücksfällen gleich kaltblütig ins Gesicht fassen gelernt. Der verfiel endlich auf ein Mittel sich zu retten, indem er uns ret- tete, oder sich einen ehrenvollen Tod zu holen. Blieben wir wo wir waren, so mußten wir unvermeidlich umkommen. Er verließ also das Schiff, klomm von einem Stein auf den an- dern, und wandte sich dem Ufer zu, von unsern heißesten Wünschen begleitet. Anfangs ging er muthig vorwärts, sprang von Stein zu Stein, durchwatete das Wasser wo es niedrig, und durchschwamm es wo es tiefer war. Wir ließen ihn nicht aus den Augen. Endlich sahen wir, daß ihm seine Kräfte zu gebrechen anfingen, denn er ging weniger schnell vorwärts, stand öfter still, und war endlich genöthigt sich zu setzen, um aus- zuruhn. Zuweilen schien er nachzudenken, und sogar zu zweifeln, ob er seinen Weg fortsetzen solle. Das bewog einen seiner Cameraden ihm zu folgen, um ihm beyzustehn, wenn es ihm unmöglich fallen sollte, das Ufer zu erreichen, oder vielleicht selbst zu versuchen, was dem ersten mißglücken können. Wir sahen bald auf den einen bald auf den andern, und beteten herzlich für alle bey- de. Endlich blieb der letzte dieser Nachfolger des Moses, die ohne alles Wunder den Abgrund des Meeres durchgingen, un- beweglich auf einem Stein sitzen, und bald verloren wir den ersten ganz aus dem Gesicht. Bisher hatte jeder von uns aus Besorgniß seine innerliche Bewegung verheimlicht, jetzt zeigte sie sich offenbar. Unterdessen vermehrte sich das Wasser im Schiffe, wir arbeiteten mit verdoppelten Kräften dagegen, und diese Kräfte erschöpften sich sichtbarlich. Der Heftige, Unge- duldige, zerraufte sein Haar, biß sich in die Hände, und ver- wünschte die Stunde seiner Abfahrt. Der Furchtsame, zit- terte vor dem nahen Abschiede aus dem Kerker dieses Lebens,

legte sein Haupt zu der Bank nieder die ihn trug, und weinte bitterlich. Einer dachte an sein Haus, an seine Frau und Kinder, und saß versteinert, ohne Gedanken an sich, nur von ihnen voll, sie lebten von seiner Arbeit. Du kennst mich, du kannst denken wie mir war. Ich betete mit Inbrunst. Endlich überließen wir uns alle der Verzweiflung, denn die Schaluppe war halb voll Wasser, es ging uns bis an die Knie. Oft hatten wir den Vorsatz herauszusteigen, und auf der Steinkette ans Ufer zu gelangen, aber das Beyspiel eines unsrer Reisegefährten, der schon seit einigen Stunden unbeweglich auf einem Stein blieb, und des andern, den wir ganz aus den Augen verlohren hatten, ließ uns die Gefahr für weit schrecklicher halten, als sie in der That war. Mitten unter diesen finstern Vorstellungen, entdeckten wir dicht am gegenseitigen Ufer, die genaue Entfernung weiß ich nicht anzugeben, zwey schwarze Flecken, die sich auf dem Wasser zu bewegen schienen. Diese schwarzen beweglichen Punkte wurden nach und nach etwas größer, endlich kamen sie uns so viel näher, daß wir mit unsern Augen zwey kleine Kähne erkannten, die grade auf den Fleck zu fuhren, wo wir in Verzweiflung verschmachteten. In diesem Augenblick lebte die Hoffnung wieder auf. Wie in ein dunkles Zimmer, wohin der Sonnenstrahl dringt, wenn die Thür plötzlich aufgeht, das Licht auf einmal mitten in die Finsterniß fällt, und die entferntesten Gegenstände erhellt, so verbreitete sich, so bald wir die Kähne gewahr wurden, die Hofnung gerettet zu seyn in unsre Seelen. Verzweiflung verwandelte sich in Entzücken, Furcht in Freude, und es war zu fürchten, die Bewegungen und der Ausbruch der Frölichkeit mögten uns ein Unglück zuziehen, indem wir auf dem Punkt waren, befreyt zu werden. Aber da die Hofnung des Lebens

in unsre Seelen zurückkehrte, kehrten auch die Vorurtheile des Unterschiedes der Stände zurück, die verschwunden waren. Doch gereichte uns das zum Vortheil, denn ich unterdrückte die übermäßige Freude, die uns Schaden bringen konnte. Bald hernach erblickten wir zwey große Fischerböte auf uns zusteuren, und bey ihrer Annäherung, erkannten wir in dem einen unsern Erlöser, der auf der Steinkette zum Ufer gekommen war, und uns diese Fahrzeuge besorgt hatte, um uns vom hülflosen Untergange zu befreyen. Sogleich verließen wir unser Schiff, fuhren mit den Neuangekommenen ans Ufer, und vergaßen nicht unsern Reisegefährten von den Steinen abzuholen, wo er beynahe sieben Stunden geblieben war. Es dauerte keine halbe Stunde, so erhob sich unsre Schaluppe, nach erleichtertem Gewicht, aus den Steinen, und fiel in Stücken. Hochvergnügt über unsre Errettung schifften wir dem Ufer zu, und das Werkzeug unsrer Erlösung, Paul, erzählte was folgt.

Da ich euch in der größten Gefahr verließ, that ich mein möglichstes vermittelst der Steine ans Ufer zu gelangen. Die Begierde euch zu retten, gab mir außerordentliche Kräfte, aber ungefähr hundert Klafter vom Ufer, fühlt' ich mich ermatten. Da verzweifelt' ich an eurer Rettung, und an meinem Leben. Doch nach einer halben Stunde Rast faßt' ich neuen Muth, und ohne wieder ein zu halten, schleppt' ich mich endlich ans Ufer. Da streckt' ich mich auf den Rasen, ruhte etwa zehn Minuten lang, und lief so schnell ich konnte am Ufer fort, bis Sisterbeck. Obgleich meine Kräfte sehr erschöpft waren, ließ mich doch das Andenken an euch nicht säumen. Der Himmel wollte, wie es scheint, euren Muth und meine Geduld auf die Probe setzen, denn ich fand weder am Ufer noch zu Sisterbeck ein Schiff, das euch zu Hülfe kommen konnte. Ich war der Ver-

zweiflung nahe und wüthend, da fiel mir ein, niemand könne mehr für euch thun, als der Commandant der Stadt. Ich eilte in seine Wohnung. Es war sechs Uhr Morgens. Ich fand im Vorsaale den wachthabenden Sergeanten. Ich sagte ihm mit wenig Worten warum ich käme, und wie übel ihr daran wärt, und bat ihn seinen Herrn aufzuwecken, der noch schlief. Das unterste h' ich mich nicht, antwortete der Sergeant.—Wie? du unterstehst dichs nicht? Zwanzig Menschen sind dem Tode nah, und du unterstehst dich nicht, den zu wecken der sie retten kann? Nichtswürdiger, du zauderst? so will ich selbst — Der Herr Sergeant nahm mich nicht sehr höflich bey der Schulter, und warf mich aus der Thür. Fast wär' ich vor Wuth geplatzt, doch dacht' ich mehr an eure Gefahr, als an die erlittene Beleidigung, und an die Strenge des Commandanten und seiner Untergebenen. So lief ich nach der Wache, die zwey Werste von dem verdammten Hause entfernt war, aus dem man mich geworfen hatte. Ich wußte, die Soldaten hielten sich Fahrzeuge, womit sie die See beschifften, um Trümmer gescheiterter Schiffe aufzusuchen, die sie den Arbeitern an der Brücke verkauften. Meine Hoffnung trog mich nicht. Ich fand diese beyden großen Schiffe, und freue mich jetzt unaussprechlich, denn ihr seid gerettet. Hätte euch das Wasser verschlungen, so hätt' ich mich auch hinein gestürzt.—Das sagte Paul mit thränenden Augen. Unterdessen gelangten wir ans Ufer. Als ich aus dem Schiffe war, fiel ich auf meine Knie, und hob die Hände gen Himmel. Allmächtiger Gott, rief ich, du willst daß wir leben sollen, du führtest uns in Versuchung, dein Wille geschehe! Das, Freund, ist ein schwacher Abdruck meiner Gefühle. Die Furcht der letzten Stunde durchdrang meine Seele, ich sah den

Augenblick wo ich aufhören würde zu seyn. Was wäre aus mir geworden? Ich weiß nicht. Schreckliche Ungewißheit! Ich fühle dich wieder. Die Stunde schlägt, ich bin todt. Bewegung, Leben, Gefühl, Denkkraft, alles verschwindet in einem Augenblick. Denke dir am Rande des Grabes, den schrecklichen Schauder, der sich durch deine Adern ergießt, und dich hinwegnimmt, ehe du das gewöhnliche Ziel der Sterblichen erreicht hast. O mein Freund! — aber ich wende mich zu meiner Erzählung.

Als ich mit Beten fertig war, ward ich zornig. Ist es möglich? sagt' ich. Dürfen solche Unmenschlichkeiten, in unserm Jahrhundert, in Europa, nahe an der Hauptstadt, unter den Augen einer großen Monarchin vorgehn? Ich erinnerte mich der Engländer, die in die schwarze Höle von Calcutta verschlossen waren. Auch ihr Tyrann schlief, und niemand wagte ihn zu wecken! Ich seufzte aus tiefer Brust. Unterdessen kamen wir nach Sisterbeck. Ich glaubte, der Commandant werde, nach seinem Erwachen, dem Sergeanten einen Verweiß gegeben, und mich dadurch wenigstens etwas über das Leid getröstet haben, das ich auf dem Wasser erdulden müssen. In dieser Hofnung ging ich grade zu ihm. Aber das Betragen seiner Untergebenen war so übermüthig, daß ich meine Ausdrücke nicht mäßigen konnte. Sobald ich ihn sah, fragt' ich: Hat man Ihnen gesagt, mein Herr, daß vor wenig Stunden zwanzig Menschen in Gefahr standen zu ertrinken, und Sie um Hülfe anriefen? Er antwortete mir höchst kaltblütig, die Pfeife im Munde: Man sagt es mir eben. Damals schlief ich noch. Ich bebte vor Wuth. Sie sollten sich mit Hammerschlägen auf Ihren Kopf wecken lassen, wenn Sie

so stark schlafen, indes Menschen ertrinken, und zu Ihnen um Hülfe schreyn. Rath einmal was er antwortete. Ich dachte der Schlag sollte mich treffen. Das ist nicht meine Pflicht, sagt' er. Ich verlor die Geduld. Ist es denn deine Pflicht, Menschen zu morden? Ich konnte nicht weiter zu ihm reden, und spie ihm beym Weggehn beynahe ins Gesicht. Ich raufte mir das Haar aus, vor Zorn. Ich entwarf hundert Anschläge, um die Menschheit, nicht mich, an diesem abscheulichen Commandanten zu rächen. Aber mehrere Beyspiele die mir einfielen bewiesen mir auch, daß meine Rache zu nichts helfen würde, als höchstens mich selbst für einen heftigen, bösartigen Menschen ausschreyen zu lassen. Und so gab ich mich zufrieden.

Unterdessen gingen meine Leute zum Priester, der uns mit Vergnügen aufnahm. Er gab uns Feuer, Speise, und Nachtlager. Wir blieben vier und zwanzig Stunden bey ihm, und genossen seiner Gastfreyheit und Freundschaft. Am andern Morgen fanden wir eine gute Schaluppe, und setzten glücklich hinüber nach Oranienbaum. Ich erzählte vielen Leuten in Petersburg mein Abentheuer. Alle begriffen mein Unglück, alle tadelten die Härte des Commandanten, niemand wollte ihn dafür bestraft wissen. Allerdings wäre er unser Mörder gewesen, wenn wir umgekommen wären. Doch war es ihm nicht befohlen, Sie zu retten, antwortete mir jemand darauf. Jetzt sag' ich der Stadt auf ewig Lebewohl. Nie kehre ich wieder in diese Tygerhöle zurück. Ihre einzige Freude besteht darin, einer den andern zu beißen; ihr einziges Vergnügen, den Schwachen bis in den Tod zu verfolgen, und vor dem Mächtigen zu kriechen. Und du willst, ich soll mich

dieser Stadt erfreuen? Nein! Nein! rief der Sprecher, sprang vom Stuhl auf, und setzte hinzu: Ich gehe hin, wo es keine Menschen giebt, wo man keinen Menschen kennt, nicht einmal den Nahmen des Menschen. Leb wohl! — Er warf sich in seinen Wagen, und fuhr fort.

Spaskaya Polest.

Ich folgte meinem Freunde so schnell, daß ich ihn schon auf der nächsten Station wieder einholte. Ich suchte ihn zu überreden, nach Petersburg zurück zu kehren, und ihm zu beweisen, einige kleine Vergehungen in der Gesellschaft dürften ihre Banden nicht auflösen, so wenig einige Staubkörner die ins Meer fallen, seine Oberfläche zu trüben im Stande sind. Aber er antwortete mir kurz: Wäre das kleine Sonnenstäubchen Ich in die Tiefe des Meeres gesunken, so würde dadurch im Finnischen Meerbusen kein Sturm entstanden seyn; doch wär' es den Seehunden zur Beute geworden! Er nahm noch einmal unwillig Abschied von mir, stieg in seinen Wagen, und fuhr eiligst davon.

Schon waren auch meine Pferde angespannt, schon hatt' ich einen Fuß in den Wagen, als es anfing zu regnen. Kein großes Unglück, sagt' ich, wenn ich die Matte überziehe, bleib' ich trocken. Aber kaum hatt' ich diesen Gedanken geäußert, so fing es an zu regnen, als sollt' ich gebadet werden. Der Himmel fragte mich nicht um Erlaubniß, that seine Fenster auf, und schüttete eine Sündfluth herab. Wer mag mit dem Wetter kämpfen? Chi va piano, va sano! Ich stieg aus den Wagen, und flüchtete mich ins nächste Haus. Der

Wirth

Wirth lag schon im Bett, das Zimmer war finster. Mitten in der Finsterniß, bat ich um Erlaubniß, dort zu übernachten. Ich zog mein feuchtes Kleid aus, legte mir die trockenste Seite unter den Kopf, und schlief bald ein. Aber mein Bett war nicht von Eyderdaunen, und ließ mich der Ruhe nicht lange genießen. Bey meinem Erwachen hört' ich ein Geflüster. Ich konnte zwey Stimmen unterscheiden, die mit einander sprachen. So laß doch hören, sagte die weibliche Stimme. Es war einmal, sprach die männliche — Wahrhaftig, erwiederte die weibliche, das fängt an wie ein Mährchen, und Mährchen glaub' ich nicht, setzte sie gähnend hinzu. Wer glaubt an Polkan, Bowa, und den Spitzbuben Nachtigall? — Glaub was du willst. In alten Zeiten galt Leibesstärke, nur ward sie nicht immer gut angewendet. Das war der Fall mit Polkan. Den Spitzbuben Nachtigall wirst du in allen unsern Alterthümern angeführt finden. Nachtigall aber ward er zubenahmset, weil er so lieblich zu reden wußte. Unterbrich mich nicht weiter. Es war einmal ein Statthalter. In seiner Jugend durchreist' er fremde Länder, lernte dort Austern essen, und aß sie gern. So lang' er nur wenig Geld hatte, legt' er seinem Gaumen ein Gebiß an, und aß ihrer nur zehn Stück, und das bloß in Petersburg. Sobald er eine Bedienung bekam, vermehrten sich die Austern auf seinem Tisch. Als ihm aber der Statthalterposten zufiel, und er viel eignes Geld und viel Geld der Krone in die Hände bekam, da gelüstete ihm nach Austern, wie einer schwangern Frau. Nacht und Tag dacht' er nur daran. Wenn ihre Jahreszeit herankam, blieb niemand mehr ruhig. Dann quält' er alle seine Untergebenen. Er mußte Austern haben, ums Henkers Dank! Er befiehlt seiner Kanzley einen Courier bereit zu halten, um

wichtige Depeschen nach Petersburg zu überbringen. Alle Welt weiß, der Courier wird nach Austern geschickt, aber was geht das dich an, wenn man nur die Post bezahlt? Kronengeld fällt durch viele Löcher. Der Bote erhält seinen Paß, und Geld, hat seine Kurtka an, und lange Beinkleider, und zeigt sich Seiner Excellenz. Eile, eile Freund, sagt ihm der Mann mit dem Ordensbande, nimm diesen Brif, und gieb ihn ab in die große Morskoi. — An wen befehlen Ihre Excellenz? — Die Aufschrift ist darauf. — An Seine — Nein! — Seine Hochwohlgebohrnen. — Kannst du nicht lesen? Herr Korsinkin, wohledeln Handelsmann in der großen Morskoi zu Petersburg. — Den kenn' ich, Ihre Excellenz. — Geh' also, Freund, und sobald er dich abfertigt, kehr' ungesäumt zurück, ich werde dirs danken.

Und hop! hop! hop! gings nach Petersburg, grade auf Korsinkins Hof. Guten Tag! Seine Excellenz sind doch recht lecker, schicken tausend Werste weit, nach einer solchen Schlamperey. Aber es ist ein guter Herr, dem dient man gern. So eben bringt man mir Austern von der Börse. Ich muß hundert und funfzig Rubel fürs Tönnchen haben, sie kosten mir selbst viel. Aber thut nichts, wir stehn mit Seiner Excellenz in Rechnung. Die Austern werden in die Kibitka gesetzt, und schon ist mein Courier auf dem Rückwege. Kaum hat er Zeit gehabt, in die Kaback zu gehn, und zwey Flaschen Brantewein auszuleeren.

Tengterleng! Tengterleng! schon hört man das Postglöckchen am Stadtthor. Der wachthabende Offizier läuft zum Statthalter, Ordnung muß seyn, und berichtet, er sehe von fern die Kibitka, und höre das Geläut des Glöckchens. Noch spricht er davon, so tritt der Courier in die Thür. Sie sind da, Ihre Ex-

cellenz. — Sie kommen eben recht, sagt der Statthalter zu denen die um ihn stehn. Das ist wahrhaftig ein treflicher Mann, thätig, und nüchtern. Er geht seit so langer Zeit jährlich zweymal nach Petersburg und Moskau für mich, daß ichs kaum zu sagen weiß. Herr Sekretair, Sie werden ein Vorschreiben aufsetzen, worin ich ihn, wegen seiner unzähligen Mühe auf verschiedenen vorherigen Reisen, und wegen genauer Beschickung dieser Reise, zu besserer Beförderung empfehle.

Im Ausgabebuch des Rendanten steht: Auf Befehl Seiner Excellenz, ist dem Courier N. N., der mit wichtigen Depeschen nach Petersburg versandt worden, Postgeld bezahlt, für Hin- und Herreise, mit drey Pferden, die außerordentliche Summa von — — Dieß Ausgabebuch wird freilich revidirt, aber es riecht nicht nach Austern.

Auf unterthänigste Vorstellung des Generals Etcetera, wird der Sergeant N. N. zum Fähndrich befördert. So gelangt man in die Höhe, fuhr der Mann fort, und darum kann ich keinen Schritt vorwärts kommen, weil auf mich nichts zu sagen ist. Verfassungsmäßig sollte nach Billigkeit belohnt werden. Aber der Herr ist gnädig, und der Diener nicht. Zum Beyspiel unser Rendant, der mich nun schon zum zweytenmale an den peinlichen Gerichtshof abschickt. Verständ' ich mich mit ihm, so lebt' ich in Sause und Schmause. — Genug, Klementitsch, geh nicht so um den Brey herum. Weißt du warum er dich nicht leiden kann? Weil du dir von der ganzen Welt Geld in die Hände stecken läßest,

und ihm nichts davon abgiebst. — Sachte, Kusminika, sachte: man mögte uns hören. Beyde Stimmen schwiegen, und ich schlief von neuem ein.

Am andern Tage erfuhr ich, in meinem Zimmer hätte ein Geschworner mit seiner Frau geschlafen. Sie waren bey Anbruch des Tages, nach Nowogorod abgegangen.

Deutsche Monatsschrift.

1793. July.

I.

Ein Blick auf die verschiedene Zweige der Kunst.

(Als eine Ankündigung der öffentlichen Ausstellung von Kunstwerken in Berlin, im Jahre 1793.)

Auch während dem Geräusch der Waffen bereitet die wetteifernde Kunst den sanften Frieden vor, der alle Stände beglückt, und mit seinem wohlthätigen Einfluß alle Zweige der Thätigkeit beseelt. Von den Fortschritten, welche die Kunst unter uns gemacht hat, soll die gegenwärtige Ausstellung einen neuen Beweis geben. Aber auch ohne diese Rücksicht muß eine Nebeneinanderstellung der mannichfaltigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst dem beobachtenden Blicke ein lehrreiches Vergnügen gewähren. Denn der darstellende Genius offenbart sich in der treuen und schönen Nachahmung der kleinsten Blume des Feldes, wie in dem erhabensten Kunstwerke, und keine Art des Bestrebens, das Schöne hervorzubringen, ist der Aufmerksamkeit und nähern Prüfung unwerth. Selbst die er-

sten Entwürfe der Künstler, worinn die Geburten ihres Genies gleichsam wie in ihrem Keime schlummern, haben für den Beobachter der Fortschritte des menschlichen Geistes nicht minder anziehendes, als die vollendeten Werke; und die ersten schüchternen Versuche des erwachenden Genius sind ihm in ihrer Art eben so wichtig, als die Arbeiten des Künstlers dessen Hand den Pinsel, den Grabstichel, oder den Meißel, mit Festigkeit und Kühnheit führt. Schon die täuschende Aehnlichkeit im Bilde mit den Gesichtszügen lebender oder verstorbener Personen, gewährt der vorstellenden und vergleichenden Kraft der Seele eine angenehme Unterhaltung, welche oft bis zur Bewunderung erhöht wird, wenn es dem Mahler gelingt, den inwohnenden Geist durch die täuschende Oberfläche vors Auge zu stellen, und den unsichtbaren Gedanken durch die Kraft seiner ausdruckvollen Pinselzüge sichtbar zu machen. — Mit innigem Vergnügen durchwandelt das Auge die reitzenden Naturscenen, welche in weiten Entfernungen auf unserm Erdboden hin und her zerstreut, durch die nachbildende und ordnende Kunst in einem kleinen Raum zusammengedrängt, vor unsern ruhigen Blicken sich spiegeln. In dem Entwurfe des Gebäudes spiegelt sich auf mannichfaltige Weise der Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit. —

Ein neues bewunderns-würdiges Schauspiel gewährt das Gepräge redender und beseelter Züge, dem harten leblosen Marmor eingegraben, und täuschende Gestalten in Thon und weiches Wachs oder dauerndes Erz gebildet. —

Der Gedanke an die Vervielfältigung des Schönen läßt uns die Werke des Grabstichels in ihrer höchsten Würde erscheinen, und jeden glücklichen Versuch in dieser Kunst vorzüglicher Achtung und Aufmunterung werth finden. —

Auch die Werke der kunstreichen Nadel, von weiblicher Hand geführt, verdienen unter den Erzeugnissen der nachbildenden Kunst einen aufmunternden und ehrenvollen Platz. —

Der mechanische Arbeiter selbst kann durch geschmackvolle Verzierungen, so wie durch Genauigkeit und Nettigkeit, das richtige Gefühl des Schönen entwickeln, was in ihm schlummert; der belohnende Beyfall, welcher ihm zu Theile wird, soll seinen Kunstfleiß beleben, und das edle und zweckmäßige in seinen Verzierungen soll zum Beweise dienen, daß das Nützliche mit dem Schönen auf das innigste verwebt sey. —

Ihren erhabensten Zweck erreicht die Kunst, indem sie die Geschichten der Vorwelt vor unser Auge stellt, und edle Vaterlandsliebe in unsrer Brust entflammt, die den heissen Wunsch für das Leben unsers geliebten Menschen beseelt, unter dessen Zepter die friedlichen Künste blühen, während daß sein Arm unsre Grenzen schützt. —

Moritz.

II.

Entdecktes Falsum
in
der Elsasser Angelegenheit.

Bekanntlich ist in unsern Tagen durch die Decrete der französischen Nationalversammlung, welche die Rechte der in dem Elsaß begüterten Reichsstände kränken, die Frage von neuem sehr lebhaft untersucht worden: Ob denn wirklich der ganze Elsaß mit der völligen Oberhoheit an Frankreich abgetreten worden sey, oder nicht?

Ohne mich jetzt mit der Erörterung dieser Frage zu beschäftigen, will ich nur bemerken, daß unter andern der Deputirte Koch in seinem an die Nationalversammlung dieser Angelegenheit halber erstatteten Vortrag, diese Frage bejahet und sich zur Unterstützung seiner Meynung auf eine im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris aufbewahrte, mit zahlreichen Siegeln und Unterschriften der Bevollmächtigten des Kaisers, der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs versehene Cessions-Urkunde beruft. Ihrem ganzen Inhalt nach hat er diese Urkunde nicht bekannt gemacht, aber doch daraus folgenden Auszug geliefert: Nos enim omnibus iuribus, Ac-

tionibus et Regaliis, quae in praedictos Episcopatus, Provincias, Oppida et Fortalitia antehac Nos et Praedecessores Nostri quomodocunque habuimus, aut habere potuimus, plenissime et perfectissime scientes et volentes abhinc in perpetuum renunciamus, atque tres istos Episcopatus, eorumque Episcopos, praesentes et futuros, Civitatem Metim, Tullum, Virodunum, itemque Mogenwicum, Pinarolum et *Provinciam Alsatiam vtramque*, Sundgoviam et Oppidum Brisacum, omnesque eorum Cives, Jncolas, Vasallos et Subditos ab omni Juramento, Homagio, Fidelitate et Obligatione, quibus hucusque Nobis et Sacro Romano Jmperio mediate et immediate devincti erant, absolvimus, liberamus atque exoneramus, eosque ab omni eiusmodi Obligatione absolutos, liberatos atque exoneratos declaramus; volentes et consentientes, ut *omnes* et *singuli* dictorum Episcopatuum, *Provinciarum* et Civitatum Episcopi, *Vasalli*, *Subditi*, *Cives* et *Jncolae deinceps dicto Regi Christianissimo Eiusque in regno successoribus pareant*, conuenientia *Fidelitatis Sacramenta et Homagia* dicant, *caeteraque omnia et singula praestant*, *ad quae hactenus Nobis* et *Jmperio Romano praestando*, de Jure aut Consuetudine, *tenebantur* — Et Nos Sacri Romani Jmperii Electorum Deputati, Consiliarii, Principes et Ordines hic praesentes atque absentium Principum et Ordinum Deputati, Nuncii et Mandatarii infra scripti, fatemur et attestamur, Virtute praesentium Litterarum, quod praemissa Cessio, Renunciatio, Translatio et Resignatio cum bona dictorum Electorum, nostraque et absentium Principum atque Ordinum voluntate, Praescitu et Consilio facta, peracta et conclusa fuerit, in quam etiam ex nostra et illorum Parte consensimus

ac per omnia ratam habemus, et Virtute Mandatorum firmam inviolatamque servatam iri promittimus. Recipientes insuper fore, vt ex abundanti in proximis quoque Jmperii Comitiis ratae sint dictarum Ditionum Juriumque Abalienationes, ac proinde, si in Caesarea Capitulatione, Pactione vel in Comitiis Propositio deinceps fiat de occupatis distractisue Jmperii Bonis ac Juribus recuperandis, ea non complectitur aut complecti intelligetur Res supra expressas, vtpote ex communi Ordinum sententia, pro publica Tranquillitate, accedente etiam Titulo oneroso, in alterius Dominium legitime translatas.

Dieser Auszug einer Urkunde, von der man bisher nichts gewußt hatte, erregte Aufsehen. War sie ächt, so ließ sich nicht läugnen, daß der ganze Elsaß mit der völligen Oberhoheit von Kaiser und Reich an Frankreich abgetreten war. Es heißt ja ausdrücklich *Alsatiam utramque*, folglich ist sowohl vom Ober- als vom Unter Elsaß hier die Rede, und es sollen die Bischöfe, Vasallen, Unterthanen, Bürger und Einwohner der genannten Provinzen, also auch des Ober und Unter Elsasses, künftig dem allerchristlichsten König den Eyd der (Lehns) Treue und selbst den Huldigungs Eyd schwören. — Wie konnten sich also die im Elsaß begüterten Reichsstände den Beschlüssen der französischen Nationalversammlung widersetzen? Wenigstens, wie konnten Kaiser und Reich sich ihrer mit einem Schein Rechtens annehmen?

Am kürzesten wurde der Knoten aufgelößt, oder vielmehr zerhauen, wenn man gradezu an der Aechtheit dieser bisher unbekannten Urkunde zweifelte. Dies that denn auch Herr Stupfel

in seiner Widerlegung des Kochischen Vortrags (1792. 4.) und stützte sich vorzüglich auf das den Worten Alsatiam utramque vorhergehende Wort *Provincias*. Einen solchen grammaticalischen Schnitzer, meint er, würden der Verfasser und die Gesandten, welche das Instrument unterschrieben, sich nicht haben zu Schulden kommen lassen. — Aber freylich will dies Argument nicht viel sagen, denn andrer Gründe nicht zu gedenken, so heißt es ja Provincias Alsatiam utramque, *Sundgoviam* etc. An der Aechtheit selbst möchte daher aus diesem Grunde und da auch, schon Pfeffel in seinem Tractat de limite Galliae sich auf diese Urkunde beruft, nicht zu zweifeln seyn, zumahl, da wirklich das Project derselben so unbekannt nicht ist, als einer dem andern nachschreibt. Denn in des Herrn von Meiern Westphälischen Friedenshandlungen Th. 5. S. 161. f. findet sich, daß auf dem Westphälischen Friedenscongreß, nachdem man wegen des Französischen Satisfactionspuncts übereingekommen war, ein Project einer kaiserlichen Cession der an Frankreich überlassenen Provinzen und Oerter gefertigt wurde, welches Hr. von Meiern S. 166. hat abdrucken lassen, und welches fast wörtlich mit der von Koch auszugsweise gelieferten Urkunde übereinstimmt.

Aber! liest man nun dies Project im Zusammenhange, so findet sich, daß diese Urkunde keine Abtretung des ganzen Elsasses beweiset, und daß durch dieselbe nichts mehr und nichts weniger an Frankreich abgetreten worden, als durch den 73. 74. und 87. Paragraphen des Münsterschen Friedens geschehen ist. Man lese nur folgende, der von Koch gelieferten Stelle, vorhergehende Worte: Notum facimus omnibus et singulis — — quod — — Pax et amicitia conclusa, atque in ea Pacificatione juxta

Jnstrumentum desuper confectum, et a Nobis Caesareo nostro diplomate ratificatum ac confirmatum, inter caeteras conditiones hoc quoque specialiter conventum sit, quod supremum Dominium, jura superioritatis aliaque jura in Episcopatum Metensem, Tullensem et Virodunensum, urbesque cognomines, horumque Episcopatuum districtus, et nominatim Mogenvicum, item in oppidum et fortalitium Brisacum, *Landgraviatum Alsatiae Superioris et Jnferioris*, Sundgoviam ac denique in Pinarolum, eo modo, quo hactenus ad Romanum Jmperium spectabant, imposterum ad Coronam Galliae spectare eique incorporari debeant in perpetuum et irrevocabiliter. Jdeo Nos a parte nostra et Jmperii huic conditioni sic inter Nos conventae plene et perfecte satisfacere volentes, ex certa nostra scientia, et de consensu, consilio et voluntate Electorum, Principum et Statuum imperii, virtute praesentium, pro bono Pacis, transferimus ac designamus in dictum Regem Franciae, Dominum Ludovicum XIV., eiusque omnes et singulos in Regno Franciae Successores, omni meliori modo et absque omni limitatione, restrictione aut reservatione, Supremum et Directum Dominium, juraque Superioritatis Jmperialis, aliaque omnia, quae Nobis et Jmperio in Episcopatus Metensem, Tullensem et Virodunensem, urbesque Metim, Tullum et Virodunum, horumque Episcopatuum districtus, et nominatim Mogenvicum, tum deinde in Pinarolum, item in Brisacum oppidum, *Landgraviatum Superioris et Jnferioris Alsatiae* atque Sundgoviam cis et ultra Rhenum competebant, ita vt haec omnia et singula iura in posterum eo modo, quo hactenus ad Nos et Romanum spectabant Jmperium, ad Regem Christianissimum et Coronam Galliae

ſpectare eique incorporari debeant, horumque Episcopatuum Status et Ordines (*Salvis tamen qui excepti et Jmperio Romano reſervati ſunt*) porro inter ſtatus et Ordines ac Vaſallos, Subditosque Franciae connumerare, ab iis homagia et fidelitatis juramenta recipere praeſtationesque ſolitas exigere, omnemque Supremam et Regiam Jurisdictionem in eosdem exercere poſſit et valeat citra noſtrum et noſtrorum in Jmperio Succeſſorum, aut cuiuscunque alterius, impedimentum aut contradictionem.

Hierauf heißt es erſt: Nos enim omnibus iuribus u. ſ. w. folglich iſt unter den Worten Alſatiam utramque nichts anders, als der *Landgraviatus* Alſatiae ſuperioris et inferioris zu verſtehen, und es iſt auch durch die Clauſel: ſalvis tamen iis qui excepti et Jmperio Romano reſervati ſunt dasjenige wiederholt, was im §. 87. des Münſterſchen Friedens feſtgeſetzt worden war; nemlich, daß der allerchriſtlichſte König nicht nur die Biſchöfe von Strasburg und Baſel, nebſt der Stadt Strasburg, ſondern auch die übrigen im Elſaß begüterten, dem Römiſchen Reich unmittelbar unterworfenen Stände, die Aebte von Murbach und Lüder, die Aebtiſſin von Andlau, das Kloſter St. Gregorienthal, die Pfalzgrafen von Lützelſtein, die Grafen und Freyherrn von Hanau, Fleckenſtein, Oberſtein und die Ritterſchaft des Unter-Elſaſſes, ingleichen die zehn Reichsſtädte in derjenigen Freyheit und Reichsunmittelbarkeit, worinn ſie ſich bisher befunden, laſſen ſolle, dergeſtalt, daß er ſich über ſie keine Hoheit anmaaße, ſondern ſich mit denen Rechten begnüge, welche dem Hauſe Oeſterreich bisher zugeſtanden hätten, und der Krone Frankreich durch dieſen Friedensſchluß (§. 73. und 74.) überlaſſen worden wären.

So geht es, wenn man eine Stelle aus ihrem Zusammenhange reisset; aber ein Falsum ist und bleibt es allemal, wenn dies absichtlich geschieht. Gern würde ich zur Ehre des Herrn Koch glauben, daß er die Urkunde selbst nicht ganz gelesen habe, wenn ihm nicht auch dies in einer so wichtigen Sache zur Unehre gereichte.

Helmstedt im May.

C. F. Häberlin.

III.

Freudenfest Peters des Großen.

Alles, was wirklich große Menschen verrichteten, entwarfen und ausführten, betrachte, höre und lese ich gern. Der Mensch bleibt sich in allen Lagen, Zeitaltern und Verhältnissen gleich: List und Zwang können ihn blos anders handeln lehren. Wo diese zwey Triebfedern nicht in Betrachtung kommen, da tritt er in seiner Blöße hervor, zeigt sich groß — klein — traurig — lustig. Berühmte Leute auf so verschiedenen Seiten zu erblicken, ist angenehm und schön, erhebt das Herz, flößt frohen Muth ein, und macht uns gegen die kleinen Schwachheiten unsrer Brüder oder Schwestern um desto nachgebender.

Im Jahr 1715. ward die Gemahlinn Peters des Großen — eben die, welche ihn am Prut aus den barbarischen Klauen der Türken errettet hatte — von einem liebenswürdigen Prinzen entbunden. Die Freude des Zars darüber war beynahe unbeschreiblich: er ließ ihm in der Taufe den Namen Peter beylegen, und dazu eines der merkwürdigsten Freudenfeste anstellen, welches über acht Tage lang währte, und sicher nicht gar viele seines Gleichen in den russischen Annalen antreffen wird. Die Feyerlichkeiten hiebey waren mit dem ausserordentlichsten

Pomp verknüpft: prächtige Gastmäler, volkreiche Bälle, überraschende Feuerwerke und den verschwenderischesten Prunk jeder Art sah man unaufhörlich.

Bey einem Gastmale wurden drey, gewiß beyspiellose, Pasteten aufgetragen. Als man die erste davon auf der vornehmsten Tafel öffnete — sprang eine nackte Zwergin heraus, die nichts weiter als einen Kopfputz zur Bedeckung hatte. Dies sonderbare, aus einem Kuchen erwachsene Geschöpf, hielt eine förmliche Anrede an die ganze Gesellschaft, und nach ihrer Vollendung ward sie sammt der Pastete davon getragen. Auf der Damentafel erhob sich auf gleiche Weise ein Zwerg, und machte die nemlichen Kunstsachen. Aus der dritten Pastete, an der Tafel der geringern Edelleute, flogen zwölf Rebhüner auf, die ein so rauschendes Getöse verursachten, daß die ganze Gesellschaft darüber höchst bestürzt ward. — Am Abend ebendesselben Tages brannte man, dem neugebornen Peter zu Ehren, eines der kostbarsten Feuerwerke ab, das verschiedene seltsame Devisen zeigte, und oben, mit großen Buchstaben, die folgende Inschrift führte:

Hoffnung mit Geduld.

Auf diese Lustbarkeiten folgte eine Art von Karneval. Da Peter die Patriarchenwürde und die damit verknüpften großen Einkünfte mit der Krone verbunden hatte, und den ganzen Titel eines Patriarchen in den Augen des Volks auf jede nur mögliche Art lächerlich zu machen suchte, so ließ er seinen Hofnarren Sotaf, der eben damals vier und achtzig Jahr alt war, den Patriarchen vorstellen, und ihn bey dieser Gelegenheit mit einer blühenden feurigen Wittwe von vier und funfzig Jahren vermählen. Die Hochzeit dieses bewundernswürdigen Brautpaars ward auf einer Maskerade von ungefähr 400 Personen beyderley Ge-

schlechts vollzogen, von denen immer viere ihre besondere Kleidung und eigene musikalischen Instrumente hatten. Zu den Hochzeitbittern wählte man die vier größten Stammler des ganzen ungeheuern russischen Reichs: zu den vier Läufern machte man die vier unbehülflichsten, podagrischesten Dickbäuche, die nur ausfindig gemacht werden konnten: zu den Bräutigamsdienern, Marschällen und Aufwärtern bestimmte man alte, tief gekrümmte Greise: und der Priester, der dies inbrünstige Brautpaar zusammenkopuliren mußte, war nicht älter, als 100 volle Jahre.

Diese drolligte Prozession nahm am Pallaste des Zars ihren Anfang, gieng über die gefrorne Newa nach dem großen Rathhause zu, und geschah in folgender Ordnung: Zuerst kam ein Schlitten mit den vier vogelschnellen Läufern; dann ein anderer mit den Stammlern, Bräutigamsdienern, Marschällen und Aufwärtern; diesem folgte der Knees Romodanofski, der Peter vorstellte, aber mit seinen Kleidern den alten König David spielte, und hatte, zu noch größerer Bewunderung, statt der Harfe eine Leyer mit Bärenfellen überzogen in Händen, der er mit seinen Riesenfingern zauberische Töne zu entlocken suchte. Da er die Hauptperson des Schauspiels machte, so war sein Schlitten in Gestalt eines Thrones gebildet; eine Davidskrone zierte sein Haupt; vier Bären als Lakaien, waren an jeder Ecke des Schlittens angebunden; einer stand hinten darauf und hielt das Fahrzeug mit seinen Pfoten. Die Bären kitzelte man unterdessen unaufhörlich mit Stacheln, und dadurch angetrieben, brüllten sie gräßlich. Nun folgten Braut und Bräutigam auf einem besonders dazu verfertigten Schlitten, der mit reitzenden Liebesgöttern, die jeder oder jede ein großes Horn in ihrer Hand hielten, umgeben war. Auf

dem Vordertheile dieses Schlittens saß als Kutscher ein lang-bärtiger Widder mit ungeheuern Hörnern, und hinten darauf stand gleichfalls ein tüchtiger Bock, der die Stelle des Lakaien vertrat. Ihnen folgte eine Menge anderer Schlitten, von verschiedenen Arten von Thieren, als Widdern, Böcken, Hirschen, Ochsen, Bären, Hunden, Wölfen, Schweinen und Eseln gezogen, deren vor jeder Menschengruppe viere waren.

Den Beschluß endlich machten die Schlitten mit den Gästen, deren jeder von sechs Pferden gezogen wurde. Diese letzten hatten eine erstaunende Länge, und enthielten in der Mitte eine Bank, die mit Tuch überzogen und mit Haaren ausgestopft war, so daß auf jedem Schlitten 30 Personen, wie zu Pferde, hinter einander saßen.

Die Prozession setzte sich kaum in Bewegung, so fingen schon alle Glocken der Stadt an zu läuten, und alle Trommeln auf der Zitadelle, worauf der Zug losging, fürchterlich zu beben. Die so verschiedenen Thiere mußten alle ihr besonderes Geschrey erheben. Die ganze Gesellschaft spielte zugleich, oder klapperte vielmehr auf ihren seltsamen Instrumenten. Alles dies zusammen genommen, verursachte ein fast unbeschreibliches Getöse und Lermen.

Der große Peter sammt seinen drey Gesellschaftern, dem Fürst Menzikoff und den Grafen Apraxin und Brüce, hatten sich als friesländische Bauern gekleidet, jeder sich mit einer fürchterlichen Trommel behangen, und schlugen sie nach dem Takte.

Aus der Kirche kehrte die ganze Gesellschaft nach dem Pallaste zurück, ward hier bis nach Mitternacht herrlich bewirthet, und nun erst gieng alles beym Leuchten brennender Fackeln nach dem Hause der Braut, um hier das neuver-

mählte jugendliche Ehepaar glücklich sich ins heilige Bette verfügen zu sehen.

Brüce erzählt den Ausgang dieses merkwürdigen Festes in seinen Reisen auf folgende Art:

„Das Karneval dauerte zehn Tage, während welcher die „Gesellschaft sich täglich aus einem Hause ins andere begab: in „jedem standen Tafeln bereit, die mit allen Arten kalter Kü„che und einem solchen Ueberfluß starker Getränke bedeckt wa„ren, daß diese Zeit über kaum ein einziger nüchterner Mensch „in ganz Petersburg ausfindig zu machen war. Am zehnten „Tage gab der Zar ein großes Gastmal auf dem Rathhause, „zu dessen Beschluß jedem Anwesenden ein großes Deckelglas, „der große Adler genannt, präsentirt ward, das eine große Fla„sche voll Wein enthielt, und von jedem rein ausgeleert werden „mußte. Um dies zu vermeiden, macht' ich mich davon, indem „ich bey dem wachthabenden Officier vorgab, daß ich mit einem „Auftrage vom Zar abgeschickt sey, welches er auch glaubte, „und mich gehen ließ. Ich begab mich nach dem Hause des „Herrn Keldermann, welcher vormals einer von den Hof„meistern des Zars gewesen war, und noch in großer Gnade „bey ihm stand. Herr Keldermann folgte mir bald nach, „hatte aber vorher seinen doppelten Adler richtig ausgetrunken. „Als er ankam, klagte er, daß er sich von dem vielen Trinken „übel befinde, setzte sich an den Tisch und legte sein berausch„tes Haupt darauf, so daß es schien, als wäre er eingeschla„fen. Da dies etwas ganz gewöhnliches bey ihm war, so ach„teten seine Gemahlinn und Tochter weiter nicht darauf, bis „sie nach einiger Zeit bemerkten, daß er sich weder bewegte

„noch athmete; und da sie näher hinzutraten, fanden sie, daß „er todt und steif war; worüber denn das ganze Haus in die „größte Bestürzung gerieth. Da mir die Achtung des Zars für „Herrn Keldermann bekannt war, so eilte ich hin, und „benachrichtigte ihn von dem plötzlichen Tode desselben. Seine „große Bekümmerniß über diesen Vorfall trieb ihn augenblick„lich in das Haus des Verstorbenen, wo er der Wittwe über „den Verlust ihres Mannes kondolirte, ihm ein ehrenvolles „Begräbniß auf seine Kosten anordnete, und ihr ein Jahrge„halt auf Lebenslang aussetzte."

So endigte sich dies rauschende Karneval: es währte jedoch eine geraume Zeit, ehe die, welche Theil daran genommen hatten, ihrer betäubten Sinne völlig wieder mächtig werden konnten.

v. Wackerbart.

IV.

IV.

Valeria;

eine italiänische Novelle.

(Beschluß.)

Die ersten zehn Monathe nach Octavio's Abreise, blieb in unserm Hause, in Ansehung meiner, alles wie es gewesen war. Mein Vater behandelte mich noch immer mit gleicher Härte, meine Mutter mit gleicher Zärtlichkeit. Der, durch meinen Geliebten gewonnene Domestike, stellte mir die Briefe desselben getreulich zu. Ich erfuhr jeden Posttag neue Fortschritte, die Octavio machte. Der General Laudon hatte eine große Zuneigung zu ihm gefaßt; ihn zu seinem Adjutanten gemacht, mit der Versicherung baldiger weitern Beförderung. Allein der Krieg zog sich in die Länge, und both wenig Gelegenheit dar, sich durch persönliche Tapferkeit hervorzuthun. Die großen Talente des alten Königs Friedrich und seines Bruders Heinrich vereitelten alle Entwürfe der Geschicklichkeit Laudons. Es kam weder zu Schlachten noch zu Ueberfällen. Die beyden Preußischen Helden sahen immer alles vorher; ihr Genie lenkte das Schicksal und den Gang der Begebenheiten;

und dieses war vielleicht der erste Krieg, in welchem persönlicher Muth und Glück ganz und gar nicht in Anschlag kamen.

Nach Verlauf dieser zehn Monathe blieben auf einmahl Octavios Briefe aus. Unbekümmert in Ansehung seiner Treue, aber zitternd für sein Leben, schrieb ich Brief auf Brief an ihn, und zählte die Stunden von einem Posttage zum andern. Mein Vertrauter wurde jedesmahl auf die Post geschickt und brachte mir jedesmahl die Nachricht, daß kein Brief gekommen sey. Ganz trostlos über ein so langes Stillschweigen, schickte ich ihn ins Haus des alten Orsini, um sich auf eine gute Art zu erkundigen, ob man keine Nachrichten von Octavio habe. Die Antwort die ich erhielt beruhigte zwar meine Besorgnisse, ohne jedoch meinen Gram zu mindern. Octavio, hieß es, habe jüngst gemeldet, daß er Oberster geworden, und den Winter in Wien beym General Laudon zubringen würde.

Ich beging die Ungerechtigkeit, meinen Geliebten der Untreue schuldig zu glauben; ich schrieb ihm nicht mehr, und strengte mich fruchtlos an, sein Andenken aus meinem Herzen zu verbannen. Aber ach! meine Lage wurde dadurch noch beklagenswerther. Sein Bild verfolgte mich überall; immer stand er vor meinen Augen, so wie ich ihn in der Nacht unsrer Trennung gesehen hatte. Umsonst machte ich mir's zur Pflicht, diese süße Rückerinnerungen in meinem Gedächtnisse zu vertilgen; sie bestürmten mich unabläßig, und ich war mit nichts als dem Gedanken beschäftiget, — nicht mehr an Octavio zu denken.

Zu eben der Zeit kam einer der Vettern meines Vaters aus Deutschland nach Florenz, und nahm seine Wohnung in unserm Hause. Es war ein langer, hagrer, schwarzbrauner

Mann, zwischen fünf und vierzig und funfzig; von einem traurigen und wenig Zutrauen erweckenden Aeußeren. Sein Charakter war kalt und finster. Er sprach von nichts als von seinem Adel, und hatte durch seine ganze Lebenszeit das bischen Verstand, das ihm der Himmel zugetheilt hatte, bloß zum Studieren und Auswendiglernen der Stammtafeln von ganz Europa angewendet.

Er wußte aufs pünktlichste Jahr, Monath und Tag von allen Eheverlöbnissen und Stiftsproben, die seit dem Untergange des Römischen Reichs in Deutschland vorgefallen waren. Er kannte die ganze Sippschaft der Kurfürsten und der Magnaten von Pohlen und Ungarn; und war seit einigen Jahren, um seine geschäftlose Zeit auszufüllen, beschäftiget, die Titulatur der Ottomannischen Pforte ins Reine zu bringen; zu welchem Behufe er allen Abkömmlingen, bis zur vier und sechzigsten Generation, nachgespürt hatte; ein Geschäft, welches ihm, wie er versicherte, deswegen äußerst sauer geworden wäre, weil die Türken in Absicht der Mißheyrathen sehr wenig Delikatesse besäßen, und eine ungeheure Menge Sultaninnen in die regierende Familie aufgenommen hätten.

Dieser Vetter nannte sich Graf Heraldi. Gleich den ersten Abend nach seiner Ankunft, erkundigte er sich, so lange die Mahlzeit dauerte, bey meinem Vater nach allen guten Häusern in Toscana, und fragte endlich mit einer gleichgültigen Art nach der Wohnung eines gewissen Marquis von Orsini. Mein Vater antwortete in einem verdrießlichen Tone: er wisse sie nicht. Ich muß sie aber durchaus wissen, versetzte Heraldi; denn als ich vor drey Wochen durch Wien ging, speißte ich bey dem General Laudon, eben an dem Tage, als seine Nichte mit dem Sohne dieses Marquis Orsini vermählt wurde. Der

Bräutigam, den ich sehr liebenswürdig fand, hat mir einen Brief an seinen Vater mitgegeben, und ich habe versprechen müssen, denselben zu besuchen, und ihm eine umständliche Beschreibung von den Feyerlichkeiten dieser Vermählung, und von der Glückseligkeit der Neuvermählten zu machen.

Ich war bey dieser Nachricht mehr todt als lebendig. Mein Vater faltete die Stirn ohne drauf zu antworten; meine bebende Mutter blickte mich an; und der grausame Heraldi erzählte weiter, die junge Dame habe sich mit der heftigsten Leidenschaft in Orsini verliebt, der Kaiser selbst habe sich für diese Heyrath interessirt, und ein Regiment sey die Mitgabe der Nichte Laudons gewesen.

Ich konnte nun nicht mehr an Octavios Treulosigkeit zweifeln. So sehr ich mich auch anstrengte meine Unruhe zu verbergen, so raubte mir doch die Gewißheit meines Unglücks alle Kraft, und ich sank ohnmächtig in die Arme meiner Mutter. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in meinem Bette, und meine gute Mutter bey mir, die mich mit Thränen umarmte.

Der fürchterliche Zustand meines Gemüthes zog mir ein hitziges Fieber zu, das in eine lange und schmerzhafte Krankheit überging. Mein Leben war in Gefahr. Meine Mutter verließ mich keinen Augenblick. Selbst mein Vater verschwendete während meiner Niederlage die zärtlichste Sorgfalt an mir; er wachte Nächte lang an meinem Bette, nannte mich seine liebe Tochter, und sein Herz schien sich mir ganz wieder zugeeignet zu haben. Alle seine Strenge hatte nicht vermocht das meine von ihm loszureissen. Ich war über die Wiederkehr seiner väterlichen Liebe so gerührt, daß ich, in dem Augenblicke, da er mich bey der Hand faßte, und mit einem thrä-

nenvollen Blicke fragte: wie seine liebe Valeria sich befinde, meines Entzückens nicht mehr mächtig war. Meine Arme schlangen sich um seinen Hals, mein Gesicht schmiegte sich an seines, meine Thränen benetzten ihm die Wangen. Ja, mein Vater, rief ich, ja, ich bin ihre Valeria! ihre gehorsame Tochter! Von nun an wird mein Herz kein anderes Gefühl, keinen andern Wunsch kennen, als ihnen zu gehorchen!

Diese Scene gab mir das Leben wieder.

Nach einiger Zeit entdeckte ich, daß es die Absicht meines Vaters sey, mich an meinen Vetter Heraldi zu verheyrathen. Daß er unsern Familiennahmen führte, war ein entscheidender Grund bey meinem Vater, der sich höchst glücklich fand, sein Haus wieder aufleben zu sehen, und sein ganzes Vermögen einem Abkömmlinge seiner Ahnen hinterlassen zu können. Er sprach mit mir über diese Sache, ohne nur im geringsten etwas vorzuschreiben, ohne im mindesten in mich zu dringen; allein er sagte mir, daß er sich zu Tode grämen würde, wenn ich nicht mit seiner Schwachheit Mitleiden hätte.

Octavio war verheyrathet, Octavio war treulos gegen mich, und ich aufgebracht gegen ihn. Ich glaubte, es müßte mir ein süßes Gefühl seyn, einen andern lieben zu können. Ich willigte ein; ich gab mein Jawort. Wie hätte ich auch meinem Vater widerstehen können? Er befahl nicht; er bat.

Die Anstalten zu meiner Vermählung wurden mit einer Eilfertigkeit gemacht, über die ich mich zwar nicht unterstand Klage zu führen, die mich aber erschreckte. Meine Mutter sagte nichts; sie seufzte und verbarg ihre Thränen. Mein Vater verdoppelte seine Zärtlichkeit gegen mich. Heraldi überhäufte mich mit Geschenken, und verschonte mich mit den traurigen Betheuerungen einer Liebe, gegen die mein Herz noch immer

taub war. Die Dispensation kam von Rom, und der Contract wurde unterzeichnet. Man putzte mich, und ganz mit Diamanten bedeckt ward ich zum Altare geführt.

Ich legte den fürchterlichen Eid ab, ohne eine besonders lebhafte Regung zu empfinden.

Ich war wegen meines Looses fast ganz unbekümmert; welchen Werth sollt' ich auf ein Leben legen, das nicht anders als unglücklich seyn konnte, und wobey es mir ziemlich gleichgültig war, etwas mehr oder weniger Qual erdulden zu müssen? Nach der Messe ging ich an Heraldis Hand, der vor Freuden ganz außer sich schien, aus dem Chore. Meine Familie folgte. Indem ich an die Kirchthüre komme, und im Begriff bin, mich zu besprengen, erblicke ich einen jungen Menschen an den Weihkessel angelehnt, mit blassem, verfallnen Gesicht und ganz verstörtem Anzug und Haar. Er heftet sein erloschnes, starres Auge auf mich, und sagt mir mit leiser, bebender Stimme: Valeria! ich wollte sie ihr abscheuliches Verbrechen vollenden sehen. Ich hab's gesehn; und bin zufrieden; ich weiß daß ich sterbe.

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Ich war ohne Besinnung zu Boden gesunken. Was weiter mit mir geschehn ist, ob mein Vater Octavio'n erkannt hatte, von allem dem weiß ich nichts. Mein Bewußtseyn war von dem Augenblick hin. Kaum erholte ich mich in etwas von einer langen Krankheit, als die Anfälle weit heftiger und gefährlicher wieder kamen. Ich lag in einer ununterbrochnen Betäubung. Das Uebel nahm fürchterlich überhand; und, wie mir meine Mutter nachher erzählt hat, fiel ich, nachdem ich zwey Tage und Nächte in beständigem Phantasieren zugebracht, und

einige fürchterliche Anfälle gehabt hatte, auf einmahl in die äußerste Kraftlosigkeit, und starb in ihren Armen.

Meine Mutter glaubte mich nicht zu überleben; mein Vater war in Verzweiflung; Heraldi beweinte meinen Unstern; aber es war einmahl geschehn. Meine Leiche wurde mit großem Pompe in der Gruft meiner Familie, in einer Kapelle der Hauptkirche, beygesetzt. Man stellte den Sarg auf ein Gerüste von langen eisernen Stangen; der Stein wurde auf die Gruft gelegt, und so ließ man mich in dem Aufenthalte der Verwesung zurück.

Was unter der Zeit vorgegangen ist, würde Octavio besser als ich erzählen können. Ich habe es oft aus seinem Munde gehört; er hat mir zu wiederholten Mahlen erzählt, nach dem Auftritt an der Kirchthüre sey er Willens gewesen, sich in irgend eine wüste Gegend auf den Apeninen zu verbergen, und dort sein elendes Leben zu enden. Aber der Zustand in dem er mich verlassen, das Gerücht meiner Krankheit, das sich bald verbreitet hatte, hielt ihn in Florenz zurück. Sie können sich seinen Schmerz vorstellen, als ihm die Nachricht von meinem Tode hinterbracht wurde. Von seiner Verzweiflung hingerissen, von den Vorwürfen, mein Mörder gewesen zu seyn, verfolgt, faßte er den Entschluß, in meine Gruft zu steigen, und sich auf meinem Sarge zu ermorden. Noch an den Abend meiner Beerdigung sucht er den Sacristan der Hauptkirche auf, gewinnt ihn durch eine Summe Goldes, und Beyde verfügen sich um Mitternacht mit einer Blendlaterne in die Kirche, heben den Grabstein weg und steigen die Stufen hinab. So bald Octavio meinen Sarg erblickt, wirft er sich mit lautem Aechzen drauf, reißt den Deckel ab, hebt meinen Schleyer auf, drückt seinen Mund auf meine bleiche Lippen,

und hofft sein Leben so vor Schmerz auszuathmen, ohne erst gewaltsam Hand an sich legen zu dürfen.

Aber, o Wunder der Liebe! unglaublich allen den Unglücklichen, die nie geliebt haben! Die Seele meines Geliebten brachte die meinige zurück; ein Seufzer stieg aus meiner Brust, indeß er seine Lippen mit der heftigsten Inbrunst auf meinen Mund drückte. Octavio, durch diese Entdeckung ausser sich gesetzt, thut einen Schrey, faßt mich in seine Arme, hebt mich aus dem Sarge, drückt mich an seine Brust, erwärmt mich an seinem Herzen; ich lebe wieder auf. Eine kleine Bewegung die ich mache, giebt dem Wonnetrunknen Octavio volle Gewißheit, er trägt mich die Stufen hinauf, erreicht die Kirchthüre; sein Begleiter muß sie ihm öffnen; und nun fliegt er mit seiner Beute zum Hause seines Vaters. Ich werde zu Bette gebracht und mit aller nur möglichen Sorgfalt gepflegt.

Endlich schlage ich die Augen auf; mein erster Blick zeigt mir Octavion und seinen Vater in Gesellschaft eines Arztes. Dieser bürgt für mein Leben. Was ich empfand ist über alle Beschreibung. Es war mir, als sey ich aus einem langen Traum erwacht. Ich fühlte mich nicht wieder aufgelebt, ich erkannte meinen Octavio; reden konnte ich nicht mit ihm, aber ich genoß das Entzücken ihn zu sehen; ich dachte nichts; mir war wohl, und doch wußte ich nicht einmahl gewiß, ob ich wirklich wieder lebte. Drey Tage und Nächte vergingen, ehe ich zu mir selbst kam. Der Schlummer, in den ich während dieser Zeit, ohne es gewahr zu werden, verfiel, die Nahrung die mir ohne mein Wissen eingeflößt wurde, brachten mich allmählig zur Besinnung. Mein Gedächtniß kam wieder; ich erinnerte mich meiner Mutter und der Stelle, wo ich meinen Geliebten gesehn hatte. Hier stockte der Lauf meiner Gedanken; aber ich ver-

nahm was man mir erzählte, und wußte, daß ich mich jetzt bey Octavio befand, sah, daß er es war, der mir die Hand drückte, und meine Liebe, die mich bis ins Grab begleitet hatte, frischte mit jedem Augenblicke die erloschne Vergangenheit wieder auf.

In kurzem war ich fähig zu hören und zu verstehen, was mir Octavio sagte. Aus seinem Munde erfuhr ich alles was mit mir vorgegangen war. Jetzt stellte sich der Gedanke seiner Unbeständigkeit, seiner Vermählung zu Wien meiner Seele dar. So bald ich nur einige zusammenhängende Worte vorzubringen vermochte, sprach ich mit ihm über seine Heyrath mit der Nichte des General Laudon. Octavio glaubte, ich phantasiere. Laudon hatte keine Nichte. Octavio war geradesweges von der Armee gekommen, ohne in Wien gewesen zu seyn. Er war nicht Oberster. Beunruhigt, weil meine Briefe seit zwey Monathen ausgeblieben waren, hatte er auf sein dringendes Bitten Urlaub erhalten, war nun Tag und Nacht Kourier geritten, und hatte ein Empfehlungsschreiben Laudon's an den Großherzog bey sich. Er stieg eben vom Pferde, als ich zur Trauung geführt wurde, und folgte mich zum Altare. Von Schmerz und Verzweiflung hingerissen, entschloß er sich, mir wenigstens meinen Meyneid vorzuhalten.

Es wurde mir nun klar, daß Heraldi, vielleicht mit meinem Vater einverstanden, diese abscheuliche Verrätherey angesponnen, und daß man durch die Treulosigkeit des Bedienten, der um unser Geheimniß wußte, Octavio's Briefe aufgefangen hatte. Diese Entdeckung erfüllte meine ganze Seele mit der tiefsten Verachtung und einem grenzenlosen Abscheu gegen den niederträchtigen Heraldi. Und ich war das Weib dieses Ungeheuers! verurtheilt, mein Leben an der Seite eines solchen Gatten zuzubringen! Dieser trostlose Gedanke stürzte mich in

N 5

Verzweiflung; das Leben war mir verhaßt, ich sehnte mich zurück in mein Grab.

Fassen Sie Muth, meine liebe Tochter! redete der alte Orsini mich an. Ich komme vom Großherzoge, den ich selbst den Brief des edlen Laudons überbracht habe, um ihm zugleich von dem ganzen Hergange der Sache Nachricht zu geben. Dieser großmüthige Fürst hat mich aufs gütigste angehört; er nimmt Sie unter seinen Schutz, und hat bereits an den heiligen Vater um Vernichtung ihrer unwürdigen Heyrath geschrieben. Ich zweifle nicht, daß diese erfolgen wird. Für Heraldi sind sie schon gestorben; jetzt leben sie nur für Octavio. Gerechtigkeit und Religion werden sie gegen ihre Tyrannen in Schutz nehmen. Nur eine Bitte habe ich an Sie. Lassen Sie sich vor niemanden sehen, damit unser Geheimniß nicht vor der Ankunft der Antwort von Rom entdeckt werde. Ihre Ruhe, ihr Glück hängt von dieser Vorsicht ab!

Diese Worte flößten mir neue Hofnung ein. Ich gelobte dem guten Alten, den ich von nun an nur meinen Vater nannte, seinen Rath zu befolgen, und keinen Schritt aus dem Hause zu thun. Und welchen glücklichern Aufenthalt hätte ich mir wünschen können! Ich war bey meinem Octavio, der mir nur von seiner Liebe und von unsrer Verbindung redete. Meine Gesundheit wurde hergestellt; ich war glücklich und sollte noch glücklicher werden. Bedurft' es einer andern Arzney mich aus dem Grunde zu heilen? Ich fühlte mich wieder so froh und heiter wie in den schönsten Tagen meiner Jugend, und meine ausgestandnen Leiden ließen keine Spur zurück, als die Blässe die sie noch auf meinem Gesichte sehen. Ich brachte sie aus dem Grabe mit, und kein Mittel hat sie vertreiben können.

Schon erwarteten wir mit jedem Augenblick den Kourier von Rom, als ein außerordentlicher Vorfall beynahe unsern ganzen Plan vereitelt hätte.

Es war in der Charwoche. Meine fromme Mutter hatte mir von Kindheit an die Grundsätze der Frömmigkeit eingeprägt, die ich auch, dem Himmel sey Dank! nie aufgegeben habe. Ich seufzte oft im Stillen mich in diesen heiligen Tagen der Büßung von dem Besuche des Gottesdienstes ausgeschlossen zu sehen. Gleichwohl hatte ich nicht den Muth, gegen Octavio das Bedürfniß meines Herzens, Gott in seinem Tempel für meine Rettung zu danken, zu äußern. Aber ich entschloß mich, trotz aller Gefahr, eine so heilige Pflicht nicht zu verabsäumen. Zufälligerweise hatte man mich einen Augenblick allein gelassen. Ich benutzte die Gelegenheit, hüllte mich in einen schwarzen Schleyer, der es unmöglich machte, mein Gesicht zu erkennen, und so verließ ich am grünen Donnerstage Abends gegen 9 Uhr das Haus und ging nach der Hauptkirche, meine Andacht am Grabe Christi zu verrichten. Die Kirche war voll Menschen, die in tiefer Stille mit gefalteten Händen und zur Erde gesenkten Augen vor dem Altar knieten, in welchem die Hostie aufbewahrt war. Nur diesen Altar erleuchtete eine Menge von Kerzen; der übrige Raum der Kirche war dunkel. Ich blieb hinter einen Pfeiler knien, und richtete mein Gebeth zum Heilande der Welt. Ich flehte ihn an, ein schwaches Geschöpf zu beschützen, dessen einzige Hoffnung sich auf seine Macht und Erbarmung gründete.

Als ich aufstand und weggehn wollte, fühlte ich ein heftiges Verlangen, die Kapelle in welcher man mich beerdigt hatte, zu sehn. Sie war in der Nähe; ich ging hin. Aber

welch ein Anblick stellte sich mir dar! Bey dem schwachen Schimmer, der sich von dem Altar bis hieher verbreitete, erkannte ich meinen Vater und meine Mutter, die auf meinem Grabsteine knieten, und meinen Gemahl Heraldi, der im Trauerkleide neben meinem Vater stand, und in tiefes Nachdenken versenkt schien. Meine Mutter hatte ihre Stelle zunächst an dem Gitter, welches die Kapelle von dem Seitengange absonderte, und betete unter Vergießung häufiger Thränen. Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, nicht in ein lautes Geschrey auszubrechen; unwillkührlich flog ich auf sie zu, und bloß das Gitter hielt mich zurück. Ich betrachtete sie lange Zeit und weinte. Auf einmahl neigt sie sich, hält sich mit der einen Hand an das Gitter, und drückt, indem sie meinen Namen nennt, ihre Lippen sanft auf den Marmor meines Grabmals. Jetzt überwältigt mich mein Gefühl, ich neige meinen Mund auf ihre Hand, und lasse meinen Seufzern freyen Lauf. Durch meine Bewegung hatte sich der Schleyer über meinem Gesicht verschoben, ohne daß ichs gewahr worden war. Meine erschrockne Mutter steht auf, sieht sich um, erkennt ihre Tochter, ruft mich mit einem lauten Schrey, indem sie ihre Arme durch die Stangen des Gitters nach mir streckt. Mein Vater und sein Schwiegersohn erkennen mich nun auch. Mein Vater blieb vor Schrecken unbeweglich. Heraldi öffnet das Gitter und nähert sich mir. Ich will fliehn; das Gedränge macht es mir unmöglich. Schon streckt Heraldi die Hand aus, mich bey meiner Kleidung zu fassen. Ich war verloren, gab mir die Liebe nicht in diesem Augenblicke ein Rettungsmittel ein. Zurück! rief ich, mit einer Stimme, der ich mich anstrengte, einen fürchterlichen Ton zu geben; ehre die, wenigstens noch im Tode, die du im Leben betrogst. Du

allein hast mich ins Grab gebracht. Laß mich! beweine dein Verbrechen, und besänftige den Zorn des Himmels.

Bey diesen Worten blieb Heraldi starr wie eine Bildsäule stehn; ich verhüllte mich in meinen Schleyer, und ging mit langsamen Schritten nach der Kirchthüre; das Volk machte mir überall Platz. So wie ich hinaus war, eilte ich nach Octavios Hause, das ich auch glücklich erreichte, ohne daß es Jemand gewagt hätte, mir nachzufolgen.

Den andern Tag sprach ganz Florenz von der Erscheinung die man in der Kirche gesehn habe. Die Sache war außer allem Zweifel, und durch tausend Augenzeugen bestätiget. Man setzte noch hinzu: ich hätte meinen Gemahl, als er mich greifen wollen, zurückgestoßen, und es wären noch auf seinem Kleide fünf leuchtende Streifen von meinen Fingern zu sehn. Andre wollten gehört haben, Heraldi habe mich ermordet, und ich sey gekommen Gerechtigkeit gegen ihn zu fodern. Jedermann beschuldigte ihn ganz laut des Mords seiner Gemahlinn. Der Pöbel murrte wider ihn, man verfolgte ihn mit Schimpfreden, warf so gar mit Steinen nach ihm; er war seines Lebens nicht mehr sicher.

Zum Glück kam der Kourier mit dem päbstlichen Breve an, wodurch meine durch Betrug erzwungene Heyrath aufgehoben und vernichtet wurde. So bald der Großherzog es in Händen hatte, ließ er den alten Orsini rufen, und verabredete mit ihm die zu nehmenden Maasregeln; und den Morgen drauf begab ich mich mit Octavio und seinem Vater in den Pallast. Der Fürst überhäufte uns mit Gnadenbezeugungen, und war so herablassend sich mit uns über die Angelegenheiten unsrer Liebe zu unterhalten. Bald nachher wurden meine Eltern und Heraldi angemeldet. Wir musten in ein Kabinett ab-

treten, und hörten den Großherzog meinen Vater mit diesen Worten anreden:

Man hat sich sehr ungewöhnlicher Mittel bedient, um ihre Tochter mit einem Manne, den sie nicht liebte, zu verheyrathen. Der Tochter Unglück ist durch den Gram der Eltern gerächt. Die Thränen, die ich in ihren Augen sehe, benehmen mir den Muth, ihnen Vorwürfe zu machen. Der Tod hat dieses unglückliche Band zerrissen, und, wenn auch, wie das Gerücht geht, ihre Tochter durch ein Wunder wieder lebendig werden sollte, so würde doch ihre Ehe nichts destoweniger ungültig seyn. Dieses Breve seiner päbstlichen Heiligkeit erklärt sie dafür, und ich werde dieß sogleich öffentlich bekannt machen lassen. Sie haben die Wahl, Graf Heraldi, ob sie sich mit mir in einen Prozeß, der ihnen so wenig Ehre macht, einlassen, oder die Entsagung ihrer eingebildeten Ansprüche hier vor meinen Augen unterzeichnen, und sogleich nach Wien abreisen wollen? Die Beweise meiner Erkenntlichkeit sollen ihnen folgen. Ihre schleunige Abreise aus meiner Residenz ist nothwendig, die Gährung zu stillen, die ihre Anwesenheit unter diesen Umständen veranlaßt.

Heraldi säumte nicht mit der Antwort. Er leistete auf meine Person förmlich Verzicht, beurlaubte sich vom Großherzoge, und reißte unmittelbar drauf ab, mit dem Versprechen, nie wieder nach Florenz zu kommen.

Dieß ist noch nicht alles, sagte der Großherzog jetzt zu meinem Vater; ihre Tochter lebt noch. — Meine Mutter that einen lauten Schrey. — Sie sollen sie wiedersehn, fuhr er fort; aber ihre Tochter kann nur als Gemahlinn des jungen Orsini glücklich seyn. Er hat sie dem Grabe entrissen; sie wohnt in seinem Hause; Dankbarkeit, natürliche Liebe, Valeriens Ehre, alles macht es ihnen zur Pflicht in diese Verbindung einzuwilligen.

Wenn es bey so mächtigen Auffoderungen noch meiner Bitte bedarf, so halte ich bey ihnen um ihre Tochter für Octavio an. Er verdient sie, er hat sich die Achtung und Freundschaft Laudons würdig zu machen gewußt. Genehmigen sie diese glückliche Vermählung! ich verbürge mich ihrem Eidame ein Regiment zu verschaffen, und überdies ihnen selbst den Maria Theresia Orden.

Mein Vater antwortete bloß durch eine Verbeugung. Er willigte ohne Anstand in den Wunsch des Fürsten; meine in Thränen schwimmende Mutter, verlangte schluchzend ihre Tochter zu sehn. Ich vermochte nicht länger zu warten; ich riß die Thüre auf und flog ihr in die Arme. Sie glaubte dem Uebermaaß der Freude unterliegen zu müssen. Auch mein Vater war gerührt; er drückte mich an seine Brust, bat mich, ihm zu vergeben, und überhäufte den jungen Octavio, so wie den alten Orsini, mit Freundschaftsbezeugungen.

Wir warfen uns dem Großherzog zu Füßen, unvermögend ihm unsern Dank durch Worte auszudrücken. Meine Vermählung wurde nicht lange nachher vollzogen, und die Hochzeit in dem Herzogl. Pallast gefeyert. Von dieser Zeit an ist mein einziges Bestreben, mich des Beyfalls meines Gatten, den ich anbete, des ehrwürdigen Orsinis, der mich wie seine Tochter liebt, meines Vaters, der mir seine Zärtlichkeit wieder geschenkt hat, und meiner Mutter, die mir die ihrige nie entzog, immer würdiger zu machen. Und so fließen meine Tage, durch Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe verschönt, in sanfter Ruhe hin. Ich danke dem Himmel, der mich durch einen kurzen Tod ein Leben von ununterbrochner Zufriedenheit finden ließ.

V.

Ueber hindostanische, mohrische und gothische Baukunst.

(Aus dem Englischen des Hodges.)

(Wilhelm Hodges Reisen durch Ostindien, die vor einigen Monathen in London erschienen sind, machen ein kleines Bändchen aus, das aber in artistischer und politischer Hinsicht viel interessantes enthält. Herr Hofmann in Hamburg giebt sich das Verdienst eine Uebersetzung zu besorgen, die bereits unter der Presse ist, und in wenig Wochen der Deutschen Lesewelt vorgelegt wird. Um auch an unsrer Seite die Bekanntschaft eines guten Buchs zu befördern, entlehnen wir, mit Erlaubniß des Herrn Verlegers, aus dieser, wie es scheint, mit Liebe gearbeiteten Uebersetzung, folgendes Bruchstück, das, wenn wir uns nicht irren, einzeln und im Zusammenhange, mit Vergnügen gelesen werden kann.)

Ich bin zu wenig geschickt und aufgelegt, mich in die unabsehbare, vielleicht undurchdringliche Dunkelheit morgenländischer Alterthümer einzulassen, und verliere daher jetzt kein Wort

Wort, über die eigenthümliche Verschiedenheit der ursprünglichen hindostanischen und neueren mohrischen Bauart, in welcher letzteren alle großen Denkmähler errichtet sind; sondern beschränke mich auf ein paar hingestreute Bemerkungen, über die Vorbilder, oder ersten Muster der Baukunst, insofern sie Geschmack und Schicklichkeit beweiset.

Daß griechische Baukunst alle nur mögliche Treflichkeit in sich vereinige, scheint mir ein irriger knechtischer Grundsatz, welcher jede Hofnung der Verbesserung ausschließt. Baukunst soll und muß sich nach der Erde und dem Himmel richten, worauf und worunter Menschen wohnen. Die Temperatur der Luft, die Beschaffenheit der Baumaterialien, die Sitten und Bedürfnisse der Einwohner haben einen mannigfacheren Einfluß auf die Bestimmung dieser Kunst, als auf jede andere.

Vater Lodola's berühmte Abhandlung gegen die Ungereimtheit übel angewandter und unvernünftiger Nachahmung griechischer Bauart, habe ich nicht gelesen. Auch hege ich nicht das leiseste Vorurtheil gegen ihre erhabensten Schönheiten und Vorzüge. Aber warum sollen wir nichts wahrnehmen als sie allein? Warum vor der wundernswürdigen Majestät, Kühnheit und Pracht ägyptischer, hindostanischer, mohrischer und gothischer Baukunst die Augen verschließen, und diese ohne Schonung tadeln und verachten, weil ihre Gestalt so mannigfach ist, und sich nicht unter die eingeschränkte Richtschnur der griechischen Vorbilder einer Hütte oder Säule bringen läßt? oder weil bey kleineren Theilen, die einander vielleicht zufällig ähneln, ihre Verhältnisse von den Verhältnissen abweichen, an die wir uns einmal gewöhnten?

Man muß allerdings zugeben, daß die griechischen Säulen, in geistvoller Zeichnung und Anwendung, die schönsten

steinernen Nachbildungen der hölzernen Pfeiler oder Stützen ihrer ersten Hütten sind. Einfalt, Stärke, und Zierlichkeit, kann weder im Ganzen, noch in jedem untergeordneten Theile, weiter getrieben werden. Sollen wir aber nun den übereilten Schluß festsetzen, nur auf der Säule beruhe das ganze Verdienst der Baukunst? Sollen wir vergessen, ihre mächtigste Wirkung werde vielmehr durch große Massen und Formen hervorgebracht, durch Stärke, Ebenmaaß und Schicklichkeit?

Gewohnheit und Erziehung machen mich parteyisch für die Griechen, deren freyer fesselloser Geist, in einer langen Reihe von Jahrhunderten die erste Hütte einer waldigten Gegend so lange verbesserte, bis die unvergleichlichen Schönheiten eines Marmortempels oder Pallastes daraus entstanden. Dennoch gesteh' ich, daß ich darum nicht minder parteyisch für Länder bin, wo ein ganz verschiedenes Vorbild zu gleicher Vollkommenheit empor gewachsen ist. Die Gestalten der ersten Wohnsitze weichen so sehr von einander ab, als der Boden, der Himmel und die Sitten der Erbauer, als die Natur, der Ueberfluß oder Mangel ihrer Baumaterialien.

Hölen, tiefe Hügel, buschigte gewölbte Felsen, und dickbelaubte undurchdringliche Aeste des Waldes, dienten allerseits zum natürlichen Obdach und zufälligem Aufenthalt wilder Thiere, oder solcher Menschen, welche durch verschiedene Zufälle, der Bequemlichkeiten des geselligen Lebens unkundig, sich der rauhen Witterung ausgesetzt sahn, oder die Angriffe reißender Thiere scheuten, oder nicht minder gefährliche Feinde ihrer eigenen Gattung.

Werkzeuge zum Bauen werden dem Menschen nicht angeboren, noch kann man annehmen, daß er einen anschaulichen Begriff irgend eines für ihn schicklichen Wohnsitzes mit auf die

Welt bringe, wie ihn die Natur dem Biber, der Schwalbe oder der Biene verlieh. Aber der Mensch hat ein eigenthümliches Gefühl seiner Bedürfnisse, hat Urtheilskraft und Verstand, seine Lage durch solche Mittel zu verbessern, wie die Gegend um ihn her sie darbietet, und der Himmelsstrich sie angiebt.

So viel weiß ich mit Gewißheit, nicht bloß weil ich es in Büchern gelesen habe, sondern durch eine stärkere Ueberzeugung. Das hab' ich mit Augen gesehn, in den verschiedenen Himmelsstrichen und Welttheilen, wo ich die Menschheit, fast in allen möglichen Lagen, geringer oder hoch getriebener Ausbildung, beobachtete.

Hole Bäume und dickbelaubte Aeste des Waldes, die sogar Königen von Ithaka und Brittannien eine Zuflucht gewährten, schicken sich besser für einen zufälligen als bleibenden Aufenthalt. Davon sind die Wigwams der trägen, elenden, unstätigen Pescheres an der der beeisten Küste des Feuerlandes, eine offenbare Nachahmung. So wie die, der eben so unabhängigen und nicht beglückteren Neu-Holländer, unter einem milderen Himmel: und die der gebildeteren schlaueren wilden Jäger in Nordamerika.

Diese Wigwams sind einander in Ansehung ihrer Gestalt beynahe völlig gleich, und weichen, in verschiedenen Ländern, nur in Ansehung des Stoffes von einander ab, woraus sie gebaut sind. Man trägt sie aus Aesten alter Bäume, oder aus jungen Bäumen, kriechenden Pflanzen, Schilf, Rasen oder Gras zusammen. Setzen sich nun einige dieser wandernden Jäger- oder Fischer-Familien an einem Ort für beständig fest, oder machen eine größere Gesellschaft, so bekommen sie bald Lust, ihren Wohnungen so viel Dauer und Schicklichkeit mit-

zutheilen, als Luft, Materialien und Lebensweise gestatten können. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie ihr Vorbild, den Wigwam gänzlich aus den Augen verlieren, oder, in der äußeren Gestalt eines geräumigen Gebäudes, wesentlich davon abweichen. So erheben sie sich, wo sie sich für beständig niederlassen, zu den mannigfachen Strohhütten und Zelten, dergleichen ich in den Südseeinseln sah, wie die Neger an der Küste von Guinea und die Hottentotten bewohnen: hoch oder niedrig, rund oder viereckig, an allen Seiten offen, umgeben von Pfählen, Stroh- oder Weidenflechten, Holzgittern oder Mauern von Thon. In Ländern wo die Feuchtigkeit des Bodens oder plötzliche Ueberschwemmungen, Leben und Habe gefährden könnten, zum Beyspiel an den Ufern des Marannon oder Oroonoko in Guiana, und in dem landeinwärts liegendem Theile von Surinam, werden diese Hütten auf Pfeilern über die Erde empor getragen, und schweben gleichsam in der Luft. Bey kaltem Himmel lernt man sich gegen schwere Stürme und Schnee verwahren, baut niedrig und hält sich gleichsam unter der Erde. Wandernde Völkerschaften, Hirten, Fischer und Krieger, zum Beyspiel die Araber, Kalmucken, Mogolen, Tungusen, Tataren, Eskimohs, Grönländer, Lappländer, Samojeden und Ostiaken, bedienen sich zu ihrem Obdach der Häute ihrer Thiere, Heerden und Fische. Ihre Kameele, Pferde, Stiere und Fischerkähne, dienen ihnen ihre Hütte von einer Stelle zur andern zu tragen, und auf diese Art ihre ersten Wigwams, Hütten und Zelte nachzuahmen, die, nach Art des Zeuges woraus sie gemacht sind, einander mehr oder weniger ähneln werden. Wir finden sie von Seehunds- oder Rennthierfellen in Norden; von Leder, Scheerwolle oder Strohflechten, in Arabien und der Tartarey. Sie

laufen keilförmig zu, oder haben viereckige Dächer, und sind an den Seiten offen oder geschlossen.

Diese ursprünglich von einander abweichende Gestalt der Wohnhäuser, wird sich mehr oder weniger erhalten, je nachdem ihre verschiedene Erbauer unabhängig, unvermischt, ohne auswärtige Verbindung, und in ihrem ersten Zustande bleiben, ohne sich weiter auszubilden. Da Gewohnheit den Menschen beynahe mit allem aussöhnt, so wird auch jeder dieser Stämme, seine ursprünglichen Wohnhäuser mit eben der Vorliebe ansehn, mit der er für sein Vaterland eingenommen ist. Wachsen aber Wohlstand und Ehrgeiz, gelingt es der Unterdrückung, so erzeugen sich erkünstelte Bedürfnisse, so trachtet man nach vergrößeter Bequemlichkeit und Auszeichnung. Die ursprüngliche Nationalhütte wird erweitert, und mit allem ausgeschmückt was man köstliches kennt. Wandert man aus in fremde Länder, so nimmt der Kolonist sein Vorbild mit, und das Genie wird es endlich zum höchstmöglichen Grad der Ausdehnung und Vollkommenheit bringen. Wie weit der in der Baukunst reicht oder geführt werden kann, sehen wir mit Bewunderung an dem Beyspiel der alten Griechen und Römer. Hier ist die hölzerne strohbedeckte Hütte, durch Künstlerhand, in ein Marmorgebäude verwandelt, und doch sind ihre ursprünglichen Theile durch solche Verhältnisse ausgedrückt, als die Natur des Steins und Marmors nur immer verträgt. Uebereinstimmend mit diesem Grundsatze, sind die zierlichsten chinesischen Gebäude, offenbare Nachahmungen des Zeltes von Bambusrohr geflochten, dessen Biegsamkeit und schlanke Wölbungen mehr Höhe und weiteren Pfeilerabstand zulassen, so daß die griechischen Marmorsäulen, und ihr enges Zusammenstehn, im Vergleich mit den chinesischen, nothwendiger Weise schwerfällig

aussehen müssen. Der chinesische Begriff von Schönheiten der Baukunst muß von dem griechischen abweichen, und man kann die Grundsätze und Baumaterialien des Chinesers, unmöglich nach griechischen Schönheitsregeln beurtheilen. Künftige Werke des Genies müssen bestimmen, wie weit alle obbenannte Vorbilder von Gebäuden sich vervollkommnen lassen.

Die länglichten gewölbten Hütten der Einwohner der Osterinsel im Südmeer, werden sich in jenem Lande schwerlich vervollkommnen, weil es ihm fast gänzlich an Bauholz fehlt. Thätige Menschen, wie vordem hier gelebt zu haben scheinen, möchten sie freylich in Stein nachahmen. Was kann aber jemals aus diesen Hütten werden, als länglichte ribbenartige Bogen, die sich gegen einander wölben? Hingegen wird der Geschmack, den einfachen Wigwam, unter dem Einfluß günstiger Umstände, mit allem Prunk der Blumenkönigin schmücken. Rosen und Weinlaub, Geißblatt und Kürbis schlingen sich in einander, und bilden eine kühle schattige Laube, gleich der, welche Miltons glühende Phantasie, unsern ersten Eltern in Eden erbaute.

Die Höle und Grotte, von der Natur zur sichern Zuflucht und Wohnung des Menschen gebildet, hat an sich selbst viele Vorzüge; hauptsächlich jene Festigkeit und Dauerhaftigkeit, welche die Kunst nie im Stande gewesen ist zu erreichen: denn ihre undurchdringliche Mauer, ihre Aussenseite, bildet der Berg.

Ist sie luftig, geräumig und hoch von innen, liegt sie auf einer Anhöhe, genießt sie einer weiten Aussicht und einer Quelle, am Ufer eines Stroms, oder in den Felsen an Küsten des Meeres, wer sollte unter einem freyen Himmel nicht nach ihr verlangen? Wer wünscht sich in kalten holzlosen Gegenden dieses Obdach nicht, dem Wind und Wetter nichts anhaben können? Wir wenden uns zu ihren geheimen Klüften.

Dergleichen findet man nicht überall; sondern bloß in gebirgigten Ländern, wo, wie uns schweizerische Philosophen mit vieler Selbstgefälligkeit versichern, natürliche Anlagen sich früher zum Geschmack ausbilden, wo man bey jedem Schritte Materialien findet, um künstliche Berge und Hölen daraus zu errichten. Gewalt und überlegene Stärke setzten sich bald im Besitz solcher, die am wöhnlichsten und sichersten sind. Die übriggebliebenen Gebeine der größten und grausamsten wilden Thiere, des Elephanten, Nasehorns, Löwen, Tigers, Bären und Wolfes, dieser ehemaligen Herren der Wildniß, finden sich noch in vielen derselben, und beweisen ihren ausschließlichen Besitz. Ist es denn ein Wunder, daß der stärkste, grausamste und verschlagenste aller Herren der Schöpfung, von den grauesten Zeiten her, diesen nemlichen Besitz sich erwarb und erhielt?

Damals war eine gute Höle ein treflicher Pallast, und ist es unter gewissen Umständen noch. Wurden diese großen Männer, oder unrechtmäßigen Oberherren, in der Folge Gegenstände abergläubischer Anbetung, oder erfanden sie etwa selbst irgend eine Lehre für den Aberglauben, so wird es uns leicht, die fast durchgängige Sage zu erklären, welche Felsen und Hölen zu geheiligten Niederlassungen und Wohnsitzen der Götter macht; deren Gestalt und Dunkelheit man, in den ältesten Gotteshäusern von jeher nachzuahmen suchte. Ihre äußerliche Bildung und Anblick ist der emporstrebende Fels, der aufgethürmte Hügel, der unermeßlich ausgebreitete Berg. Wie mannichfaltig! wie erhaben! Ihre inneren Verhältnisse, ihre Brüche, ihre Massen, wie unendlich vielfacher, höher und majestätischer, als irgend etwas dessen sich der armselige Wigwam, und seine geistvollesten Nachbildungen theilhaftig machen

oder rühmen können; die, mit jenen verglichen, in Nichts herabsinken. Ihre wunderbare Verschiedenheit, ihre Gestalt, ihre Bildung, die Verbindung der Theile, und natürlichen Zierrathen, rührten theils von den verschiedenen Ursachen und Umständen her, aus welchen sie entstanden, theils von der Beschaffenheit des Gebirges, wo man sie findet. Der Granit, aus welchem die höchste Masse alter Gebirge besteht, nimmt gar sonderbare Gestalten an, und zeigt eine Vermischung von Steinarten, die man in andern Felsmassen entweder nicht antrift, oder doch minder unterscheidet. Glimmer oder goldfärbige Körner, Chrystall, und eine mehr oder weniger harte Grundlage, die sie umgiebt und einschließt. Man findet ihn deutlich geschichtet, in unförmlichen unendlich ausgedehnten Lagen, mannichfacher Senkung, festen Inhalts, von jeder möglichen Höhe und Breite.

Die größten ägyptischen Obelisken sind daraus gehauen. Brechen und spalten sich Berge, durch unwiderstehlichen Stoß einer Erderschütterung, die Allgewalt eines Wassergusses, den fressenden Strom eines Flußes, oder untergräbt und verzehrt sie, die langsamere Wirkung von Frost und Wetter, so zeigt ihr fürchterlicher Einsturz und Abgrund, Granitblöcke und Schichten in roher ungeheurer Unermeßlichkeit; so kühn über einander gehäuft, als wollten sie in der Tiefe Hütten und Hölen erbauen. Eben so nackend und bloß zeigen sie sich, auf den ausgewitterten Gipfeln und Vorgebirgen hoher Berge.

Die Ritzen und Spalten ihrer Masse, laufen in verschiedener Richtung, je nachdem eine Gewalt auf sie wirkte. In einigen Fällen halten sie sich untereinander ein wunderbares Gegen- und Gleichgewicht.

In kalkartigen, mehrentheils schichtigen Gebirgen, sind Hölen mannichfacher und häufiger. Sie entstehen zufällig, wenn gebirgigte Massen sich losmachen und herunterrollen, oder wenn metallische und andre Gänge sich absondern. Ausgebreitetere und sonderbarere Hölungen verursachen augenscheinlich die Erdbeben, oder die Auflösung eines Theils der felsigten Masse, oder des schichtenweise liegenden Steinsalzes, das sie umgab und bedeckte. Von dieser Art, sagt man mir, sind, unter vielen andern, die Hölen in der Nachbarschaft von Chudleigh und Plymouth, in Devonshire, und die mit Recht berühmten Hölen bey Castleton und Burton, in Derbyshire. In dieser letzten erblicken wir das unläugbare Vorbild der hohen ründlich zulaufenden Kuppel, und des Bogengewölbes, deren Begriff die Hütte der Griechen nicht hergeben konnte. Sie sind vollkommen regelmäßig und keilförmig. Bey Fackellicht schienen sie ründlich zulaufende parabolische Kuppeln, oder wenn man ein niedriges Gleichniß haben will, ungeheure Glocken von innen gesehn. Die Hölen in kalkartigen oder neuerdings entstandenen Gebirgen, enthalten in ihren Wänden, außer ihren eigenthümlichen Bestandtheilen und Schichten, versteinerte Seethiere oder andre Körper, die man im Granit oder andern festen Steinmassen nicht findet; eine wundernswürdige Verschiedenheit glänzender Spat-Chrystalle; und besonders Ueberzüge schneeweißen Spats oder Tropfsteins, die wie wellenartige Tapeten an den Wänden haften, oder wie Eiszapfen in der Gestalt von Säulen und Pfeilern den Boden herunter hängen. Diese glänzen und schimmern so schön in der Grotte von Antiparos. Ich übergehe die Hölen von Schiefer und lockeren Sandstein, um mich einen Augenblick länger bey denen aufzuhalten, die durch Ausbrüche unterirrdischen Feuers, und

vorzüglich durch das Zusammenziehn der Lava entstehen, die sich abkühlt. Ihre Gestalt und Bildung ist von den vorigen ganz und gar verschieden. Sie werden den Luftlöchern und Blasen ähnlich seyn, die man in andern Schlacken findet. Einige derselben, die man in Island antrift, fassen zahlreiche Heerden. Sie verbreiten sich hundert Faden tief, in verschiedenen Gängen unter die Erde; und dienten vormahls den ungeschlachten Helden und Kriegern, die noch in der Sage und den Liedern dieses Ländleins so hoch gepriesen werden, zur starken Feste und Aufenthalt. Die unter Fingals Namen hochberühmte prächtige Grotte ist ein großer Gang säulenartiger Basalte, auf der Insel Staffa, taugte aber wahrscheinlich nie bewohnt zu werden; noch weniger gab sie, wie einige Gelehrte wollen, das Vorbild der Säule her. Daß Hölen in lockerem Kalk, Sandstein, und dem Lager hartgewordener vulcanischer Asche oder Tufa, hoher Vervollkommnung fähig sind; daß sie auch bewohnt und vervollkommnet wurden, muß, denk' ich, jedem in die Augen fallen, der die Denkmale und Alterthümer jedes Welttheils ansieht, oder sich darum bekümmert; vorzüglich die unermeßlichen Gewölbe der Insel Salsette an der Küste von Malabar, und viele andere. Die leichte Mühe, dieses Schritt vor Schritt mit historischen Beweisen zu belegen, muß ich andern überlassen. Nur bitte ich meine Leser folgendes zu bedenken. Reichten die erweiterten und verbesserten natürlichen Hölen, in Felsen und Bergen, für die vermehrte Anzahl der Menschen und Familien nicht mehr hin, so mußte ihre Verbesserung und Erweiterung, natürlicher Weise, zu Nachahmungen ihrer Gestalt Anlaß geben. So bildete man künstlich ausgehölte Felsen, künstliche Grotten, Hölen und Katakomben, indem man einzelne bewegliche natürliche Steine zusammentrug. So verfertigte man endlich Ziegel, oder andre künstliche

Nachahmungen natürlicher Steine: und auf diese Weise entstanden Mauern, Hütten und Häuser von Stein, Thon oder Ziegeln, die jener Gestalt nahe kamen.

Aus dem bisher gesagten kann und muß man eine natürliche Schlußfolge ziehn. Die verschiedenen, mehr oder weniger vervollkommneten, Arten steinerner Gebäude, der ägyptischen, hindostanischen, mohrischen und gothischen Baukunst, sind nicht einander nachgeahmt, sondern wirklich und wesentlich einerley; sind eigenthümliche Geisteswerke verschiedener Länder; nothwendige Wirkungen gleicher Nothwendigkeit und Baumaterialien; ältere und jüngere Brüder und Schwestern eines Hauses; in den ägyptischen, hindostanischen, und andern künstlichen Grotten und Hölen, erzeugt, erzogen, und zu mehrerer oder minderer Erhabenheit, Zierlichkeit und Vollkommenheit ausgebildet. Die Pyramide, der Obelisk, der emporstrebende Thurm und Minaret, sind offenbare, kühne, staunenswürdige Nachahmungen der mahlerischen Gestalten emporstrebender aufgethürmter Felsen, woran sich die Nachahmer demüthiger Hütten niemals wagten. Der ägytische Tempel, mit plattem Dach, auf hundert Pfeiler gestützt; die ostindische Pagode und Choultry, sind eben so offenbare Nachbildungen der zahlreichen Hölen, kühlen Grotten und Gewölbe, an den felsigten Ufern des Nils in Ober-Aegypten, und in der Insel Elephante und Salsett, in der Nachbarschaft von Bombay. Beyden sind Finsterniß und Dunkelheit gemein und willkommen; denn die Phantasie arbeitet am liebsten, verhüllt in nächtlichem Schleyer. Die Grotte und heiligen Hölen der Granitberge gaben den Aegyptern, und ältesten Hindu's, ihre gewölbten Bogen, und ihre emporstrebende Kuppel nicht an. Sie sind die natürliche Gestalt anderer Hölen, und der eigenthümliche Stolz, Stärke und Glorie neuerer mohrischer und go-

thischer Tempel. Sollten einzelne oder zusammenstehende Pfeiler, die manche künstliche Hôle stützen oder tragen, schwerfällig scheinen, so muß man bedenken, daß sie ursprünglich Stützen eines Berges waren, und im Gebrauch bleiben mußten, bis Erfahrung zierlichere gefälligere Verhältnisse an die Hand gab; bis der emporstrebende Geist lustige erhabene Hölen entdeckte, und sich erkühnte, die Leichtigkeit und jede phantasienreiche Gestalt und Anmuth der gothischen Baukunst aufzustellen.

VI.

Soll die Mode auch über die Sprache herrschen?

In der gebildeten Sprache soll eigentlich gar keine Mode statt finden; denn sie soll ja das Bleibende und Dauernde seyn, was Jahrhunderte hindurch seinen Werth behält, und eigentlich nie veralten oder verwelken kann. —

Daher scheint auch das Gleichniß nicht recht anwendbar zu seyn, dessen sich Herr Adelung in Ansehung des Kanzleystyls bedient: daß derselbe immer nach und nach gleichsam mit langsamen Schritten der jedesmaligen neuesten Sprachbildung folgen müsse, und zwar wegen der Würde und des Ernstes, welche diese Schreibart erfordert:

„eben so wie bey feyerlichen öffentlichen Gelegenheiten die „Würde und der Ernst, selbst in der Tracht und in den „Sitten der flatterhaften Mode den Zutritt verbieten."

In der Sprache soll aber auf keine Weise eine flatterhafte Mode sondern durchgängig Ernst und Würde herrschen. Wenn also die Schreibart in öffentlichen Geschäften tadelnswerth ist, so kann dieß ohne Anstand sogleich verbessert werden. Denn das Richtige was statt des Fehlerhaften gesetzt wird, ist keine flatterhafte Mode mehr, sondern soll immer bleiben. —

Und nach welchem Maaßstabe sollte denn auch der Zeitpunkt bestimmt werden, wo eine wirklich verbessernde Sprachneuerung, die in der Umgangs und Büchersprache aufgenommen ist, nun auch in die Geschäftssprache eingeführt werden könnte, welche so lange damit verschont bleiben mußte, damit sie den Neuerungen in der Sprache nur mit langsamen Schritten folge?

Ernst und Würde des Ausdrucks besteht ja vorzüglich in seiner Richtigkeit und Angemessenheit. Alles Ueberflüßige, Steife und Pedantische in der Geschäftssprache, kann daher auf keine Weise für Ernst und Würde gelten, die man durch zu schnelle Neuerung nicht verletzen dürfte.

Vielmehr ist hier gerade der Ort, wo mit der zweckmäßigen Sprachbildung am frühesten der Anfang gemacht werden muß, weil das Wort gerade hier, in das wirkliche Handeln übergehet, und zu einer leichtern und bequemern Uebersicht der Geschäfte selbst, so vieles auf dem Ausdruck beruht.

Moritz.

VII.

Kleiner Beytrag zur englischen Buchhändler-Geschichte.

Die englischen Journale und Zeitungen, erwähnen öfters und mit Beyfall, eines Buchs das den Titel führt: Denkwürdigkeiten aus den ersten fünf und vierzig Lebensjahren Jacob Lackingtons, Buchhändlers in der Chiswellstraße, bey Moorfields, in London. Dieser Mann ward zu Wellington, in der Grafschaft Sommerset, am 31ten August 1746, als der Sohn eines armen Schuhmachers geboren. Sein Vater war ein liederlicher Arbeiter, zu arm und zu sorglos seinen Sohn zur Schule anzuhalten, der von ihm nichts als die Handgriffe seines Handwerks lernte, und bald zu geschickteren Meistern in die Lehre ging. Der Zufall wollte, daß er seine ersten Begriffe von Methodisten erhielt, deren Schwärmereyen ein solches Naturkind nie ganz begreifen, und glücklicher Weise also auch nicht lange beybehalten konnte. Religionsliebe trieb ihn an, lesen zu lernen, ein günstiger Zufall führte Epictets Sittenbüchlein in seine Hände, als er nach Andachtsbüchern suchte, und der verständlichere Schriftsteller wirkte auf die unverdorbene Einfalt, welcher das geheimnißvolle Geschwätz mystischer

Gaukelspieler nicht einmal zu Gedanken, viel weniger zu Grundsätzen Anlaß gab. Frömmigkeit zarter Seelen ist eine Art geistiger Liebe, die den Himmel bevölkert. Ungebildete Jugend, die nach Frömmigkeit trachtet, wird gewöhnlich das Spiel gröberer Sinne, und vermehrt die Erde. Lackington betete erst mit einem armen Mädchen in seiner Nachbarschaft, und heyrathete sie hernach. Ihr beiderseitiges Vermögen bey dem Eintritt in die Ehe bestand aus einem Dreyer. Arbeit hätte sie erhalten können, wer blos von Hafergrütze und Erdäpfeln lebt hat wenig Ausgaben, aber Arbeit war an dem Ort wo sie wohnten nicht häufig zu finden, und das Weib ward krank. So ging der Mann nach London, besseres Auskommen zu suchen, fand es, ließ seine Frau nachkommen, und hatte endlich genügenden geringen Erwerb. Aber die Lust zu lesen war in ihn und seine Frau gefahren, und manche kümmerliche Ersparniß ging für alte wohlfeile Bücher weg, die an den Straßenecken zum Verkauf angeboten werden, und worunter sich zuweilen ein einzelner Theil oder das kleine Ganze eines guten Werkes befindet. Unschuld und Unwissenheit sind das natürliche Publikum der Dichter. Sie gewinnen den Verstand durch das Herz, und es ist leichter über ihre Triumphe zu lächeln, als ihre Eroberungen nachzumachen. Der arme Schuster war am Weihnachtsabend 1773 ausgegangen, um seiner kränklichen Frau und sich für den hohen Festtag einen Braten zu kaufen, der das ganze übrige Jahr nicht auf ihrem Heerd kam. Er hatte die unermeßliche Summe eines kleinen Thalers dazu bestimmt, aber der Genius der Wissenschaften, der umher geht wie ein trügerisches Meerfräulein, und suchet welchen er umarme, lockte ihn in den Hinterhalt eines Büchertrödlers, ein wohlfeiles Buch als Nebengericht aufzustöbern. Da fielen Youngs Nachtgedanken

danken in seine Augen, und stahlen sich durch seine Augen in sein Herz, und sprengten durch sein Herz den kleinen Thaler aus seiner Tasche, und rüsteten seine Zunge mit Beredsamkeit die Einwendungen seiner Frau zu widerlegen. Hätte ich einen Braten gekauft, sprach er zu ihr, so wär' er Morgen verzehrt, und der Genuß zu Ende. Mit Youngs Nachtgedanken können wir uns noch nach funfzig Jahren bewirthen. Dies war der Tag der Wunder. Die Frau schwieg, aber klar ward ihrer ausgehungerten Erfahrung der Satz, den die Kunstsprache Deutscher Gelehrten den Camopischen nennt, daß die Dichtkunst ihre Freunde schlecht ernähre. Um Johannis 1774 ward dem Schuster ein kleiner Laden in einem dunkeln Nebengäßchen angetragen, den er miethete, und wo es ihm einfiel, nebenher Bücher zu verkaufen, die er wenigstens umsonst lesen würde, wenn er sonst keinen Gewinn davon hätte. Aber er hatte Gewinn davon, weil viele Menschen lieber vom Trödler kaufen als vom Buchhändler, und jenem mehr bezahlen, indem sie ohne Untersuchung voraussetzen, er müsse natürlicher Weise wohlfeilere Preise machen. So sah er sich bald bewogen, sein altes Handwerk seinem neuen Handel aufzuopfern, seinen geringen Ladenvorrath gegen Bücher umzusetzen, und aus einem Kram, der anfangs kaum fünf Pfund werth gewesen war, ward nach und nach ein Magazin. Seine immer kränkelnde Frau starb grade zu rechter Zeit, ihn eine besser erzogene, mehr gebildete, leselustigere finden zu lassen. Er begab sich aus seinem Winkelladen in eine Gasse, wenn gleich freylich in keine glänzende, noch in einem reichen Theil der Stadt, und las, und kaufte und verkaufte täglich mehr und verständiger. Ein Grundsatz war ihm früh einleuchtend geworden, er blieb ihm beständig treu, und dieser eine Grundsatz machte sein Glück. Er über-

zeugte sich nemlich, daß ein Kaufmann sich mit geringem Vortheil begnügen müsse, wenn er auf häufigen Vortheil rechnen wolle. Eigne Erfahrung hatte ihm wohlfeile Bücher lieb gemacht, er nahm sich vor der wohlfeilste Buchhändler in London zu seyn. Als er seine Rechnung dabey fand, kam er, um keinen Mangel an Vorrath zu haben, zu dem etwas schwereren Entschluß, Bücher, die zu verkaufen waren, so hoch zu bezahlen als mit jener Absicht nur immer bestehn konnte. Und auch dabey fand er sichern Gewinn. Beydes aber ward nur dadurch möglich, daß er weder Credit nahm noch gab. Er bezahlt immer baar, und hat nach zwanzigjähriger Arbeit eine baare Einnahme von viertausend Pfund: verkauft über hunderttausend Bücher jährlich, und besitzt ein volles Waarenlager, das sich täglich verändert. Da seine beyden Ehen kinderlos blieben, so konnte er sich und seiner Frau einen Landsitz kaufen, eine Equipage halten, England und Schottland bereisen, und armen Verwandten Gutes thun.

So viel merkwürdiges erzählt er, in sechs und vierzig Briefen an einen Freund, die 486 Octavseiten einnehmen, und mit häufigen passenden Anführungen dichterischer Stellen durchwebt sind. Sie würden ganz überflüßig seyn, wenn sie keinen Beweiß abgäben, wie sehr er alles auf sich anwendet was er liest. Das ist das einzige Mittel vom Lesen Vortheil zu ziehn, und niemand darf sich schämen, diesen Schusterleisten zu dem seinigen zu machen.

M.

VIII.

Ueber die dramatische Behandlungsart der Geschichte.

(Aus den Verhandlungen der Königlichen Gesellschaft zu Edinburg übersetzt. *)

Bey der Vergleichung der alten Geschichtschreiber mit den neuern stößt man auf einen merkwürdigen Umstand, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Die Behandlungsart der alten Geschichtschreiber ist dramatisch, die der Neuern erzählend. Die Alten stellen uns ihre großen Männer dar, wie sie lange Reden halten, die nach Erforderniß der Umstände mit aller Anmuth und mit aller Kraft der Beredsamkeit

*) So sehr unsre eigentliche Absicht auf Originalaufsätze geht: so glauben wir doch ohne Vorwurf von dieser Regel abzugehn, wenn entweder die Uebersetzung selbst, eben so gut als das Original, ein eignes Kunstwerk ist, oder wenn der besondre Inhalt uns dazu veranlaßt. Die folgende Abhandlung, die wir hier in einer Deutschen Uebersetzung liefern, schien uns von einem Inhalt zu seyn, der auch von unsern vaterländischen Geschichtschreibern auf das reiflichste überlegt zu werden verdiente. d. H.

ausgeschmückt sind. So verfahren die Neuern sehr selten. Wenn es nöthig ist, Nachricht von dem zu geben, was irgend ein großer Redner über einen wichtigen Gegenstand geredet hat, so sagen sie uns bloß, daß er von diesen oder jenen Gründen Gebrauch machte, aber sie wagen den kühnern Flug nicht, uns den Redner selbst in Person darzustellen und ihn eine lange Rede halten zu lassen, weil sie sich streng an die erzählende Form binden. Hiervon sind nur die Uebersetzungen älterer Geschichtschreiber ausgenommen, die offenbar nach den Mustern der Alten geschrieben sind, als z. B. Buchanan und Guicciardini.

Es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß die aller ältesten Geschichtschreiber zur Annahme dieser ihrer eigenthümlichen Manier nicht durch kritische Gründe bewogen wurden. Sie nahmen sie an, ohne über ihre Vortheile zu räsonniren. Sie konnten zwischen ihr und irgend einer andern historischen Form noch keine Vergleichung anstellen, denn sie kannten keine andre. Durch ihre besondere Lagen und Umstände wurden sie zu deren Annahme und fortgesetzten Gebrauch bewogen. Einige Bemerkungen mögen dieß beweisen.

Die allerersten Geschichtschreiber waren bloße Erzähler von Thatsachen, ohne sich ängstlich weder um Aufsuchung der Ursachen noch um Entwicklung der Folgen zu bekümmern. Waren sie begierig, ihre Leser oder Zuhörer, (denn die älteren Geschichten wurden oft vor zahlreichen Zuhörern erzählt,) zu unterrichten, so waren sie auch nicht minder begierig, sie zu unterhalten und zu ergötzen. Sie sahn sich also gezwungen, bey ihrer historischen Darstellung die Unterredung nachzuahmen. Ihre Geschichte war in der That weiter nichts, als aufgeschriebne mündliche Ueberlieferung und Erzählung. Aber in der

Unterredung bekommt der Erzähler einer wichtigen Begebenheit Feuer und Leben, und wenn er, wie die alten Griechen, Empfindung besitzt, so wird das seiner Erzählung mitgetheilte Feuer und Leben mit der Lebhaftigkeit seiner eignen Empfindungen im Verhältniß stehn. Solche lebhafte Gefühle aber reißen die Erzähler der Handlungen andrer zu dramatischer Darstellung hin, das heißt: sie wollen uns dieselben Worte und Wendungen der Person, die sie uns beschreiben, mittheilen, und nicht allein dieß, sondern sie wollen sie so überliefern, als wäre die handelnde Person jetzt selbst der Sprecher. Diese lebhafte Art der historischen Erzählung ist von den alleråltesten Geschichtschreibern befolgt. Sie nahmen sie anfangs an, weil sie ihre Erzählungen gleichsam in Unterredungen mittheilten, und behielten sie hernach bey, weil sie lebhaft und anziehend ist. Da bey Unterredungen die in den Mund gelegten Reden solcher Personen, deren Handlungen erzählt wurden, nur kurz waren, so waren diese gleichfalls kurz in der frühesten und vielleicht angenehmsten Form der Geschichtserzählung. Hiervon liefern uns die heiligen Geschichtschreiber und Herodot Beyspiele und Beweise. Erst in der Folge, nachdem historische Kompositionen mehr in Gebrauch kamen, liefern die Geschichtschreiber lange und ausgearbeitete Reden. Demnach könnte die frühere Art die Gesprächsform (colloquial) genannt werden, um sie von der bald folgenden gleichfalls zur dramatischen Geschichtserzählung gehörigen Art, die man die rednerische (oratorial) nennen könnte, zu unterscheiden. Vielleicht lag zwischen beyden noch eine andre Art in der Mitte. Dichter entstanden eher als Geschichtschreiber; sie bedienten sich bey der Darstellung menschlicher Handlungen aus den oben angeführten Gründen der dramatischen und Ge-

sprächsform. Von der Art sind Homers Gedichte. Daher wurde die Vorliebe der ältern Geschichtschreiber für die dramatische Form durch das Beyspiel ihrer Vorgänger, der Dichter, gerechtfertigt, und sie wurden zu deren Annahme gleichsam gezwungen. Durch Nachahmung der Unterredung entstand in der Folge Nachahmung der öffentlichen Reden, und die Manier der Geschichtschreiber wurde rednerisch. Diese Veränderung war jedoch keine bloße Ausdehnung der ersten Form; sie wurde durch andre Ursachen herbeygeführt. Die ältesten Geschichtschreiber waren Eingeborne unabhängiger Freystaaten, oder erzählten die Begebenheiten und Umwälzungen derselben. In diesen fanden öffentliche Reden häufig statt; und waren oft die Ursachen wichtiger Vorfälle. Der Krieg zwischen Athen und König Philipp von Macedonien, erregt durch die Macht der Beredsamkeit des Demosthenes; Catilina's Flucht aus Rom, bewirkt durch Cicero's Beredsamkeit, sind hiervon berühmte Beyspiele. Aber nicht allein die Reden, in gesetzgebenden oder berathschlagenden Versammlungen, im Senat oder auf dem Forum gehalten, brachten große Wirkungen hervor; nein! auch andre, z. B. Leichenreden, und bey andern Gelegenheiten gehaltne Anreden, hatten nicht minder wichtige Folgen. Mithin mußten die ältern Geschichtschreiber von solchen Reden Nachricht geben; und da sie das Beyspiel der Dichter und der alleraltesten Geschichtschreiber vor sich hatten, so wählten sie dieselbe Form. Außerdem wurden sie noch von andern Gründen dazu bestimmt. Bey zunehmender Ausbildung wurde auch die Kunst öffentlich zu reden auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Durch rednerische Talente war Ehre, Ruhm und Einfluß zu erwerben, und also war das Studium der Redekunst allgemein. Ist es nun wol zu verwundern, daß

die Geschichtschreiber alle die Vortheile, die ihnen ihr Gegenstand darbot, benutzten, um ihre Geschicklichkeit durch eine solche Behandlungsart der Geschichte zu zeigen, die damals so sehr geschätzt wurde? Man hat die Symptome dieser Leidenschaft für rednerische Darstellung, die in Griechenland und Rom so herrschend war, auch bey einigen ihrer Dichter entdeckt. Dieß war unstreitig der erste Ursprung, und dieß waren die verschiednen Arten der dramatischen oder rednerischen Geschichte.

Es fällt in die Augen, daß die von Thucydides, Livius und andern alten Geschichtschreibern angenommene Methode, in Rücksicht des Vergnügens große Vorzüge hat. Sie ist lebhafter und bringt uns mitten auf den Schauplatz der Handlung. Wir sind selbst Zeugen der Handlungen und Vorfälle. Wir sind gegenwärtig im Senat, auf dem Forum, auf dem Schlachtfeld. Ueber diese Wirkung dürfen wir uns auch nicht wundern. Denn Geschichtschreiber, die die dramatische Form wählen, haben Gelegenheit ihrer Darstellung, Mannichfaltigkeit, theils durch den Schmuck der Beredsamkeit, theils durch hinreissende Kraft des rednerischen Ausdrucks zu geben. Einige Reden des Livius sind eben so lebhaft und darstellend, als die öffentlichen Reden des Cicero. Die Vortheile der rednerischen Form, in Rücksicht der Lebhaftigkeit und des Vergnügens, zeigen sich alsdann vorzüglich, wenn der Geschichtschreiber bey Erzählung einer wichtigen Begebenheit Gelegenheit hat, den Zustand der Parteyen, und die besondern Absichten ihrer Häupter, die bey bürgerlichen Zwistigkeiten ein entgegengesetztes Interesse haben, auseinander zu setzen. Solche genau auseinander gesetzte Erzählungen sind in der neuern Geschichte oft sehr uninteressant und ekelhaft. Sie sind vielleicht an sich sehr

wichtig, und mögen den Erzähler wol viel mühsame Untersuchung gekostet haben, aber der Leser hat dabey lange Weile und zählt die Seiten. Wie viel interessanter ist's dagegen nicht, wenn wir durch eine schöne, mit allen Grazien des rednerischen Ausdrucks geschmückte Rede unmittelbar selbst von der Sache unterrichtet werden? Thucydides will seine Leser benachrichtigen, daß der Staat von Athen von seinen Nachbarn der Räuberey angeklagt wurde; er will ihnen das verschiedne Interesse, die verschiedne Lage und Absichten der übrigen griechischen Freystaaten, die gleich anfangs an dem peloponnesischen Kriege Theil nahmen, vor Augen legen. Dieß thut er auf die angenehmste Weise in den Reden, die er den Gesandten oder andern hohen Staatsbedienten der Spartaner, Korinthier und Athener in den Mund legt. Wie deutlich und geistvoll setzt nicht Livius in den Reden des Appius und Canulejus die verschiednen Rechte, Gewalt und Ansprüche der römischen Patricier und Plebejer auseinander? Hierzu kommt noch, daß die dramatische Form eine interessante Entwickelung und Darstellung der Charaktere gewährt. Wen ergötzt nicht der Charakter des Spartaners in folgender dem Sthenelaidas in den Mund gelegten Rede mehr, als wenn alles geradezu und so gar umständlicher erzählt wäre? Die korinthischen Gesandten hatten zu Lacedämon vorgestellt, daß die Uebermacht Athens, die Dazwischenkunft und Hülfe der Spartaner nöthig mache. Die eben gegenwärtigen Bothschafter von Athen antworteten darauf in einer langen Rede. Sie suchten dadurch die Spartaner zu hindern, sogleich feindselige Maaßregeln zu ergreifen, und erhoben zugleich die großen Thaten der Athener, ihre Macht und die wesentlichen Dienste, die sie Griechenland geleistet hätten. Hierauf antwortet ihnen Sthenelaidas folgendes:

„Warlich, ich verstehe die lange Rede der Athener nicht.
„Sie halten sich nur bey ihrem eignen Lobe auf, aber sagen
„kein einziges Wort von allem dem Unrecht, das sie unsern
„Bundsgenossen und dem Peloponnes zugefügt haben. Haben
„sie vormals gegen die Meder brav gehandelt, so handeln sie
„jedoch jetzt schlecht, und verdienen eine desto schärfere Strafe
„dafür, daß sie sich jetzt schlechte Handlungen erlauben, da
„sie doch, was recht ist, erkannt und ausgeübt haben. Aber
„unser Benehmen ist sich zu allen Zeiten gleich geblieben, und
„wir werden, wenn wir jetzt recht handeln wollen, weder
„das unseren Freunden zugefügte Unrecht dulden, noch unsre
„Hülfe aufschieben, denn ihre Bedrängnisse leiden keinen Auf-
„schub und Verzug. Andre Staaten mögen Geld, Schiffe
„und Pferde haben, wir haben dagegen gute Freunde, die
„wir an die Athener nicht verrathen dürfen. Auch sind hier
„keine Untersuchungen oder Wortzänkereyen nöthig. Unsre
„Freunde und Wir sind nicht bloß durch Worte beleidigt. So-
„gleich und mit aller unsrer Macht müssen wir ihnen zu Hülfe
„eilen. Niemand soll uns vorwerfen, daß wir die Zeit mit
„Berathschlagen und Untersuchen hinbringen, wenn Unrecht
„gut zu machen ist. Dieß ist das Geschäft derer, welche dar-
„auf ausgehn, Unrecht zu thun. Wohlan also Spartaner,
„laßt uns stets der Würde von Sparta gemäß handeln. Laßt
„uns Krieg beschließen, laßt uns nicht zugeben, daß die Athe-
„ner zu mächtig, und nicht leiden, daß unsre Bundsgenossen
„unterdrückt werden, sondern laßt uns, auf die Gunst des
„Himmels vertrauend, die Waffen gegen die Schuldigen er-
„greifen.“ —

Da nun also die dramatische Form der Geschichte so viele
Vortheile gewährt, indem sie die Erzählung belebt, und dem

Geschichtschreiber erlaubt, die Grazien der Beredsamkeit zu erborgen; indem sie den sonst uninteressanten Detail Geist und Leben giebt, und eine anziehende Entwicklung der Charaktere gestattet, warum sollten sie denn die neuern Geschichtschreiber aufgeben? Trauen sie sich selbst weniger Einbildungskraft, weniger Empfindung und Macht der Beredsamkeit zu, als Sallust oder Tacitus? — Doch man hat Gegengründe angeführt, die untersucht zu werden verdienen.

„Wahrheit, sagt man, ist die Grundlage der Geschichte. „Der Geschichtschreiber muß eine treue Erzählung von Thatsachen liefern, sonst ist er kein Geschichtschreiber; er ist ein „Novellen- und Mährchenerzähler, ein Romanschreiber und „zwar von der schlechtesten Gattung; denn er will uns etwas „als wirkliche Wahrheit aufbürden, dem es sogar an Wahrscheinlichkeit fehlt. Da es nun aber nicht wahrscheinlich ist, „daß die von den alten Geschichtschreibern den großen Männern in den Mund gelegten Reden auf eben die Art sollten „gehalten worden seyn, wie sie uns von ihnen überliefert werden, so machen sie sich einer Abweichung von der Wahrheit „schuldig, und ziehn sich Tadel zu. Obgleich Cato und Cäsar „solche Reden hätten halten können, als Sallust ihnen zuschreibt, so ist es doch ganz unwahrscheinlich, daß Galgacus „und Coriolanus die langen Reden sollten gehalten haben, die „ihnen Tacitus und Dionysius in den Mund legen. Die Römer und Kaledonier waren zu den Zeiten dieser Männer noch „sehr ungebildet und roh. Diese Art der Geschichtserzählung „scheint unter den geschwätzigen Griechen entstanden, und von „den nachahmungssüchtigen Römern hernach befolgt zu seyn. „Allein sie ist, wie schon gesagt, eine offenbare Verletzung „der Wahrheit; und wenn ein Geschichtschreiber in irgend

„einem auch noch so unbedeutenden Fall seine Wahrheitsliebe „verleugnet, wie kann man sich bey andern Gelegenheiten auf „ihn verlassen? Er schwächt seine eigne Glaubwürdigkeit, und „sein Zeugniß wird verdächtig. Wenn man die Sache aus die- „sem Gesichtspunkt ansieht, so macht den neuern Geschicht- „schreibern ihre Selbstverleugnung Ehre. Ehe sie die Wahr- „heit beleidigen, und die Kraft ihres Zeugnisses bey einer so „wichtigen Sache, als die Kenntniß vergangner Begebenheiten „ist, schwächen wollen, entbehren sie lieber allen Schmuck „und alle Blumen, die sie von der Beredsamkeit erborgen könn- „ten, und verachten, mit männlichem Bewußtseyn der Würde „ihres großen Geschäfts, den Ruhm rednerischer Talente."

Dieser Grund scheint von großem Gewicht zu seyn. Ich werde also zuvörderst untersuchen, in wie fern die dramatische Form von der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit abweichend genannt werden dürfe; zweytens, dieß auch zugegeben, ob man nicht von der Strenge dieser Regel in Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit so wohl bey ältern als neuern Geschichtschreibern nachgelassen hat, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu zernichten, oder auch nur zu schwächen.

Erstlich: In wie fern kann die dramatische Form historischer Darstellung als eine Abweichung von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit angesehn werden? Gab es denn in Griechenland und Rom keine öffentliche Redner? Gab es bey den Berathschlagungen der Athener und Römer über die wichtigsten Staatsangelegenheiten keine öffentlichen Wortführer? Wurden etwa keine Leichenreden gehalten? War es nicht die Gewohnheit der Feldherrn kurz vor Anfang der Schlacht, ihr Heer um sich zu versammeln, und feurige Reden zu halten, die den Muth ihrer Krieger erhoben und befeuerten? Hielten nicht Gesandte

und Bothschafter ausgearbeitete Reden? Als die Jonier von den Griechen Beystand gegen die Perser suchten, erzählt uns da nicht Herodot, daß Pithermus, ihr Abgeordneter in dieser Angelegenheit, sich in Purpur gekleidet und an das Volk in Lacedämon eine zierliche Rede gehalten habe? Die Abgesandten hießen ursprünglich bey den Römern Redner. Virgil nennt sie so, der, so viel ich weiß, nie bey seinen Schilderungen der Sitten von der Wahrheit der Natur abweicht. Er läßt den Jlioneus, der wahrscheinlich der beste Redner unter den Trojanern war, so wohl zu Karthago als vor dem König Latinus mit der größten Beredsamkeit reden. Können wir nun wol annehmen, daß solche häufig und bey so vielen Gelegenheiten gehaltne Reden, nicht mächtigen Einfluß auf das große Interesse der Freystaaten gehabt haben sollten? Dieß sind Thatsachen, die nicht geleugnet werden können, und ist dieß, so mußten sie auch erzählt werden. Soll dieß nun bloß ganz im Allgemeinen geschehen? Soll uns der Geschichtschreiber bloß berichten, daß über eine wichtige Angelegenheit gewisse Personen auf dieser und jener Seite bey gewissen Gelegenheiten Reden hielten? — Leser, die mit Theilnehmung in die Erzählung eindringen, wollen gern wissen, was man für Gründe anführte. Denn, wenn durch diese Reden eine Wirkung hervorgebracht wurde, die werth war, der Nachwelt überliefert zu werden, so mußten die darin angebrachten Gründe ohne Zweifel die wirkende Ursach davon seyn. Sind die Gründe bekannt, so wird sie ein treuer und verständiger Schriftsteller nicht unterdrücken, sonst wird er unzuverläßig. Der Geschichtschreiber muß uns also Nachricht von den Rednern, von ihren Reden und den darin angeführten Gründen geben. Aber, soll er nicht weiter gehn? Die unbiegsame Strenge der

neuern Kritik und die den neuern so eigenthümliche und löbliche Wahrheitsliebe legen ihm ein unverletzliches Verbot auf. Er darf es sich nicht einfallen lassen, uns zu sagen, oder nur zu vermuthen, wie der Redner seine Gründe gestellt habe, noch viel weniger aber darf er uns die Worte seiner Rede sagen. Man ist also hier mehr über die bloßen Worte des Redners und über seine Methode streitig, und alle Beschuldigungen gegen die alten Geschichtschreiber laufen nur darauf hinaus, daß sie die Ausdrücke verändern, und daß sie die Gründe des Redners lieber in der ersten Person als in der dritten anführen. Hätten sie es gemacht wie einige englische Geschichtschreiber: hätten sie uns berichtet, daß ein Lord des Oberhauses oder ein Mitglied des Unterhauses gesagt habe, dieß oder jenes sey seine Meynung oder sein Entschluß, so würden sie die Regeln nicht übertreten haben. Thucydides und Livius haben also nur darin gefehlt, daß sie ihre Redner in der ersten Person sprechen lassen. Aber der Geschichtschreiber ist doch warlich mehr ein Erzähler der Thatsache, als der Worte. Herodot hat in einem gewissen Fall die Forderungen der neuern Kritik erfüllt. Er hat uns eine schmucklose, obgleich bilderreiche Rede eines persischen Abgesandten an den Hof eines macedonischen Fürsten überliefert, und hat sich dadurch den gerechten Tadel des Longinus zugezogen. Oder verlangt man, daß ein neuerer englischer Geschichtschreiber die im Unterhaus gehaltnen Reden, des einen im irrländischen, des einen im groben schottischen, und des dritten im gemeinen englischen Dialekt anführen soll? Oder soll er die Unterredung eines fremden der englischen Sprache unkundigen Ministers in deutscher, oder holländischer Sprache mittheilen? In solchen Fällen sind wir mit Uebersetzungen zufrieden. Aber die Eigenthümlichkeiten der

neuern europäischen Sprachen sind so verschieden von einander, daß wir es in manchen Fällen durchaus unmöglich finden, eine ganz wörtliche Uebersetzung zu liefern. Dann müssen wir unsre Zuflucht zu Umschreibungen und uneigentlichen Ausdrücken nehmen, die uns sehr verschiedne Bilder von denen des Originals darstellen. Man hat den Helvetius, und mich dünkt, nicht mit Unrecht, getadelt, daß er eine Uebersetzung der ersten Scene aus der Elfride für ein Original-Gedicht öffentlich ausgegeben hat. Aber der Unterschied zwischen diesen beyden Arbeiten ist bey weitem viel größer, als zwischen der Darstellung der Gründe und Absichten eines öffentlichen Redners, die man ihm selbst in den Mund legt, oder die der Geschichtschreiber von ihm erzählt. Hierzu kommt noch, daß dann keine Verletzung der Wahrhaftigkeit statt finden kann, wenn keine Absicht zu betrügen vorhanden ist, noch weniger dann, wenn der Leser vor der Gefahr gewarnt, und von dem Schriftsteller selbst durch die Art, wie er seine Redenden einführt, vor Betrug gesichert wird. Tacitus fängt die Rede des Galgacus mit folgenden Worten an: In hunc modum locutus fertur," „Er soll folgendermaßen geredt haben;" und die Rede des Agricola: „Ita disseruit," „So redte er." Thucydides sagt im Eingang der Rede der korinthischen Gesandten: Εἶπον τοιάδε „so sprachen sie," und vor der des Sthenelaidas: „Ἔλεξε „τοῖς Λακεδαιμονίοις ὧδε, „er redte die Lacedämonier folgendermaßen an." Sallusts Eingang zu Cäsars Rede ist von eben der Art, und dieselbe Bemerkung kann noch durch eine Menge Stellen aus dem Livius erhärtet werden. Zu dem, was ich hier gesagt habe, will ich nur noch folgenden Rath Lucians hinzufügen, der für einen Schriftsteller von gesunder Urtheilskraft gilt, und der die fabelhafte Geschichte gewiß mit wenig

Schonung behandelt. „Wenn ihr, drückt er sich aus, einen „redend einführen wollt, so müßt ihr euch hüten, ihn nichts „sagen zu lassen, was nicht zu seinem Charakter, oder zu den „Dingen, wovon er reden soll, paßt. Alles, was er sagt, „muß deutlich und verständlich seyn. Hier ist es euch wohl er„laubt, den Redner zu machen, und die Macht der Bered„samkeit zu zeigen."

Dieser Gegengrund hat also im Ganzen genommen nicht viel auf sich, und ich behaupte dreist, daß der Vorwurf der Abweichung von der Wahrheit der dramatischen Form historischer Darstellung auf schlechten Gründen beruht, oder wenigstens eine große Milderung zuläßt.

Zweytens aber, — „gesetzt der Fall verhielte sich auch anders, — ist die strenge Regel der Wahrhaftigkeit nicht bey „Dingen von größerer Wichtigkeit so wohl von ältern als neu„ern Geschichtschreibern übertreten worden, ohne dadurch ihre „Glaubwürdigkeit zu zernichten, oder nur zu schwächen?" — und, wenn dieß wäre, sollten wir nicht den Schriftstellern, die das Detail der Thatsachen durch rednerischen Schmuck beleben, einige Nachsicht angedeihen lassen? —

Die Geschichtschreiber erzählen oft nicht allein Begebenheiten, sondern sie bemühen sich auch die Ursachen derselben aufzusuchen und zu entwickeln. Allein die Ursachen großer Begebenheiten liegen oft in der menschlichen Seele, und in der Beurtheilung und in den Leidenschaften mächtiger Personen. Daher erfordert's die Nothwendigkeit, die Beweggründe zu untersuchen, die Neigungen zu entdecken, und die Labyrinthe des menschlichen Herzens auszuspüren. Welch ein schweres Geschäft! Wie schwer ist es nicht oft, bey manchen Vorfällen hinter die Beweggründe unsrer eignen Handlungen zu kommen?

Wie schwer hält es nicht, uns über die Grundsätze der Handlungsart solcher Personen Gewißheit zu verschaffen, mit denen wir täglich umgehn? Wie viel mehr Schwierigkeit muß es nun nicht haben, die Bewegungsgründe von solchen Personen bestimmt anzugeben, die Jahrhunderte vor uns lebten, und mit deren eigenthümlicher Denkart wir wenig bekannt sind? Jede Forschung und Untersuchung dieser Art muß mit Ungewißheit verknüpft seyn. Aber die Geschichtschreiber haben sich in dieser Rücksicht nicht furchtsam machen lassen. Sie haben es keck gewagt, die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu entwickeln, und die großen Umwälzungen aus den Leidenschaften, den Begierden oder dem Interesse großer Männer herzuleiten. In manchen Fällen sind die Bewegungsgründe leicht zu finden. Wenn uns Thucydides erzählt, daß die Lacedämonier an dem peloponnesischen Krieg nicht so wohl deswegen Theil nahmen, um die andern griechischen Staaten zu beschützen, als vielmehr die Athener zu hindern, daß sie nicht zu mächtig würden, so geben wir seiner Meynung gern unsern vollen Beyfall. Wenn uns ferner ein neuerer vortreflicher Geschichtschreiber in seiner Geschichte von Amerika berichtet, daß „Pizarro, berauscht von dem glücklichen Erfolg, der bis „jetzt seine Waffen begleitet hatte, und stolz auf ein Heer von „beynahe tausend Mann, das jetzt wieder unter seinen Befeh„len stand, sich auf keine Weise in Unterhandlungen einlassen „wollte," so messen wir seiner Erzählung leicht Glauben bey. Und doch ist die einzige Thatsache, wovon wir völlige Kenntniß haben, nur die, daß Pizarro von keinen Friedensvorschlägen hören wollte. Die angeführten Beweggründe sind, obgleich sehr wahrscheinlich, nur Vermuthungen. Diese Bemerkung wird noch mehr durch folgende Stelle aus Middleton's Leben

des

des Cicero, die wörtlich aus dem Leben des Dio Cassius übersetzt ist, ins Licht gestellt ist. „Julius Cäsar war ein ei„friger Beförderer dieses Gesetzes, und zwar nicht aus Liebe „gegen den Pompejus oder die Republik, sondern aus einem „ganz andern Grunde. Seine Absicht war, sich dadurch bey „dem Volk zu empfehlen, dessen Gunst, wie er vorhersah, „ihm mehr Nutzen bringen würde, als die Gunst des Se„nats, und eine neue Last des Neides auf den Pompejus zu „wälzen, der in der Folge vielleicht seinen Sturz befördern „konnte. Sein Hauptplan aber war, das Volk an das vor„hergehende Gesetz zu gewöhnen, damit er, was auch Pom„pejus für einen Gebrauch davon machen möchte, dereinst ein„mal einen schlimmen davon machen könnte.“

Wäre dieser Geschichtschreiber Cäsars Beichtvater gewesen, so hätte er nicht genauer mit seinen Planen und Absichten bekannt seyn können. Ein ähnliches Beyspiel liefern uns die abweichenden Nachrichten verschiedner Geschichtschreiber von den Beweggründen, die Luthern vermochten, dem römischen Pabst den Gehorsam aufzusagen. Einige schildern uns ihn, als hätt' ers bloß aus Liebe zur Wahrheit, andre aber, als hätt' ers aus Rache gethan. In diesen und vielen anderen Beyspielen sehen wir, daß auch die berühmtesten Geschichtschreiber ihre Meinungen und Muthmaßungen selbst als Thatsache aufstellen. Dieser Gebrauch kommt indessen bey neuern Geschichtschreibern häufiger und unbeschränkter vor, als bey den Alten, und wird gewöhnlich für eine große Verbesserung und Vervollkommnung der historischen Komposition gehalten. Dieß ist es vorzüglich, was den Tacitus mehr als alles andre zum Gegenstand der Verehrung macht. Aber dieser jetzt so sehr übliche Gebrauch verleitet den Geschichtschreiber oft zu schreyendern Verletzungen

der Wahrheit, und zu keckern Behauptungen, als wenn er es wagte, uns die von einem berühmten Redner gehaltne Rede mitzutheilen. Der dramatische Geschichtschreiber leiht seinen berühmten Männern wahrscheinliche Worte und Ausdrücke. Der erzählende Geschichtschreiber aber schiebt ihnen mit unverzagter Kühnheit wahrscheinliche Beweggründe, Leidenschaften und Neigungen unter. Der erste überläßt sich der Muthmaßung in Dingen, die bloß das Aeußere, und Form und Art betreffen; der andre ist nachsichtig gegen sich selbst in solchen Dingen, die innerlich und wesentlich dazu gehören, und führt seine eignen Vermuthungen, die zartesten Springfedern der Handlungen betreffend, als Thatsachen an. Da nun die strenge Regel der Wahrhaftigkeit in diesem Punkt mit so vielem Beyfall übertreten wird, warum läßt die Kritik nicht bey einem minder wichtigen Umstand von ihrer Strenge nach, zumal wenn dessen Uebertretung Vortheile andrer Art gewährte? Nach Vergleichung dessen, was schon oben und eben jetzt gesagt worden ist, hat warlich der dramatische Geschichtschreiber ein größeres Recht auf diese Nachsicht, weil er von beyden in der That der glaubwürdigste Schriftsteller zu seyn scheint. Der erzählende Geschichtschreiber giebt seine Thatsachen und Muthmaßungen unabgesondert, und beyde unter gleichem Ansehn, so daß es mehr Geduld und Urtheilskraft erfordert, als die meisten Leser besitzen, das, was unmittelbar als glaubwürdig angenommen werden kann, von den Dingen zu unterscheiden, deren Glaubwürdigkeit nur durch des Erzählers richtige Gabe zu muthmaßen verbürgt wird. Andre Geschichtschreiber, und dieß ist besonders die Manier des Xenophon und Livius, geben uns ihre Thatsachen und ihre Vermuthungen darüber abgesondert. Ihre Thatsachen sind der Stoff der Erzählung, und ihre

Charaktere, Zeichnungen und Angaben der Beweggründe weben sie in die Rede ein, die, wie wir gesehen haben, von dem Schriftsteller nicht unter gleichem Ansehn mit seiner Erzählung der Begebenheiten überliefert werden.

So hab' ich mich bemüht, die Ursachen des Unterschieds zwischen der alten und neuern Form historischer Komposition auszumitteln, und habe einige Gründe angegeben, wodurch die Manier der Alten gerechtfertigt wird. Dieselben Gründe lassen sich auf die Geschichte der neuern europäischen Nationen nicht ausdehnen, denn ihre Anwendung würde nicht durch eben die Gründe der Wahrscheinlichkeit unterstützt werden. Bey den Umwälzungen der neuern Nationen ist das öffentliche Reden von geringer Wirkung. Wir haben jetzt keine Leichenreden zu politischen Zwecken; die veränderte Lage der Kriegszucht hat die Anreden an Heere unnöthig und überflüßig gemacht. Unsre Gesandte haben wenig Gelegenheit die Kraft ihrer Rednertalente zu zeigen, und selbst im brittischen Parlament hat die Beredsamkeit auch des beredtesten Sprechers wenig Einfluß auf die Beschlüsse. Auch müssen wir bemerken, daß der Gegenstand der neuern Geschichtschreiber sehr verschieden von dem der alten zu seyn scheint. Sie haben einen philosophischern Gang genommen; sie verrathen mehr Genauigkeit bey Auseinandersetzung der Ursachen, und mehr Scharfsinnigkeit bey Entwicklung der Folgen. Beredsamkeit war die Mode der ältern Zeiten, Philosophie ist die Mode der jetzigen. Der ältere Geschichtschreiber wollte oft sympathetische Empfindungen erregen und wollte die Einbildungskraft ergötzen. Der neuere hingegen will hauptsächlich den Verstand unterrichten und bilden. Beyde Methoden sind dem Misbrauch unterworfen. Der ältere Geschichtschreiber unterlag oft der Versuchung, daß er zu

viel rednerische Verschönerungen anbrachte, der neuere wird nicht minder oft durch die Liebe für philosophische Theorien misgeleitet. Groß würde unstreitig das Verdienst desjenigen Schriftstellers seyn, der die zierliche reizende Anmuth der ältern Geschichtschreiber, vorzüglich in der Gesprächsform, mit der sorfältigern Untersuchung und der vielumfassenden Urtheilskraft der Neuern zu vereinbaren verstünde.

K * * r.

IX.

Milton über Weißheit und Schönheit.

Durch die Betrachtung des Schönen müssen wir uns zu der Betrachtung des Nützlichen wieder zu beleben suchen.

Die Betrachtung des Schönen ist leichter, ist Genuß. — Die Betrachtung des Nützlichen erfordert mehr Anstrengung, ist edler, ist Thätigkeit.

Die Liebe zum Schönen muß nie Liebhaberey, nie unbegrenzte Leidenschaft werden, sonst erniedrigt sie unser Wesen, statt es zu erhöhen.

Nachdem Adam dem Engel, in Miltons verlohrnem Paradiese, seine Geschichte bis dahin erzählt hat, wo er in dem Besitz seiner Gattin den höchsten Gipfel irrdischer Glückseligkeit erreicht und empfunden hat, so beschließt er seine Erzählung mit folgenden Worten, die recht eigentlich hieher passen, weil sie gleichsam eine kurze Theorie des Schönen oder in sich selbst Vollendeten sind, und seine Wirkung auf den menschlichen Geist, in sich enthalten:

„So hab' ich meinen Zustand dir geschildert,
„Und habe die Geschichte meines Lebens
„Nun bis zum höchsten Gipfel irrdischer
„Glückseligkeit gebracht, die ich genieße:
„Doch, muß ich dir bekennen, daß ich zwar
„An allen Dingen sonst Vergnügen finde;
„Doch weder der Genuß noch die Entbehrung
„Bringt heftige Begier noch irgend eine
„Veränderung in meiner Seel' hervor;
„Ich meine den Genuß der Süßigkeiten,
„Die der Geschmack, Geruch und das Gesicht
„Gewährt, von Früchten, Kräutern, Pflanzen, Blumen,
„Von schattigten Alleen, und der Vögel
„Melodischem Gesange — Wie verschieden,
„Ist mein Gefühl, bin ich bey ihr! — entzückt
„Berühr' ich, voll Entzückens seh ich sie.
„Hier fühlt' ich Leidenschaft zum ersten Mahl
„Und wunder seltsam mich bewegt; Bey jedem
„Genuß sonst standhaft, über die Begier
„Erhaben, und nur gegen diesem Zauber
„Des mächt'gen Blicks der Schönheit schwach, entweder
„Beging Natur hier einen Fehler, weil

„Sie etwas in mir unvollendet ließ,
„Das gegen diesen Reiz nicht Probe hielt,
„Sie nahm vielleicht auch mehr, als sie gesollt,
„Da sie den Stoff aus meiner Seite stahl.
„Sie gab ihr wenigstens mehr äußern Schmuck
„Indem ihr Aeußeres weit mehr als ihr Inneres
„Vollendet ist: — ich weiß es, zu dem höchsten
„In uns erreichten Endzweck der Natur
„In dem, was geistige Vollkommenheit
„Betrift, steht sie auf einern niedern Stufe;
„Auch trägt sie selbst im Aeußern weniger
„Das Bildniß dessen, der uns Beyde schuf,
„Und ihr von jenem Ausdruck weniger
„Verlieh, der unsre Herrschaft über alle
„Geschöpfe an uns merkbar macht — doch wenn ich
„In aller ihrer Liebenswürdigkeit
„Sie vor mir sehe, wenn ich nah ihr komme,
„So scheint sie mir so in sich selbst vollendet,
„So ganz vollkommen, und auch ihren Werth
„So wohl und richtig in sich selbst zu fühlen,
„Daß, was sie will, in Worten und in Thaten
„Mir jedesmal das Beste, Weiseste,
„Vernünftigste und Klügste scheinet; jede
„Höhere Wissenschaft sinkt eine Stufe
„In ihrer Gegenwart herab — —
„Und selbst die Weißheit, im Gespräch mit ihr,
„Verliert sich in Beschämung und Verwirrung,
„Und sieht wie Thorheit aus — Vernunft und Ansehn
„Sind, gleich als ob sie selbst der Zweck der Schöpfung
„Und zur Gehülfin nicht geschaffen wäre,

„Ihr willig unterthänig — daß ich alles
„Zusammenfasse; Größ' und Seelenadel
„Erbauen hier sich ihren Thron, und schaffen
„Ihr eine Würd' um jeden Reiz, als wenn
„Sich um sie eine Engelwacht gelagert."

To whom' the Angel with contracted brow — Ihm antwortete der Engel, mit finstrer Stirn, auf das was er zuletzt von seiner leidenschaftlichen Empfindung gesagt hatte, die über die Vernunft die Oberhand behielt. — Nie soll die Empfindung für das Schöne ganz in Leidenschaft übergehen, sondern sie sey so lebhaft, wie sie wolle, so soll sie doch der Vernunft untergeordnet bleiben. — Die Vorwürfe welche der Engel dem Adam, über seine zu weit getriebene Huldigung der Schönheit macht, sind eben so schön, als diese Huldigung selbst.

Moritz.

X.

Verzeichniß

verschiedener Erzählungen und Dialogen Deutscher Schriftsteller, die sich auf das griechische und römische Alterthum beziehn, oder doch in dem Kostume desselben gedichtet, und seit dem Jahr 1753 erschienen sind.

So wie es eine der vornehmsten Pflichten der Dichter ist, Nationalgeschichte zu bearbeiten, und Nationalsitten zu schildern; eine Pflicht, deren Ausübung sich besonders die Deutschen Dichter unsrer Tage zum Geschäft machen *): so bleibt es auf der andern Seite den Poeten (die eben darinn die Gewalt ihrer Kunst zeigen, wenn sie uns hinzaubern, wohin sie wollen) unverwehrt, zur Abwechslung auch zuweilen die Scene ihrer Werke in fremde Länder zu verlegen, und sie haben zuweilen noch besondre Bewegungsgründe, warum sie dazu sehr entfernte Gegenden, z. B. den Orient, oder wohl gar eine Feenwelt wählen. Die Romanenschreiber pflegen zur Scene ihrer Dichtungen England, Frankreich, Italien oder Spanien

*) Siehe das Verzeichniß der poetischen Werke in Deutscher Sprache, die sich auf Deutsche Nationalgeschichte und Sagen gründen, oder doch im Kostume altdeutscher Sitten gedichtet sind, im Journal v. u. f. D. 1792, St. 7. S. 533.

zu wählen, je nachdem sie eine Vorliebe zu den Schriftstellern dieser oder jener Nation haben, und sie sich als Muster vorstellen. Da es nun auch Dichter giebt, welche, so wie sie selbst gelehrte Kenntnisse besitzen, sich mehr den Beyfall gelehrter Kenner, als des großen Haufens zum Ziel setzen, so ist es kein Wunder, wenn diese auch zuweilen in das griechische und römische Alterthum zurückgegangen sind, und im Kostume desselben gedichtet haben. Anspielungen auf Gegenstände, die man als jedem Gelehrten bekannt voraussetzen kann, und die damit verbundnen Erinnerungen an Schriftsteller, die man ohnedem in jeder Art des Schönen als die besten Muster betrachtet, vermehren das Unterhaltende in dieser Art von Werken.

Ich schränke mich aber in dem Verzeichnisse *) Deutscher Producte dieser Art diesmal nur auf Erzählungen und Dialogen (auf sogenannte Halbromane, die sich auf griechische und römische Geschichte beziehen, auf epische und romantische Darstellungen, bey denen man sich des griechischen und römischen Kostume bedient, auf Einkleidungen der Philosophie oder der Satire in griechische und römische Dichtungen) ein, und übergehe die lyrischen Werke in unsrer Sprache (von Ramler, Willamov, Gleim, Gerstenberg, Klamer Schmidt, und ihren Nachfolgern) die in Horazens, Pindars, Anakreons und Katulls Manier gedichtet worden; die Lieder, die (wie Schillers Götter Griechenlands) eine enthusiastische Bewunderung des griechischen Alterthums athmen, die Kantaten, deren Scene (wie die von Ramlers Ino, oder

Q 5

*) Man hat uns auch aus fremden Sprachen gnug dergleichen Werke übersetzt, z. B. aus dem französischen Telemach, Belisar, Telesus, Anacharsis, Tempel zu Gnidus u. s. w., aus dem Englischen den Leonidas von Glover und dergleichen.

Gerstenberg's Ariadne) im alten Griechenland liegt, die Romanzen, deren Laune (wie in Schiebeler's und Geißler's Poesien der Art) auf Parodie der griechischen Mythologie beruht, die Dramen, deren Stoff aus der griechischen und römischen Geschichte (z. B. aus der Geschichte der Sophonisbe, des Kodrus, des Koriolan, des Atreus, des Brutus, der Medea, der Alceste, der Iphigenie, des Orest u. s. w.) entlehnt ist, oder die gar, wie die Schauspiele des Hrn. Grafen von Stollberg, so sehr in der Manier der Griechen gedichtet sind, daß sie sogar die Chöre derselben nachahmen, endlich auch diejenigen Idyllen, (von Geßner, Müller, Voß,) in denen griechische Hirten auftreten.

Ich fange mein Verzeichniß vom J. 1753 an, weil ich früher nichts gefunden habe, was jetzo noch lesbar seyn könnte. Unsre Heldenromane am Ende des vorigen Jahrhunderts hatten oft auch griechisches oder römisches Kostume, wer vermag aber jetzt noch eine Octavia, einen Herkules und Herkuliskus aus jenen Zeiten zu lesen?

1753.

1) Joh. Peter Uz Sieg des Liebesgottes, ein Gedicht in vier Büchern, Greifsw. u. Leipz. 8. seit 1755 bey den lyrischen Gedichten des Verfassers, seit 1768 in seinen sämtlichen poetischen Werken.

1755.

2) Joh. Jakob Dusch Tempel der Liebe (in Versen) Altona 4. umgearbeitet unter dem Titel: Aedon und Themire, ein episches Gedicht in zwölf Büchern, im dritten Theil seiner sämtlichen poetischen Werke, Altona 1767. 8.

3) Christoph Martin Wieland Gespräch des Sokrates mit Theaklea von der scheinbaren und wahren Schönheit, erschien zuerst 1755 in der Zürcher Wochenschrift: Das Angenehme und Nützliche, sodann einzeln zu Zürch 1758, und endlich in des Verfassers Sammlung prosaischer Schriften, Zürch 1763, neue Edition 1779, im ersten Theile.

1759.

4) Christian Ewald von Kleist Cißides und Paches, ein kleiner Heldenroman in Jamben, einzeln, Frankfurt an der Oder 8. seit 1760 in seinen Werken.

1760.

5) C. M. Wieland Araspes und Panthea, eine moralische Geschichte in einer Reihe von Erzählungen, Zürch 8. hernach in der Sammlung prosaischer Schriften, Zürch 1763 und 79.

6) Jakob Wegelin die letzten Gespräche Sokrates und seiner Freunde, Zürch 8.

7) Joh. Fr. Löwen Götter und Heldengespräche, Hamb. 8.

1762.

8) J. J. Dusch Orest und Hermione, in vierzehn Büchern, (ein prosaischer Roman) Leipzig 8.

1763.

9) Georg Aug. von Breitenbauch Schilderung berühmter Gegenden des Alterthums und der neuern Zeiten, Leipzig 8.

1765.

10) C. M. Wieland Komische Erzählungen, Zürch 8. zweyte Ausgabe 1768, dritte 1789, 8 bestehn in folgenden vier Erzählungen: das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Cephalus.

1766.

11) C. M. Wieland Geschichte des Agathon, zwey Bände, Zürch 8. neue Ausgabe in vier Bänden, Leipzig 1773. 8.

1767.

11) Moses Mendelsohn Phädon, oder, über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen, Berlin 8. zweyte Ausgabe 1768, dritte 1769, vierte 1776.

1768.

13) C. M. Wieland Musarion, oder die Philosophie der Grazien, in drey Büchern, Leipzig 8. zweyte Ausgabe 1770.

1770.

14) C. M. Wieland Σωκρατης μαινομενος, oder Dialogen des Diogenes von Sinope, Leipzig 8.

15) C. M. Wieland die Grazien, Leipzig 8.

16) Karl Ehregott Mangelsdorf Hero und Leander, ein prosaisches Gedicht, Leipzig 8.

1771.

17) Joh. Benj. Michaelis Leben und Thaten des Helden Aeneas, in einem Anhang des Briefs an Hrn. Kanonikus Jacobi in Düsseldorf aus seiner Studierstube in Halberstadt, Halberstadt 8. hernach in seinen Werken, Gießen 1780.

1772.

18) C. M. Wieland der verklagte Amor, ein Fragment bey Werthes Hirtenliedern, Leipz. 8. vollendet 1774 im Deutschen Merkur und aus demselben auch einzeln abgedruckt.

19) Heinr. Ottokar Reichard Amor vor Gericht, eine Novelle aus den Götterannalen, Gotha 8.

20) Die Liebenden, oder die beyden Brüder Amphialus und Dorus von Joh. Nic. Götz im dritten Band von C. H. Schmid Anthologie der Deutschen (wo überhaupt mehrere Gedichte dieses Verfassers stehn, die man in der Ramlerischen Ausgabe seiner Werke nicht findet,) Leipzig 8.

21) Asiyanakta, eine poetische Erzählung von Götz, daselbst.

22) Die Mädcheninsel, von demselben daselbst, auch in der Ramlerischen Ausgabe.

1773.

23) A. G. Uhlich die Trojanerinnen, ein Gedicht in drey Gesängen, (in Prosa) Wien 8.

24) C. M. Wieland Gedanken bey einem schlafenden Endymion, im Göttinger Musenalmanach, fortgesetzt im Deutschen Merkur desselben Jahres.

25) C. M. Wieland Aspasia, oder die Macht der Schwärmerey, im Deutschen Merkur.

1774.

26) Albr. von Haller Fabius und Kato, ein Stück der römischen Geschichte, Bern und Göttingen 8.

27) Wilh. Heinse Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse, Lemgo 8.

28) C. M. Wieland Stilpo, oder die Wahl des Oberzunftmeisters von Megara, im Deutschen Merkur.

29) Ludwig Zehnmark Theokles, aus einem griechischen Fragment, Wien 8.

1775.

30) Joh. Nic. Götz Amors Triumph, eine Erzählung in Prosa, im vierten Stück des Taschenbuchs für Dichter und Dichterfreunde, Leipzig 8.

31) A. H. Niemeyer Charites und Demophil, oder die schönen Abende, eine prosaische Erzählung, Leipzig 8.

1776.

32) C. M. Wieland Titanomachie, oder das neue Heldenbuch, im Deutschen Merkur.

33) Johann Bürkli Amors Reisen, nebst einigen Fragmenten aus seinem Tagebuch gezogen, Bern 8.

34) Die Lais von Smyrna, oder Nachrichten zu dem Leben der Psycharion, ein erotisches Fragment nach dem Griechischen, aus einem Manuscript übersetzt, (eine freye Nachahmung nach einer italienischen Erzählung) Smirna (Gotha) 8.

1777.

35) Heinrich Wagner Pyramus und Thisbe, in drey Gesängen, Frankfurt am Mayn 8.

36) Gottfr. Aug. Bürger neue weltliche hochdeutsche Reime, enthaltend die Historiam der kaiserlichen Prinzeßin Europa, und eines uralten heidnischen Götzen, Jupiter item Zevs genannt, also gesetzt und an das Licht gestellt durch Jocosum Hilarium, Göttingen 8. nachdem 1778 und 89 in den Werken des Verfassers.

37) G. A. Bürger Dido, Fragment eines epischen Gedichts, im Deutschen Museum.

38) Joh. Heinr. Brumleu Satrikus, eine Erzählung nach Silius Italikus, im siebenten Stück des Taschenbuchs für Dichter und Dichterfreunde, Leipzig 8..

39 Wilhelm Abraham Teller Valentinian der Erste, oder geheime Unterredungen eines Monarchen mit seinem Thronfolger über die Religionsfreyheit der Unterthanen, Branden-

burg 8. zweyte mit einem Anhang vermehrte Auflage, Berlin 1791. 8.

40) Friedrich Maxim. Klinger der verbannte Göttersohn, Gotha 8.

1779.

41 F. M. Klinger Orpheus, eine tragischkomische Gesch. sieben Theile, Basel 1778—80. 8.

42) Fr. Berthan Leben und Thaten des Helden Aeneas, im Almanach der Deutschen Musen; Verlauf der Abentheuer des frommen Helden Aeneas, im Deutschen Museum 1782.

1781.

43) Karl Friedrich Müchler Aristipp, Berlin 8.

44) C. M. Wieland Geschichte der Abderiten, Leipz. zwey Theile. 8.

45) Aug. Gottl. Meißner Alcibiades, Leipzig 1781—1787 vier Bände, 8. neue Auflage 1785—90.

1782.

46) Aloysius Blumauer die Abentheuer des frommen Helden Aeneas, Wien 1782—88. Drey Bände, 8.

1784.

47) Aus dem ersten Bande von C. M. Wieland's Gedichten, Leipzig 8. neue Ausgabe 1789, gehören hieher die verbesserten Abdrücke von Musarion, Olympia, Gedanken über den schlafenden Endymion, und vom entlaufnen (oder, wie es ehedem hieß, verklagten) Amor.

1785.

48) Aus dem zweyten Bande von C. M. Wieland's auserlesenen Gedichten, Leipzig 8. neue Edition 1790 gehören hieher die neuen Ausgaben der Erzählungen Endymion, Aurora und Cephalus, das Urtheil des Paris, und Psyche.

49) Ludw. Theob. Kosegarten Psyche, ein Mährchen des Alterthums nach Marino, im vierten Stück des Pommerischen Archivs der Wissenschaften und des Geschmacks, zwote umgearbeitete Auflage, Leipzig 1789. 8.

1786.

50) Herkules, travestirt in sechs Büchern, Wien 8.

1787.

51) Joh. Friedr. Schink das Theater zu Abdera, Berlin, zwey Bände. 8.

52) K. A—s B—a Homer's Iliade, travestirt, erster Gesang, Leipzig 8.

1788.

53) Xenokrat, ein Gedicht in sieben Büchern, Leipzig 8.

1789.

54) Momus, kein Fabelmacher, Jena 8.

55) Ovid's Heldenbriefe, nach Auswahl travestirt, Leipz. 8.

56) Heinr. Jul. Aug. Lafontaine Scenen, erster und zweyter Th. Leipz. 8. enthalten dramatische Romane unter folgenden Titeln, im ersten Theile: die Befreyung Roms (von den Königen) im zweyten: Kleomenes (aus der spartanischen Geschichte.)

57) Katilina, Leipzig. 8.

58) Joh. Fr. Butenschön Cäsar, Cato und Friedrich von Preußen, ein historisches Lesebuch für die Jugend, Heidelberg 8.

59) J. A. Feßler Marc-Aurel, 1789—1792, vier Theile, Breslau 8. neue Auflage 1793.

1790.

60) Eberh. Fr. Hübner verwandelte Ovidische Verwandlungen ad modum Blumaueri, erstes Buch, Stuttgardt 8. zweytes und drittes Buch 1791, viertes und fünftes Buch 1792. 8.

61) Die Titonen, ein Gedicht, Frankfurt am Mayn 8.

62) W. F. Heller Sokrates, zwey Bände, Frankf. a. M. 8.

63) Thales und Solon, ein Dialog von A. G. Meißner im Neuen Deutschen Museum, im zweyten Stück. 8.

64) Lobrede des Plinius auf den Trajan, neuentdeckt, (eine Fiction) im Neuen Deutschen Museum, im dritten Stück.

1791.

65) Lucian's neueste Reisen, Aletophel. 8.

66) J. F. Butenschön Alexander der Eroberer, Zürch zwey Bände. 8.

67) C. M. Wieland neue Göttergespräche, Leipzig. 8.

68) C. M. Wieland Geschichte des Philosophen Peregrine Proteus, zwey Theile, Leipzig. 8.

69) J. B. von Alxinger Numa Pompilius, nach Florian, Klagenfurth, zwey Theile, 8. steht hier als eine freye Nachahmung; eine buchstäbliche Uebersetzung des französischen Werks gab schon ein Ungenannter Gera 1787 heraus.

1792.

70) Timon der Zweyte, Leben und Meinungen eines Menschenfeindes, vom Verfasser der Liebe, Leipz. 8.

71) Joh. Gottfr. Herder Tithon und Aurora, Gotha. 8. auch in der vierten Sammlung seiner zerstreuten Blätter.

72) A. G. Meißner Spartakus, Berlin. 8.

73) J. A. Feßler Aristides und Themistokles, zwey Theile, Berlin. 8.

74) C. F. Albrecht Kleopatra, erster Band, vom Verfasser der Lauretta Pisana, Prag. 8.

75) Blumauer bey den Göttern im Olympus über die Travestirung der Aeneis angeklagt, Grätz. 8.

Deutsche Monatsschrift.

1793. August.

I.

Gefühl der Menschheit.

Ein Hymnus.

Entzücken ström' aus meinem Munde,
Wie Flammen steig' empor, mein Lied,
Und lade jeden zu dem Bunde
Des Hochgefühls, das mich durchglüht!
Wie gleiches Wesens viele Wellen
In eine Fluth zusammenschwellen,
So, Menschen, ist's der Menschengeist,
Der eng uns aneinander schleußt.

Ihr fühlet alle, was ich fühle;
Des Schmerzes Druck, den Hauch der Lust,
Des Lebens Ernst, des Lebens Spiele;
Wie meine, hebt sich eure Brust.
O fühlet, wie mein Herz sich reget!
Ich fühle, wie das eure schläget,
Und Blut durchströmet euch, wie mich,
Und was ihr alle seyd, bin ich.

Ha, wir sind Menschen, wir sind Brüder!
Wer sagt: Ihr Niedern hübet euch?
Wer sagt: Ihr Hohen stieget nieder?
Wenn ihr empfindet: wir sind gleich!
Ha wir sind Menschen: — Menschen **bleiben**!
Was uns umhüllet, mag zerstäuben,
Was in uns Menschheit heißt, besteht,
Wenn alles um uns her vergeht.

Und sänk in Millionen Trümmer
Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf:
Wir gehen neu mit Sternenschimmer
Noch manchen Tag des Daseyns auf!
Triumph! und jeden Tag verschwindet
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet
Das Edle sich, das hier schon webt,
Und immer rastend aufwärts strebt!

O kommt und kniet voll Andacht nieder,
Und betet weinend mit mir an;
Ach wir sind Menschen, wir sind Brüder,
Und wandeln all' auf einer Bahn,
Der König in des Glanzes Fülle,
Der Bettler in zerrißner Hülle,
Der Mann der Weisheit und des Lichts,
Der Mann im Schweiß des Angesichts.

O sinket dankend mit mir nieder,
Und laßt uns fühlen unsern Werth,
Und kennt ihr einen unsrer Brüder,
Der dieses Hochgefühl entbehrt:
So laßt die Händ' uns um ihn ringen,
Und um ihn weinen, in ihn dringen,
Ihn lehren, bis er auch versteht,
Was Menschen über Thier' erhöht.

Ein Mensch, — unsägliches Entzücken! —
Ein edler Mensch mit Menschen seyn!
Ich möchte jeden an mich drücken,
Und mahnen, sich mit mir zu freun!
Mich find' ich in euch allen wieder,
Ich sehe weder auf, noch nieder,
Ihr seyd doch alle, was ich bin,
Was euch erfreut, ist mir Gewinn.

Du guter Mann auf hohem Throne,
Wie freuet deine Würde mich!
Nicht schwer sey dir die Königskrone!
Und Du hast größres Gut, als ich?
Wohl dir! auch dein Genuß sey größer!
Und ihr seyd weiser, ihr seyd besser?
Wie schön, daß ihr, so hoch erhöht,
Vor mir die Bahn der Bildung geht!

Mich find' ich in euch allen wieder.
Du weinest, ach du fühlest Noth:
Was weinest du? was drückt dich nieder?
Was kümmert dich? Du hast kein Brod?
Kein Brod? — O Gott, kein Brod zu haben!
Da, Lieber, nimm der Armuth Gaben:
O wär, wer Harm und Kummer hat,
Gestärkt, getröstet, froh und satt!

Ich finde mich in allen wieder.
Verdammet jenen Bösen nicht,
Wir sind ja Menschen, wir sind Brüder,
Es fehlt dem Armen nur an Licht:
Drum tappt er, tappt an grausen Gründen
Herum, und wähnt sein Glück zu finden,
O seht, wie er nach Rettung winkt,
Errettet ihn, daß er nicht sinkt!

Laßt uns um ihn die Hände ringen,
Und weinen, daß er irre geht,
Laßt uns ihn lehren, in ihn dringen,
Bis er sein wahres Glück versteht!
Nur gebt den Bruder nicht verloren!
Zu Menschen wurden wir geboren,
Und leben mehr als *einen* Tag,
Der eilet vor, und *der* schleicht nach.

Und sänk in Millionen Trümmer
Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf:
Wir gehen neu mit Sternenschimmer
Noch manchen Tag des Daseyns auf!
Triumph! und jeden Tag entschwindet
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet
Das Edle sich, das Zeit und Welt
Hienieden noch gefesselt hält.

Entzücken ström' aus meinem Munde,
Wie Flammen steig' empor, mein Lied!
Es ist die feyerlichste Stunde,
Wenn unsre Menschheit in uns glüht!
Wir sind, — ich möchte vor Entzücken
Euch all an meinen Busen drücken!
Wir sind, — und gehn zu lichtern Höhn,
Wir sind, Triumph! und wir bestehn!

G. W. C. Starke.

II.

Ueber
Moden, Sitten und Gebräuche der Franzosen,
von
Anfang der Monarchie bis zur Regierung Ludwig XVI.

Eine Skizze.

Pipin der Kurze.

Ein Volk, das von jeher eine so ansehnliche Rolle gespielt hat, die ich in den gegenwärtigen Zeiten tragikomisch nennen möchte, eine Nation, welche sich zur Gesetzgeberin im Reiche der Moden und der Eleganz aufgeworfen hat, zu der die Europäer, wie die Königin von Saba zum weisen Könige Salomo, reisten, um Geschmack, Anstand, Feinheit im Umgange und die Kunst zu lernen, durch Kleidung und Anzug natürliche Reize zu erhöhen oder durch Putz ihren Mangel zu verstecken — eine solche Nation könnte den Geschichtschreibern der Moden Stoff zu voluminösen Werken liefern. Die Modehändlerinnen im Palais royal zu Paris sind die Sibyllen der galanten Welt und die wichtigen, folgenreichsten sowohl, als

die unbedeutendsten Ereignisse und Begebenheiten, veranlassen sie zu neuen Revolutionen in Putz und Anzug, die selten länger als drey oder vier Wochen dauern, und dann wiederum durch andre verdrängt werden. Eine Geschichte der Moden diente wirklich bey den Franzosen zu einem catalogue raisonné des événements publics, um die Geschichte des Staats nach Epochen zu lernen. Ich will es versuchen, eine kurze Skizze der französischen Moden, Sitten und Volksgebräuche zu entwerfen, um dem Menschen- und Völkerbeobachter Stoff zu weitern Bemerkungen über ein Volk zu geben, das heut zu Tage sich nicht im geringsten mehr gleich sieht, und der Antipode von sich selbst zu seyn scheint.

Die französische Nation war in den ersten Zeiten ihrer Existenz eine kriegerische Nation, bey welcher man jenen Luxus in Kleiderpracht, der eine Folge der Weichlichkeit und des gesunkenen nationellen Selbstgefühls ist, vergebens suchen wird. Das ist doch wol ein richtiger Satz: wenn uns das Bewußtseyn unserer persönlichen Würde und des Werths unsrer Verdienste nicht mehr auszeichnet, so nehmen wir bunte Läppchen, lange Federn und verblechte Pelze, die auf die Augen unsrer Mitmenschen so wirken, daß sie selbige zu uns wenden, damit sie wenigstens unsre Außenseite bemerken.

Unter Pipin dem Dicken (752) waren selbst die Waffen der Franzmänner sehr simpel und bestanden bloß aus einem Schwerdt, Wurfspieß, einer Lanze oder Hellebarde, Schlender, und einer schweren Keule, womit sie ihrem Feind ein tüchtiges Notabene geben konnten. Ihr Schild war entweder von Metall oder auch nur von Holz, mit einem Thierfell beklebt, und zog dem die Verachtung der ganzen Nation zu, der ohne denselben aus dem Treffen zurückkam. Ihre Panzer waren

mit Bären- oder wilden Schweinshäuten überzogen. — Damals waren wegen der dicken Waldungen, womit Gallien wie besäet war, diese Thiere keine so große Seltenheit, als sie es in unsern Tagen sind. — Ihre Helme zierten gefärbte Pferdeschwänze oder andre scheußliche Figuren, und ihre Fahnen in der ersten Zeit Thiergestalten, als Bären, Tieger, Wölfe, bis sie von den Römern den Adler annahmen, den sie aber auch in der Folge nach Annahme des Christenthums mit einem Kreuz, mit Flammen, — wovon der Ursprung der Oriflamme herzuleiten ist, — endlich mit Piquen, Bildern von Heiligen und Blumen, — darunter die Lilie bisher sich erhalten hat, — verwechselt haben. Im Streite war die Infanterie in der Mitte, auf beyden Flügeln von der Reuterey gedeckt, und in Form eines Dreyecks gestellt, an dessen vordersten Spitze hundert auserlesene Jünglinge die Vorposten ausmachten. Sidonius schildert uns die alten Franzmänner als große hochgestaltete Leute von weisser Haut und blauen Augen; ihr Gesicht war ganz geschoren, und nur an der Oberlippe ließen sie einen Schnurrbart wachsen; ihre blonden Haare waren hinten abgeschnitten und hingen zu beyden Seiten natürlich herab. Die Kleidung ging ihnen kaum bis an die Knie, und war so enge, daß sie die ganze Taille sehen ließ. An ihrem langen Gürtel trugen sie ein breites und scharfes Schwerdt, und eine Art von Sandalen statt der Schuh, die mit Leder zusammengebunden, und vorn ganz spitzig waren.

Die Staatskleidung der Könige bestand aus einer Tunika *) mit einem von Edelsteinen strozzenden Gürtel, und einem Oberkleide darüber, das einem Meßgewand nicht unähn-

*) Tunika, ein Unterkleid, oder, wie wir sagen, Kamisol, zum Unterschied des Oberkleides, welches Toga hieß.

lich sah, oder einem Mantel, der vorn mit einer Spange (agraffe) zugehakt wurde. Ihre Kronen hatten verschiedene Formen, von denen ich mehrere in dem Schatze der Abtey zu St. Denys, zwo Stunden von Paris, gesehn habe. Anfangs waren sie ganz rund, mit einem oder mehrern Kleeblättern oben garnirt, aus denen die Diplomatiker in der Folge die Lilie machen wollten. In der eben genannten Abtey St. Denys sieht man ihrer eine große Menge, goldne, silberne, Blendkronen, die zu den Leichenbegängnissen der Könige gebraucht worden sind, alle aber mit einem unsäglichen Schatz von Edelsteinen besäet.

Dagoberts Scepter in dem nemlichen Schatz ist von gediegenem Golde, oben auf der Spitze hält eine Hand einen Adler, der zwischen seinen Flügeln die Figur eines Frauenzimmers trägt. Karl des Großen Scepter, eben so massiv, ist sieben Fuß lang, oben sitzt der Kaiser auf seinem Thron, und hält in der Rechten eine Weltkugel, in der Linken einen Scepter. Dagoberts Thron daselbst sieht einem alten Sorgestuhl ähnlich; er ist von Silber, und vergoldet, ruht auf Löwenfüßen, und ist beweglich und tragbar, wie jeder andre Stuhl.

Die Könige hatten an ihrem Oberkleide oben eine Kappe, die sie vor Frost oder Hitze über den Kopf ziehn konnten. Daß, wie einige französische Geschichtschreiber, denen eben, wenn es auf das Costüme des Alterthums ankommt, nicht immer zu trauen ist, erzählen, die Mäntel der Vornehmen zu Pipins Zeiten schon mit Hermelin und Zobelpelz besetzt gewesen sind, möcht' ich fast in Zweifel ziehn. Kragen und Halsbinden hatte die Mannskleidung nicht; der Hals war ganz bloß, denn man fürchtete damals Erkältungen nicht, weil man ihre Mutter, Weichlichkeit genannt, noch nicht kannte.

Der Putz der Damen war ganz einfach. Ihr **Haar** wallte entweder fliegend oder in ungekünstelten Flechten mit einem Bande gebunden über ihre Schultern herab; ein sehr feiner linnener Schleyer oder ein ganz kleines Häubchen bedeckte ihr Haupt, und ihr Staat bestand überhaupt mehr in feiner Wäsche, als in oberflächlicher Flitterpracht. Die **Spitzen** waren den Franzmännern bis gegen das zwölfte Jahrhundert unbekannt. Ihre Kleider gingen bis ans Knie, und lagen so knapp am Leibe an, daß man die Reize eines schlanken Wuchses in ihrer ganzen Fülle sehn konnte, und darüber trugen sie eine Art Mäntelchen, das aber von leichterm Zeuge war, als die Mäntel der Mannsleute.

Um in zweifelhaften Fällen vor Gericht hinter die Wahrheit zu kommen, mußte nicht nur der Angeklagte für seine Person sich durch einen Eid reinigen, sondern es mußten Verwandte seines Geschlechts, seiner Profession, oder gar seine Nachbarn mit ihm diesen Reinigungseid schwören. Waren die Zeugen Laien, so mußte sie der Ankläger kennen, sie mußten von unbescholtnem Ruf und an dem Ort, wo sie zeugen wollten, ansäßig seyn. Die Geistlichen, zu denen man vielleicht damals zu viel Zutrauen hatte, und die man für gänzlich infallibel hielt, brauchten als Zeugen nicht zu schwören, und man glaubte ihnen auf ihr heiliges Priesterwort. Die Anzahl der Zeugen hing von der Wichtigkeit der Sache, oder auch von dem Charakter und den Umständen des Angeklagten ab. Statt der bey uns gewöhnlichen Eideswarnung, zupfte der Richter dem Zeugen beym Ohrläppchen, oder gab ihm einen gelinden Backenstreich. Nur an gewissen Tagen der Woche konnte ein Eid geschworen werden, allezeit aber geschah es des Morgens nüchtern, und an dem Altar in der Kirche, auf

einem Kreuze, auf dem Evangelienbuche, dem Meßbuche, auf den Grabe eines Heiligen oder über einem Reliquienkasten; der Angeklagte breitete seine Hände über die seines Zeugen aus.

Ein andres Expediens zur Entscheidung über Kläger und Beklagten war der Zweykampf, von welchem nur das schöne Geschlecht, Kranke, Krüppel, Jünglinge unter zwanzig und Greise über sechzig Jahr ausgenommen waren. Damit aber nicht die Geistlichen und Mönche, wenn sie in diesen Fall kämen, ihre heiligen Hände mit Menschenblut färben möchten, so war ihnen erlaubt, ihren Mann zu stellen. Dieses, die gesunde Vernunft und die Menschlichkeit so entehrende, Expediens hat sich auch in Frankreich so eingenistet, daß es weder durch Gründe noch durch Machtsprüche bis auf den heutigen Tag hat ausgerottet werden können. Das Zeichen zu einem Zweykampf zwischen Kläger und Beklagten war ein auf die Erde hingeworfener Handschuh, den gemeiniglich der Richter aufhob und sogleich die Bramarbasse ins Loch stecken ließ, so lange bis von dem Gerichtsherrn der Tag zum Zweykampf angesetzt wurde. Das gegenseitige Halsbrechen begann recht feyerlich. Unter Pfeifen- und Trompetenschall segnete ein Priester die beyden Helden ein, die Anfangs nur mit kleinen Neckereyen anfingen, bis sie immer mehr auf einander erbittert, einige Stoßseufzer hersagten, und dann Handgemeng wurden. Der Sieger bewährte dadurch seine Unschuld aufs kräftigste, und der Ueberwundne wurde dann nach Maaßgabe der Wichtigkeit der Streitsache zur Strafe gezogen, vom Kampfplatze weggeschleppt, und entweder allein, oder, wenn er sich für einen andern schlug, zugleich mit demselben an einen Galgen aufgeknüpft oder wol gar zum Scheiterhaufen verdammt.

Von der Ehe meldet uns die ältere Geschichte folgende Gewohnheiten und Gebräuche. Wenn im Anfang der französischen Monarchie ein Franzose mit seiner Donna zur Heirath einig wurde, so kamen die beyderseitigen Eltern zusammen, um das junge Paar sich gegenseitig den Eid der Treue schwören zu lassen. Das Mädchen brachte dem Mann nichts zu, sondern er mußte ihr ein Heurathsgut (dot) geben, welches sie behielt bis an ihren Tod, wenn auch — welcher Fall sich doch selten ereignete — der Mann sich von ihr trennte. Hatte sie Söhne, so erbten diese allein mit dem Ausschluß der Töchter; außerdem fielen ihre Güter an ihre nächsten Verwandten, die jedoch den hinterlaßnen Töchtern eine jährliche bestimmte Abgabe an Lebensmitteln bezahlen mußten. Nach Einführung des Christenthums wurden die Heirathen in der Kirche vollzogen, und der Bräutigam mußte der Braut ein Geschenk mit einem Sous und einem Denier machen — nach unserm Gelde ungefähr fünf Pfennig. — Noch jetzt geben sich Neuverlobte einige silberne Traustücke, deren Werth freylich mehr ausmacht als jene Geschenke des Alterthums, obgleich diese zu ihrer Zeit eben so viel sagen wollten, als die erstern in unsern Tagen. Die Ehe war bis in den vierten Grad der Verwandschaft verboten, doch hat man Beyspiele von Heirathen zwischen Tanten und Neffen. Hatte ein Freyer eine Leibeigne wider sein Wissen geheyrathet, so konnte er sie verstoßen, und sich eine andre Gattin suchen; eben dieser Fall trat ein, wenn ein Weib mit ihres Mannes Bruder lebte, und die beyden Verbrecher durften dann gar nicht heirathen, eben so, wenn der Schwiegervater mit seiner Schwiegertochter gelebt hatte, ehe sein Sohn sie zur Frau genommen. Blutschande wurde mit Gelde bestraft; hatte dieß der Schuldige nicht, so wurde er

ins Gefängniß geworfen; war er ein Leibeigner, so bekam er Stockschläge, und wußte sein Herr davon, so mußte dieser dem König sechzig Sols Strafe bezahlen. Die Strafen sind sich doch bey allen Völkern in gewissen Stücken gleich; — die Politik mischte sich überall darein. War es etwa gar ein Priester, oder ein Mönch, der sich über galanten Scenen ertappen ließ, so wurde er seiner Güter für verlustig erklärt, und der General des Ordens oder überhaupt ihr Oberer führte das saubre Pärchen gebunden vor den Bischoff, der es mit den in dem kanonischen Rechte darüber verordneten Strafen und noch überdieß mit einer Geldbuße von sechzig Sols belegte.

Mit dem Concubinat hatte es in Frankreich niemals viel zu sagen; er war in den Schlüssen des Conciliums zu Toledo für erlaubt erklärt, und als ein unauflösbares Bündniß angesehn. Der Vater konnte auch seine unehelichen Kinder Anfangs in alle seine Rechte und Besitzungen einsetzen, als aber in der Folge daher so viel Mißhelligkeiten entstanden, so wurden Bastarde zwar für rechtmäßige Kinder erklärt, aber das Recht der Succession in die Würden und Güter ihres Vaters wurde ihnen abgesprochen.

Eines der alten Sallischen Gesetze lautet also: „Wer einer freyen Frau die Hand drückt, soll funfzehn Sols in Golde bezahlen.“ Die Damen sollen aber selten den Thäter angegeben haben. Heut zu Tage ist dieß anders in der ganzen Welt.

Die Todten wurden bey den alten Franzmännern außen vor die Stadt an die Landstraßen in ihren Kriegesgewande begraben, und ihnen ihre Waffen, einige Münzen, eine Lanze und ein Trinkgeschirr mit in das Grab gegeben. Als das

Christenthum angenommen wurde, begrub man die Könige und die Großen des Reichs in die Kirchen; eine üble Gewohnheit, die noch bis auf den heutigen Tag in Frankreich das Bürgerrecht behalten, und der Gesundheit mehr geschadet hat, als man gemeiniglich glaubt.

Karl der Große. 768.

Unter diesen König bekam das Reich und die ganze Nation schon mehr Consistenz und Originalität. Karl, der den Beynamen Groß nicht umsonst führt, gehört zu den seltnen Menschen, denen Mutter Natur von Stärke und Biegsamkeit, von Rauhheit und Sanftheit, vom Furcht- und Liebe erregenden eine gleich starke Dosis zugetheilt hat, und die in den mancherley Lagen und Beziehungen ihres Lebens um so leichter und kräftiger wirken können, je mehr sie es in ihrer Gewalt haben, diese oder jene Seite ihres Herzens — je nachdem es die Umstände heischen — tönen zu lassen. Karl war Held und Freund der Musen zugleich, und ihm verdankt Frankreich seine ersten Anstalten zur Nationalbildung. Er begünstigte vorzüglich den Ackerbau, die sicherste *) Quelle

*) Man wird vielleicht die Abhängigkeit von der Witterung dagegen einwenden, aber man zeige mir doch eine andre Quelle des Nationalreichthums, die nicht noch unsicherer wäre, und nicht noch leichter verstopft werden könnte! Will man aber dagegen sagen, daß die Manufakturen die meisten Hände beschäftigen, so antworte ich: in unserm finanzreichen und geldgierigen Jahrhundert leider!!! So dann aber sind ja die Manufakturisten nur die Verarbeiter der Produkte des Landmanns und müßten verhungern, wenn dieser ihnen nicht Brod bauete, und Materialien zu ihren Gewerben lieferte. Wer die so sehr verkannte Würde des unentbehrlichsten Standes in der Welt, des Bauerstandes, will recht schätzen lernen, der lese doch Hirzels auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft und

des Nationalreichthums, und verordnete Fruchtpreise, die in wohlfeilen und theuren Zeiten beybehalten werden mußten. Den — gegenwärtigen Pariser — Scheffel, der zwanzig Pfund wiegt, setzte er also:

Korn, 4 Deniers *).

Weizen, 3 Deniers.

Gerste, 2 Deniers.

Hafer, 1 Denier.

Ein zwanzigpfündiges Roggenbrod durfte nicht höher als für zween Deniers verkauft werden. Der Sols in Golde wog 32 Gran, ungefähr der 43ste Theil einer Mark; eben so das Silber.

Karl der Große ist der erste Mäcen der Gelehrten in Frankreich. Er berief auswärtige Gelehrte nach Paris, — von denen ich nur den Alkuin nennen will, — und errichtete zuerst eine große öffentliche Schule, die in der Folge mittelbare Ursach der Einrichtung der Sorbonne geworden seyn kann.

der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt. Zürch 1792. 2 Theile, aus denen ich mich nicht entbrechen kann, eine hiehergehörige Stelle herzusetzen:

„Der Ackerbau ist die einzige Quelle einer wahren und dauerhaften „Glückseligkeit eines Staats. Durch ihn werden die Schätze der Na„tur zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft zubereitet und gesam„melt; diese mögen jetzt zur Nahrung oder irgend einem andern Ge„brauch angewendet werden; denn alles, was wir bedürfen, hat „die bereitende Hand des Bauers vonnöthen. Er liefert die rohen „Stoffe für alle Künste und Gewerbe, und alle Nahrung für den „Künstler und seine Gehülfen. Von ihm kommt also der eigentliche „Reichthum eines Landes her, und von seiner ungestörten Arbeit und „Wohlstand hängt auch die wahre Bevölkerung eines Landes ab. Je „mehr der Boden Früchte trägt, desto mehr Menschen können ernährt „werden." Theil 1. S. 362.

*) Denier ist der 12te Theil eines Sous, deren sechzig einen halben Laubthaler thun.

Da ein stehender Soldat damals noch ein Unding war, so mußten die Freyen ihre Leibeigne zur Vertheidigung des Vaterlands schicken, und es trafen oft mehrere zusammen, um Einen Mann zu stellen, der von ihnen gemeinschaftlich erkauft und ernährt wurde. Die Barone und Grafen mußten an der Spitze ihrer Vasallen in den Krieg ziehn, und die Bischöfe und Aebte ihren Mann stellen, um an ihrer Statt die Vasallen ins Feld zu führen.

Eine herrliche Sache war es, daß die kirchlichen und bürgerlichen Gesetze einen Codex ausmachten und dadurch dem leidigen Uebel der Kollisionen vorgebeugt wurde, durch welche die eine Hand wieder umreißt, was die andre gebauet hat. Die Bischöfe mußten alle Jahr in ihrer Diöces herumreisen, und genau sich nach allem erkundigen, auch fleißige Zusammenkünfte der Herrn Geistlichen halten, um zu sehn, ob auch das Werk des Herrn noch fleißig und ordentlich getrieben werde. Starb ein Bischoff, so versammelte sich die Geistlichkeit und das Volk zur Wahl seines Nachfolgers, die aber nur durch die Genehmigung des Kaisers ihre Gültigkeit erhielt. Indessen nahmen sich doch schon unter den ersten Königen einige das Recht der Ernennung zu geistlichen Stellen selbst, und Pabst Leo III. ertheilte dieses Recht Karln für sein ganzes Königreich. Mehrere geistliche Pfründen konnte in der Folge ein und eben dieselbe Person nicht besitzen, einmal, weil man einsah, daß Niemand wohl zween Herrn dienen kann, und sodann, daß Besitz vieler Güter den Menschen und also auch den Priester gar zu leicht stolz, habsüchtig und grausam macht.

Die Justiz hat Karln eine beßre Form zu danken, da sie vorher in den erbärmlichsten Umständen war. Auf den Mord stand der Scheiterhaufen, der Strick oder das Viertheilen.

Nur

Nur Schade, daß der Mörder sich für Geld loskaufen konnte, als wodurch dem Reichen das Privilegium zum Blutvergießen ertheilt wurde. Wer z. B. einen Subdiakonus todtschlug, bezahlte 300 Sols, für den Mord eines Diakonus zahlte man 400, eines Priesters 600, eines Bischoffs 900, u. s. w. Todtgeschlagne Mönche wurden den Diakonen gleich bezahlt. Ein Dieb verlor das erstemal ein Auge, das zweytemal die Nase, das drittemal mehr, als alles dieß — das Leben.

Die männliche Kleidung bestand in einem Unterkleide, das bis auf die Mitte der Beine herabhing, über welches in den Städten ein Mantel getragen wurde. Die Krieger trugen eine Art Kamisol, sehr eng, einen Cuiraß, Panzerhemd, und über dasselbe einen ganz kurzen Mantel, auf dem Kopfe aber einen Helm. Die Damen hatten sehr lange Röcke und weite Mäntel, die hinten nachschleppten, und vorn zusammen gebunden wurden; ihre Haare waren geflochten und oben aufgeschlagen, darüber hing noch ein Schleyer bis über die Schultern herab. Ihre Wagen, — an Kutschen war damals noch nicht zu gedenken, — sahen eher Gondeln ähnlich, waren mit Thierhäuten bedeckt, und wurden meistentheils von Ochsen gezogen.

Karl gab im Jahr 807 zu Compiegne einer persischen Gesandschaft Audienz, die ihm kostbare Geschenke mitbrachte, die in Zelten von der feinsten Leinewand, in mehrern seidnen Mänteln, Spezereywaaren und einer Uhr — der ersten in Frankreich — bestanden, in welcher das Schlagen der Stunden durch kleine kupferne Kügelchen geschah, die vermöge eines künstlichen Mechanismus auf die Glocke von oben herabfielen.

Unter Karls Nachfolgern blieb es mit den Sitten und Gewohnheiten lange beym Alten, es herrschte eine gewisse politische und moralische Apoplexie im Reiche, welche die Geistesfedern der Nation so erschlaffte, daß sie an neue Veränderungen in Kleidung, Waffen rc. und an Geisteserfindungen nicht dachten.

Hugo Kapet. 987.

Kapet sah ein, welche unnöthige und gefährliche Hofschranzen die Majores domus waren, die nur ihren Beutel spickten, und unter königlicher Firma ihren leidigen Stolz die theuersten Opfer brachten; er that also, was ein minder geistreicher König nicht gewagt haben würde, er schaffte ihre Charge gänzlich ab, und erwählte an ihrer Statt ein Kollegium von zwölf Pairs, ohne deren Rath und Beystimmung er in Staatssachen nichts vorzunehmen schwur. Da aber der Major domus auch Chef der Armee war, und also diese Stelle durch Aufhebung jener erledigt wurde, so traf er, weil so viele gleich würdige Kompetenten dazu da waren, das Expediens, diese Stelle keinen von ihnen, sondern seinem Sohn Robert zu übertragen, wodurch er zugleich jene, bisher gewissermaßen gefährliche Abhängigkeit der königlichen Würde von der Laune derer, welche den kriegerischen Theil der Nation lenkten, auf einmal vernichtete. Es ist bekannt, wie groß der Einfluß des Chefs eines Militaircorps auf die Regierung eines Staats sey, und mehrere Große haben erst durch die Erfahrung die traurige Wahrheit gelernt, daß man es am allerwenigsten mit denen verderben dürfe, welchen man das Schwerdt selbst in die Hände gegeben hat.

Um diese Zeit war es, als die Großen Frankreichs, mit ihren Taufnamen nicht mehr zufrieden, nicht warteten, bis die Welt ihnen wegen ihrer Verdienste noch einen Beynamen zulegte, sondern sich selbst welche wählten, die auf ihre körperlichen oder geistigen Eigenschaften, auf ihr Vaterland, oder andre Verhältnisse Bezug hatten. So hieß Hugo also der Abt, weil er mehrere reiche Abteyen besaß, Robert der Starke von seiner ungewöhnlichen Leibesstärke, Hugo der Weiße von seiner Milchfarbe u. d. g. m.

Robert II.

Er war ein großer Freund der Musik und Dichtkunst, war auch selbst Dichter. Seine Gemahlin lag ihm oft an, sie doch auch zu besingen, und weil er öfters die, von ihm selbst verfertigte Hymne: O constantia martyrum, zu singen pflegte, so hörte ihm Constantia allezeit mit innerer Freude zu, weil sie wähnte, daß diese Ode ein Lobgedicht auf sie sey. Unter Robert erfand ein Mönch Gui von Arezzo einige musikalische Zeichen, die aus Buchstaben bestanden, welche auf der Scala die Töne anzeigten. Erst 1330 erfand ein Pariser de Moeurs die eigentlichen Noten.

Eines Morgens, da Robert in Begleitung seines Kammerdieners in die Messe ging, stieß er auf ein Pärchen, das sich nicht in der erbaulichsten Lage befand; von frommem Eifer und Mitleiden zugleich gerührt, ließ er das letzte über sein Herz siegen und bedeckte das sündige Völklein mit seinem Mantel, kniete sodann hin ohnfern dem Altar und bat um Gnade für die Gefallnen. Sein Kammerdiener mußte einen andern Mantel holen, weil er mit diesem Deckmantel der Sünde nicht

zur Messe gehn wollte. Diesen seinen Begleiter nannte er Garde du Corps, welche Benennung damals diejenigen hatten, denen die Besorgung der königlichen Garderobe oblag, und diesen Namen erhielten in der Folge die Leibwachen.

Das schönste Lob, welches man diesem Herrn gab, war dieses: er war eben so unumschränkter Herr über seine Leidenschaften, wie über sein Volk. Wenn er auf der Straße ging, lief ihm immer ein Haufe kranker und zerlumpter Bettler nach, deren Wunden und Schäden er oft selbst verband, und sie durch das Zeichen des Kreuzes zu heilen suchte und glaubte. Er soll auch der erste französische König seyn, der Kröpfe kurirt hat, welches Gilbert mit so großer Zuversicht und mit so wenig Glaubwürdigkeit in den Worten erzählt: C'est le premier des nos Rois à qui Dieu ait donné le don de guérir les écrouelles.

Die Lusthäuser der französischen Könige waren bisher mehr wohlhabende Meyereyen, als ansehnliche Palläste; und ein Marly oder St. Cloud unsrer Tage würde man damals für einen überirrdischen Feenpallast gehalten haben. Natürliche Schönheiten, Wälder, Teiche, Stutereyen, Heerden von Schafen und Rindvieh galten den ältern Regenten Frankreichs mehr als Flitterstaat und Pracht, die nur das Auge weidet, aber weder den Magen noch den Geist sättigt. Sie konnten singen mit Vater Horaz:

> Non ebur neque aureum
> mea renidet in domo lacunar etc.

Die Sklaven, welche diese königliche Landgüter bearbeiten und bauen mußten, standen unter der Aufsicht und dem Kommando eines Verwalters — wie wir sagen würden — der den Titel Domestique führte. Die Könige bekümmerten sich auch

selbst um die ordentliche Verwaltung dieser Meyereyen, und befahlen bis auf das Gemüse, was gesäet werden sollte. Ihr vorzüglichstes Vergnügen bestand darin, daß sie von einem Landgute zum andern reisten, wozu ihnen die Dörfer, Schlösser und Abteyen, durch welche sie auf diesen ihren Wanderungen kamen, Pferde und Wagen geben, sie auch königlich bewirthen mußten. Reisten sie von so einem Orte wieder ab, so wurden ihnen gewöhnlich Geschenke an Silberzeug gegeben, woraus in der Folge — wie in Deutschland aus dem Don Gratuit und so vielen, ja wohl den meisten oneribus — ein Muß wurde. Als die Könige Frankreichs diese jährlichen Lustreisen aufgaben, und sich in die Städte setzten, mußten ihnen die Gutsbesitzer und Prälaten dieses Nachtlager jährlich mit einer Summe Geldes vergüten.

Die Kleidung der Krieger bestand in einem kurzen gepanzerten Unterkleide mit eben solchen Halbstiefeln. Man kann sich die Schwere einer solchen eisernen Tracht leicht vorstellen, unter welcher sie dennoch nicht erlagen. Ihr Haupt bedeckten sie mit einer Art Mönchskappe, unter welche noch eine kleinere Mütze gesetzt wurde.

Unter Heinrich I. soll Pabst Victor IV. auf einer allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran festgesetzt haben, daß künftig seine Nachfolger durch die Kardinäle gewählt werden sollten, und daß eine rechtmäßige Wahl zwey Drittel Stimmen haben müßte. Es sollte vielleicht diese päbstliche Verordnung ein niederschlagendes Pulver für den Stolz der Bischöfe seyn, die sich als das Fac totum der ganzen geistlichen Kirche betrachteten, und es wol gar zuweilen ihm merken ließen, daß er die dreyfache Krone ihnen zu verdanken hatte. Diese nachherigen Kardinäle waren Priester oder Diakonen,

die den Bischöfen bey der Messe hülfreiche Hand leisteten, oder vom Pabst ein Privilegium hatten, Messe an einem besondern Altar, welcher altare cardinale hieß, zu lesen. Anfangs unterschieden sie sich in der Kleidung nicht von den übrigen Geistlichen, bis ihnen Innocentius IV. auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1245 den rothen Hut ertheilte. Erst Paul II. soll ihnen 1464 die ganze Kardinalsuniform ertheilt haben. Sixtus V. setzte ihre Zahl auf 70, und erst unter Urban VIII. bekamen sie den Titel eminentissimi, da sie vorher nur illustrissimi genannt worden waren.

Philipp I. 1061.

Die Krönung und Salbung der ältesten Könige Frankreichs war ganz einfach und ohne allen Prunk. Du Tillet erzählt, daß in dem königlichen Archiv ein Brief liegt von einem Navarresischen Statthalter an Philipp den Schönen, der ihn instruirt, wie er den König von Navarra in der Hauptkirche zu Pampelona vor dem Hauptaltar krönen soll, bey welcher Ceremonie dann der neue König von seinen Unterthanen auf einem Schilde unter dem dreymaligen Ausruf ROJ zur Schau herumgetragen wurde. In der Folge war die Krönung der Könige Frankreichs mit so vielen geistlichen und weltlichen Ceremonien verknüpft, daß ich fürchte, diejenigen, welche keine großen Freunde von Ceremonien sind — und ihre Anzahl möchte in unserm entkörperten Zeitalter so gering nicht seyn — durch eine Beschreibung dieser Art zu beleidigen. Wer die vielen Kronen in der Abtey zu St. Denys sieht, die daselbst als eben so viel todte Kapitäler daliegen, der muß die Franzosen bedauern, daß sie nicht so klug waren, eine Krone verfertigen

zu lassen, die auf jeden französischen Königskopf wenigstens halb-wege paßte. Wenn die Volksparthey in dem gegenwärtigen Kriege diese Kronen einschmelzen ließe, um damit ihre Truppen zu bezahlen, so hätte sie wenigstens das Vergnügen sagen zu können, daß ihre Könige noch jetzt die Konstitution vertheidigen helfen. Wozu auch die Kronen, wenn man aus Frankreich einen republikanischen Freystaat zu machen gedenkt?

Unter Philipp I. predigte ein Cucupeter aus Amiens die Kreuzzüge, welche Veranlassung zu der Einführung bestimmter Familienwappen geworden sind. Wenn auch vorher Privatpersonen ihren Schild oder Helm mit gewissen sinnbildlichen Figuren bezeichnet hatten, so erbte dieß doch nicht von dem Vater auf die Kinder fort. Das erste königliche Siegel mit der eigentlichen Lilie soll von 1137 aus den Zeiten Ludwig des Siebenten seyn. Die verschiednen Großen, welche in den Heerzügen zu den heiligen Kriegen kommandirten, mußten doch gewisse Symbole haben, woran sie von ihren Truppen erkannt und unterschieden würden. Diese Zeichen wurden auch auf die Fahnen ihrer Horden gestickt, oder gemalt, und blieben in der Folge das erbliche Familiensymbol des Hauses.

Ludwig der Dicke. 1108.

Damals gab es, außer den Geistlichen und den Militairpersonen, keine freyen Leute, die übrigen Einwohner der Städte, Burgen und Dörfer waren alle Leibeigne, wobey dennoch ein Unterschied war; daß nemlich einige Serfs attachés à la glebe hießen, wie ein andres Erbeigenthum angesehn wurden, die man nach Belieben verkaufen, und mit denen man machen konnte, was man wollte. Sie konnten we-

der heirathen, noch ihren Wohnort oder ihre Profession ohne Einwilligung ihres Herrn verändern; was sie verdienten, war sein oder sie mußten jährlich eine Summe Geldes dafür an ihn bezahlen. Das Loos der andern Classe war minder traurig und die Menschheit empörend, obgleich immer noch drückend genug und diese hießen hommes de Poëte. Sie mußten ihren Herrn jährlich gewisse Abgaben entrichten und Frohndienste thun — doch war er nicht unumschränkter Gebieter über ihr Leben und über ihre Güter. Beyde Klassen hatten indessen keinen weitern Richter, an den sie, wenn ihnen Unrecht geschah, appelliren konnten, als ihren Gerichtsherrn. Wer ihnen aber gerade am meisten Unrecht that, das war eben dieser ihr Gerichtsherr. Bey wem ihn nun verklagen? Die größten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aller Art blieben also ungestraft, da der Richter sich nicht selbst in der Person des Verbrechers strafen konnte und wollte. Diesen Uebelstand sah Ludwig ein, und dachte auf Mittel die gekränkten Rechte der Menschheit wieder empor zu heben. Er war am Ende selbst nicht mehr im Stande seine übermüthigen Vasallen im Zaum zu halten, und konnte ihnen immerhin befehlen, ob sie gleich selten ihm gehorchten. Er ertheilte also den Einwohnern der Städte und Burgen auf seinen Kammergütern das Bürgerrecht, und setzte ihnen einen Richter (Maire) und Schöppen vor, die Recht und Gerechtigkeit handhaben mußten. Dafür aber mußten auch diese Städte und Burgen dem König als Soldaten dienen und auf seinen Befehl im Augenblick zu einem Feldzug marschfertig seyn. Jede Gemeine hatte dann ihre Fahne, auf welcher der Heilige ihrer Kirche gemalt war. Der Monarch diente allzeit unter der Fahne des h. Dionys, und dies ist die bekannte Oriflamme. Sie war von rothem oder feuerfarbigem

Taffet mit grünen seidnen Quasten und in zwey Theile gespalten, wurde auf einem vergoldeten Stabe getragen, und soll daher und von der feuergelben Farbe den Namen Oriflamme (Auriflamma) erhalten haben. Zuweilen trugen sie die Könige im Kriege ohne Stab um den Leib gewickelt, weil sie dadurch gegen das feindliche Geschoß undurchdringlich zu seyn glaubten. Diese Fahne trugen die Mönche der Abtey St. Denys ursprünglich bey ihren feyerlichen Prozessionen, oder auch bey den Scharmützeln mit denen, die die Güter ihrer Kirche und Abtey beschneiden und sie in ihren vermeintlichen Rechten beeinträchtigen wollten. Da sie allein sich mit ihren kalten Bannstrahlen nicht mehr genug vertheidigen konnten, so nahmen sie die Grafen von Vexin zu ihren Beschützern an, die denn, wenn sie für sie ins Feld zogen, die Fahne mitnahmen. Als in der Folge einer dieser Grafen, Philipp I., diese reiche und angesehene Grafschaft der Krone Frankreich zubrachte, machten sich die Könige anheischig unter keiner andern als dieser Fahne ins Feld zu ziehn. Nachdem der König einem Hochamte in der Hauptkirche unser lieben Frauen zu Paris beygewohnt, geht er nach St. Denys und hört in der Kirche der Abtey eine zwote Messe, worauf er zwar in seinem königlichen Staate, aber ohne Gürtel mit unbedecktem Haupt und knieend die Fahne aus den Händen des Abts empfängt. Man bediente sich auch damals schon der Fahne Frankreichs von violettem Sammt, viereckigt und auf beyden Seiten mit Lilien besäet.

Wenn ich gleich vorhin versprochen habe, keine französische Königskrönung zu beschreiben, so fällt mir doch ein, daß sie in der Geschichte der Sitten und Gebräuche der Franzosen kein unwichtiges Kapitel ausmacht, und ich möchte mich doch daher

gelüsten lassen, das obige Versprechen zurückzunehmen. Müssen wir doch die Beschreibung einer deutschen Kaiserkrönung in so mannichfaltiger Gestalt und Form zwanzig und mehrmal wiedergekäut lesen, warum sollt' es uns verdrießen, zu hören, wie sonst ein König von Frankreich, ehe er dem Präsidenten der Nationalversammlung zur linken Hand gehen mußte, oder von der Hefe des Volks nach Belieben abgesetzt, eingesperrt und massacrirt werden konnte, zum Regenten der Nation eingeweiht worden ist. Die Ehre der ersten feyerlichen, vollständig ceremoniellen Krönung wiederfuhr

Philipp II. oder Philipp August 1181

und die Ceremonien und Feyerlichkeiten sind bisher völlig beybehalten worden.

Die Krönung der französischen Könige geschah bekanntlich zu Rheims, einer ansehnlichen Manufaktur- und Handelsstadt in Champagne, 19 Posten *) von Paris, und ist von folgenden Feyerlichkeiten begleitet.

Es wird schon einige Zeit vor dem Krönungstage in der Hauptkirche zu Rheims vor dem Eingange in das Chor eine ziemlich große Bühne errichtet, auf welcher der König mit seinem Gefolge und die Pairs des Reichs Platz haben können. Vorn geht eine Treppe aus dem Schiff der Kirche hinauf und eben so auf der entgegenstehenden Seite eine hinab zu dem Hauptaltar in dem Chor. Wenn der König in Rheims ankommt, wird er von dem Domkapitel und der Geistlichkeit am

*) Die französische Post oder Station hat 2 lieues, welche in Deutschland ungefähr 1½ Stunde betragen. Fünf lieues machen eigentlich drey deutsche Meilen aus.

Stadtthore empfangen, und bringt einen Theil der Nacht, die dem Krönungstage vorhergeht, in der Hauptkirche mit Gebet zu. Sobald in die Frühmesse geläutet wird, besetzen die Wachen die Thore der Kirche, die, sobald die Domherren hinein sind, vest zugeschlossen werden. Indessen schickt der König vier der angesehensten Edelleute in die Abtey des h. Remigius, um das heilige Oel zu holen, die dem Abte und dem Kapitel schwören müssen, daß sie dieß kostbare Oelfläschgen nirgends anders hin, als in die Hauptkirche bringen wollen, worauf der Abt mit seinen Mönchen in solenner Prozession mit Vortragung des Kreuzes, das Heiligthum in die gedachte Hauptkirche begleiten, wo es von dem Erzbischoff von Rheims abgenommen und auf den Hauptaltar gesetzt wird. Eben so wird nach Endigung des Krönungsakts dieß Oelkrüglein wieder in Prozession nach der Remigiusabtey gebracht. Der König hat sich indeß schon in die Kirche begeben, in Begleitung der Erzbischöfe, Bischöfe und des hohen Adels, und sich mit den erstern an dem Altar zur Seite gesetzt. Der Erzbischoff von Rheims kleidet sich in einem Nebenzimmer an, und erscheint hierauf, von seinem Diakonus und Subdiakonus begleitet, im Pallium und in den prächtigsten Pontifikalien, wo denn der König, wenn er vor ihm vorbeyrauscht, sich von seinem Sitz erhebt, und eine Verbeugung macht. Der Bischoff fragt dann — denn wer denkt nicht in solchen Fällen zuerst an sich selbst? — den König, ob er ihn und alle Bischöfe und Kirchen in ihrem kanonischen Ansehn und Rechten — in verbis simus faciles — schützen und erhalten wolle? welches denn der König verspricht, und der Kirche den Eid der Treue und allen Ketzern das Exil schwört, und dabey die Hand auf das Evangeliumbuch legt, das in slavonischer Sprache geschrieben ist. Nach diesem Eid stellen die Herzoge und Pairs den König dem übrigen versammelten Adel

und dem Volke vor, und fragen, ob es ihn zu seinem König haben will? Nun kommt der Abt von St. Denys mit den Reichsinsignien, die in dem Schatz dieser Abtey aufbewahrt werden, legt sie auf den Altar und bleibt davor stehn. Diese Reichsinsignien sind folgende: die königliche Krone, welche Pabst Leo III. Karl dem Großen schenkte, und die den Beynamen la joyeuse hat, der Degen mit der Scheide, die goldenen Sporen, das vergoldete Scepter, auf welchem oben eine Figur ist, die Karl den Großen vorstellt, die Hand der Gerechtigkeit, die blauseidnen Halbstiefeln mit gestickten Lilien, die Tunika und die Dalmatika gleichfalls hellblau mit Lilien — sie sehen Meßgewanden ähnlich, — der blaue königliche Mantel ꝛc.

Hernach wird das Te Deum gesungen und zween Erzbischöfe nehmen den König bey der Hand, und führen ihn vor den Altar, worauf er sich während des ganzen Gesangs auf die Erde wirft. Es werden ihm sodann seine Kleider bis auf das Hemde und das rothseidne Kamisol ausgezogen. Beyde das Hemde und das Kamisol sind auf der Brust und den Schultern offen und nur mit silbernen Häkchen zugehakt, weil der Monarch an diesen Theilen des Leibes gesalbt wird. Der Kanzler von Frankreich nimmt sodann die Halbstiefeln aus den Händen des Abts von St. Denys und zieht sie dem König an, worauf ihm der Herzog von Burgund oder sein Deputirter die Sporen umschnallt, aber auch sogleich wieder abmacht. Der Erzbischoff gürtet ihm den Degen um, nimmt ihm denselben aber auch sogleich wieder ab, zieht ihn dann aus der Scheide, die er auf den Altar legt, und den bloßen Degen dem König mit den Worten in die Hand giebt: „nehmt diesen Degen, der euch durch Gottes Gnade gegeben wird, die Feinde der heiligen Kirche damit zurückzuschlagen, und das euch anvertraute Reich zu vertheidigen u. s. w.“ Es wird sodann

ein Psalm gesungen, und ein Gebet vom Erzbischoff gesprochen, worauf der König den Degen auf den Altar legt, ihn aber sogleich wieder vom Erzbischoff empfängt und ihn einem vom Adel reicht, der ihn während der Messe und auf dem Rückzug nach seinem Pallast vor ihm hertragen soll. Die Salbe selbst wird auf folgende Art bereitet. Auf einem Tellerchen auf dem Altar steht das heilige Oel, worauf der Erzbischoff den Balsam mit einem goldnen Zängchen aus der h. Oelflasche zieht, und ihn mit dem Finger auf dem Tellerchen mit dem Oel vermengt, darauf dem knieenden König das Kamisol und Hemde aufhakt und nach einer Menge gesprochener Gebete ihn an sieben Stellen des Körpers feyerlich salbt, nemlich am Wirbel des Kopfs, an der Brust, unter und auf den Schultern und an den Ellenbogen, wobey er an jeder Stelle die Worte spricht: Ich salbe euch mit dem heiligen Balsam im Namen des Vaters, des Sohns und des h. Geistes; und alle Umstehenden antworten jederzeit Amen. Nachdem noch vieles gesungen und gebetet worden ist, hakt der Bischoff, oder sein Dechant dem König das Hemde und Kamisol wieder zu und der Kanzler von Frankreich zieht ihm die Dalmatika an und thut ihm den Mantel um; der Erzbischoff steckt ihm den Ring an den vierten Finger der rechten Hand, giebt ihm das Scepter in die Rechte, und die Hand der Gerechtigkeit in seine Linke, bey welchem Aktus er allemal ein Gebet hersagt, in deren jedem Vergleichungen mit Priestern und Königen aus dem alten Testament genug vorkommen.

Nach allen diesen Gebeten ruft der Erzbischoff die Pairs des Reichs und zwar zuerst die weltlichen, dann die geistlichen auf, die einen Kreis um den König schließen, und sich bey der Hand angefaßt haben. Er setzt ihm die Krone auf, welche die Pairs auf

dem Haupte des Königs halten, während er (der Erzbischoff) eine Viertelstunde lang Gebete und Segen hersagt, nach welchen endlich der König von den Erzbischöfen und den Pairs, die immer seine Krone halten, auf den Thron gesetzt wird, worauf denn der Erzbischoff seine Bischoffsmütze abnimmt, und den König mit den Worten küßt: Ewig lebe der König! welches ihm die Pairs, der Ordnung nach, nachmachen. Nach dieser Ceremonie geht die Messe mit einem besondern Gebet für den König an, der, wenn das Evangelüumbuch gesungen wird, von seinem Thron aufsteht, und das Evangelium küßt, das ihm der vornehmste Erzbischoff dargebracht hat. Zum Geschenk — es ist bey den Katholiken ein gewisser Zeitpunkt während der Messe, da diese Geschenke oder Opfer dargebracht werden — wird sodann dem König ein silbernes Fäßchen mit Wein und dreyzehn Goldstücke gebracht, die in ältern Zeiten besans hießen, und deren jedes zween Dukaten an Werth gehabt haben soll.

Nach der Messe begleiten die Pairs den König vor den Hauptaltar, wo ihm von dem Erzbischoff das Abendmahl unter zweyerley Gestalt gereicht wird. Darauf nimmt ihm der Erzbischoff seine schwere Krone und den königlichen Ornat ab, kleidet ihn an, und setzt ihm eine kleinere, mit Edelsteinen besetzte Krone auf. Der König begiebt sich sofort in den bischöflichen Pallast unter Vortretung eines von Adel, der seinen bloßen Degen vor ihm herträgt. Sobald er daselbst angekommen ist, zieht er sein Hemde aus, und giebt es dem Erzbischoff zum Verbrennen, als ein durch die Salbung geheiligtes Kleidungsstück, das keines profanen Gebrauchs mehr fähig ist.

Unter Philipp August waren alle königlichen Edikte von den vier ersten Kronbedienten, dem Seneschal *),

*) Es soll vom lateinischen Senex und vom altdeutschen Seal, ein Diener, herkommen.

Bouteillier *), Chambrier **) und Connetable ***) unterzeichnet, und vom Kanzler mit der Unterschrift ausgefertigt: data per manum Cancellarii. War die letzte Stelle vakant, so stand unter allen Edikten: data vacante Cancellariâ.

Die Macht eines Major domus schlich sich nach und nach wieder unter der Würde eines Seneschals ein, und würde in der Folge die Könige wieder eben so eingeschränkt haben, als sie es vorher schon gethan hatte. Philipp August ließ sie zu dem Ende nach dem Tode des Grafen Theobald unbesetzt, und theilte die damit verknüpften Geschäfte zwischen dem Connetable und dem Großmarschall von Frankreich. Somit hatte die Herrlichkeit dieser despotischen Unterkönige ein Ende. Die schrecklichen Bedrückungen, welche nach und nach die unglückliche Katastrophe vorbereitet und gewirkt haben, welche gegenwärtig Frankreich seinen Untergang droht, kamen weniger von der Person der Könige selbst, als von der Habsucht und den Ausschweifungen der ersten Staatsdiener her, die unter königlicher Auctorität Millionen erpreßten, um sie zu verschwenden. Die geheime Geschichte der französischen Staatsminister — nur wenige ausgenommen — liefert uns Gemälde von vermummten Bösewichtern, wie nur Milton seinen Teufel malen konnte.

Philipp August hielt zuerst einen stehenden Soldaten in Friedenszeiten, und wurde dadurch seinen Nachbarn furchtbar. Er hatte in seiner Armee eine Art Wagehälse, die in der Folge mit

*) Unter dem ich mir nichts anders als den Oberschenk unsrer deutschen Höfe vorstellen kann. In einem der sogenannten besten französischen Wörterbücher steht unter bouteillier nichts, als — einer der Bouteillen oder Flaschen macht!!!

**) Kronschatzmeister.

***) Kronfeldherr.

dem nachtheiligen Namen enfans perdus belegt wurden. Es waren Vagabonden, die auf der Welt nichts zu verlieren hatten und daher auch Alles wagen konnten. Sie liefen bey einem Angriff zuerst Sturm, und wo Niemand hinwollte, da wurden sie vorgeschoben. Sie hatten ein Oberhaupt, das den Titel König führte, und sich immer an der Thür des Zimmers aufhielt, wo der König sich befand, um jeden, der nicht hinein sollte, abzuweisen, und im Fall eines Widerstandes eben nicht auf die gelindeste Art die Hausthür zu zeigen. Er war auch der Profos, der die Strafen an den Soldaten oder Hofleuten vollzog, deren Kleider ihm heimfielen, wenn er sie vom Leben zum Tode bringen mußte. Er konnte an jedem öffentlichen Orte, in jedem Baguo wöchentlich für zween Sols unentgeldlich zehren, und jede Ehebrecherin mußte ihm fünf Sols bezahlen. Karl VI. hob diese Stelle auf, deren Geschäfte in den nachmaligen Zeiten auf den also genannten Prevot de l'Hôtel fielen.

Um diese Zeit feyerte man auch in der Hauptkirche zu Paris und in mehrern andern Kirchen des Reichs das Narrenfest*). Zu Paris fiel es auf den Neujahrstag, an andern Orten auf den Gedächtnißtag der unschuldigen Kinder (am 28. December) daher es auch den Namen dieses Festes trug. Die Priester und Geistlichen verlarvten sich, zogen sich als Weibspersonen an, oder hüllten sich in Büffelhäute ein, erwählten einen Pabst, einen Erzbischoff und Bischoff, und führten diese hohen Häupter tanzend und unter dem Gesange unzüchtiger Lieder in die Hauptkirche, aßen und tranken während der Messe auf dem Altar, der zu

einem

*) Von diesem Narrenfest findet man auch einige Nachricht in meinen Bemerkungen auf einer Reise durch einige deutsche, Schweizer und französische Provinzen. Göttingen in der Vandenhök—Ruprechtschen Buchhandlung 1790. 2 Th. S. 96. rc.

einem förmlichen Schenktisch gemacht war, brannten statt des Weyhrauchs ihr altes Sohlenleder an, spielten Würfel, machten Bocksprünge, liefen in die Wette und betrugen sich ganz wie Unsinnige. Sollte man sich, außer unter den Wilden, eine solche Raserey denken können?. Aber wenn es darauf ankäme, ein Narrenfest zu feyern, so würde dabey der gewandte, ausdrucksvolle Franzose seine Rolle gewiß am besten spielen. Der fromme parisische Bischoff Odo von Sully verbot auch die Feyer dieses den gesunden Menschenverstand und besonders die Priesterwürde entehrenden Festes bey Strafe des Kirchenbanns.

Bey dem Eselsfest in Beauvais setzte man das schönste Mädchen, das man finden konnte, auf einen schöngeputzten Esel, gab ihr ein Kind auf den Arm, und so wurde sie unter Vortretung des Bischoffs und der gesammten Geistlichkeit in die Hauptkirche, dem heiligen Stephan geweiht, in Prozession geführt, wo sie sich nahe an dem Hauptaltar setzte. Das Hochamt fing sodann an, in welchem statt mancher Strophe das wahre Eselsgeschrey durch hin ham hin ham ausgedruckt wurde, so wie auch der Messe lesende Priester am Ende statt des ite missa est dreymal sein hin ham hin ham ertönen ließ. Manchem soll es sehr natürlich gelassen haben. —

Das Ritterwesen, das schon gegen das eilfte Jahrhundert zu werden begann, gedieh unter diesem Könige zur vorzüglichen Reife. Die Einweihung zu dem Ritterstande war von der deutschen Sitte in diesem Punkt sehr verschieden. Statt, daß bey uns die Probe durch irgend eine tapfre That gemacht werden mußte, geschah sie bey den Franzmännern durch Fasten, Beten und Baden. Die jungen Herrn, welche zu Rittern geschlagen seyn wollten, mußten einige Nächte mit ihren Pathen und einem Priester im Tempel mit

Gebet, Beichten, Anhörung von Predigten und andern geistlichen Uebungen zubringen, — bloß die Söhne der Könige waren davon ausgenommen. — Sie trugen ein weißes Gewand, wie die Novizen, als Emblem der Unschuld. Am Tage des Ritterschlags ging der junge Ritterkandidat, mit dem Degen über die Schulter geschnallt, in die Kirche, und gab solchen dem Messe lesenden Priester, der ihn weihete, und demselben wieder zurückgab. Der junge Ritter zog sodann ein Ritterkleid an, und warf sich nieder vor dem, der ihm den Ritterstreich geben sollte, welches auch Frauenzimmer thun konnten. Er schwur: Seine Güter und sein Leben zur Vertheidigung der Religion aufzuopfern, Wittwen, Waysen und Hülflose zu beschützen, und den Ungläubigen und Ketzern die Spitze zu bieten. Nach abgelegtem Eid überreichten ihm die vornehmsten umherstehenden Herrn oder Damen die ritterlichen Zeichen, als die goldnen Sporen, den Panzer, Cuiraß, die Armschienen und Handschuhe. Wenn der König selbst den Ritter schlug, so schnallte er ihm selbst den Degen und Gürtel um, und schlug ihn mit der Degenfläche dreymal unter den Worten auf die Schulter: „Im Namen Gottes, der h. Jungfrau und des Abts von St. Denys schlag ich dich hiermit zum Ritter.“ Darauf brachte man ihm Schild und Helm, und er setzte sich sogleich zu Pferde, schwang seine Lanze, schwung den Degen und ritt so auf einen öffentlichen Platz der Stadt, um sich zu zeigen.

Wenn ein Ritter durch Feigheit oder sonst eine unedle That seinen Stand entehrt hatte, so wurde er auf ein dazu an einem öffentlichen Ort errichtetes Gerüste gestellt, seine Waffen vor seinen Augen zerbrochen, das Wappen auf seinem Schilde ausgelöscht und derselbe an den Schweif eines Mutter-

pferdes gebunden, das Niemand mehr, als der entehrte Ritter besteigen durfte. Die Könige und Herolde waren bey dieser Execution gegenwärtig, und machten dem Entehrten die bittersten Vorwürfe; und die Priester, — um dabey doch auch ein Geschäft zu haben, — sprachen den Fluch des Himmels mit donnernder Stimme über ihn aus. Nachdem die Todtenvigilien gesungen waren, wurde er dreymal bey seinem Namen gerufen, wobey jedesmal der Herold erwiederte: „Nicht Ritter, sondern Verräther, Treuloser.“ Darauf goß er ein Becken warmes Wassers über sein Haupt, um damit gleichsam den Rittercharakter, den er durch den Ritterschlag empfangen hatte, wieder zu vertilgen. Er wurde darauf unter dem Arm mit Stricken gebunden, vom Gerüste herabgezogen, mit einem schwarzen Leichentuche zugedeckt, auf einer Todtenbahre in die Kirche getragen und eine förmliche Todtenmesse über ihm gelesen.

Beging ein Ritter nur einen geringen Fehler, so bestand seine Strafe nur darin, daß er mit den übrigen Rittern nicht an einer Tafel essen durfte, und ihm der Teller umgekehrt wurde, wenn er sich dabey einfand. Es waren Anfangs nur zwey Ritterklassen in Frankreich, die Pannierherrn und die Ritter der geringern Klasse. Unter Franz I. entstanden die gelehrten Ritter, die eigentlich bloß ein Ehrentitel waren — wie noch bey uns.

Im zwölften und zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts war das Sittenverderbniß und die Ausschweifung schon zu einem hohen Grad gestiegen. Es gab der Freudenmädchen schon eine unzählige Menge, und sie machten so großen Staat, daß man sie von vornehmen und ehrbaren Damen nicht mehr unterscheiden konnte. Als die Königin einstmals in der Messe

den Friedenskuß austheilte, umarmte sie auch eine solche Kreatur, die sie für eine ehrbare Dame hielt, und beklagte sich, da sie es erfahren hatte, bey dem Könige. Dieser verbot also den Freudenmädchen einen Mantel zu tragen, welches das Kennzeichen verheyratheter Frauen war. In der Folge erschien ein Befehl, worin ihnen verboten wurde, Röcke mit Schleppen zu tragen, so wie goldne Gürtel oder Charpen; auch durften sie die Kappe über ihrer Frisur nicht zuknöpfen.

Unter Ludwig VIII wurden durch eine Bulle des Pabsts Honor III die Minoriten oder Franzisskaner in Frankreich privilegirt.

Ludwig IX., der Heilige. 1226.

Unter diesem frommen König schon behauptete die Universität zu Paris den Satz auch, der in neuern Zeiten nicht bloß aufgestellt, sondern auch in Ausübung gebracht worden ist: Daß ein Geistlicher mit gutem Gewissen nicht zwey Beneficien zugleich genießen könne. Dieser Satz wollte denen, welche sich in diesem Fall befanden, gar nicht behagen. Unter diesen war selbst der Kanzler der Universität, Philipp. Er lag auf dem Sterbebette, und erhielt einen geistlichen Besuch von dem Bischoff, der ihn ermahnte, sich doch einer dieser Bürden, die ihn zur Hölle zögen, zu entledigen, aber der Kanzler sagte mit schon halbgebrochner Stimme ganz trocken: „Ich will es darauf ankommen lassen, ob es sich wirklich also verhalte.“ So sehr hängt der Mensch, selbst noch am Grabesrande, an dem Interesse!

Unter Ludwig dem H. hatte der Kanzler, ausser zween Mänteln und Röcken, einen für den Sommer, den andern

für den Winter, an Besoldung sieben Sols Pariser Münze täglich; davon mußte er seine Haushaltung seinem Stande gemäß führen, seine Diener und Pferde rc. erhalten. Sechzig Jahr darauf bekam er doch schon 2000 Livres, und welche Summen zogen die Kanzler Frankreichs nicht in der neuesten Zeit! In Deutschland waren in den ältern Zeiten die Besoldungen auch sehr gering, aber man konnte nach der Wohlfeilheit der Lebensmittel doch davon seinem Stande gemäß leben. Diese Besoldungen aber sind in den neuern Zeiten um wenig oder gar nichts erhöht worden, obgleich die Preise der Lebensmittel zehn und zwanzigmal so hoch gestiegen sind und der Luxus so vielen Aufwand erfordert; — daher ist auch die Zahl der treuen Diener geringer und die der Betrüger und Bankerutteurs größer in unsern Tagen.

Philipp III., oder der Kühne, 1270.

des vorigen Sohn, brachte die Reste seines an der Pest vor Tunis auf einem Kreuzzuge verstorbenen Vaters nach Paris, und trug sie selbst in Prozession nach St. Denys zur Beysetzung. Die sieben Kreuze, welche man auf dem Wege von Paris nach St. Denys antrift, sind die Stationen, wo der König mit diesen, seinem Herzen so theuren, Resten ausgeruht hat. Bey der Königin Krönung 1274 erschienen die Herrn schon in Purpurmänteln und die Damen in goldgewirkten Kleidern mit beperlten Halsbändern und kostbaren Edelsteinen geschmückt.

Philipp war der erste unter den französischen Königen, welcher Adelsbriefe ertheilte, vorher konnte nur Geburt adeln, da man den durch die Erfahrung freylich oft genug widerleg-

ten Wahn hatte: ein ädler Vater müßte auch wieder einen ädlen Sohn zeugen. Ein gewisser Goldschmidt Raoul ist der erste, welcher 1283 in den Adelstand erhoben worden ist. Die Franzosen dürfen in Ansehung des Adelstolzes uns Deutschen keine Vorwürfe machen, — die Ahnensucht ist eine Maladie, der sie eben so gut unterworfen sind, als wir und die Adlichen in Frankreich für die Bürgerlichen eben so ungenießbar macht, wie bey uns. Allein alles dieß rechtfertigt dennoch die gegenwärtige gänzliche Abschaffung des Adels in Frankreich nicht. Jede Sache in der Welt hat ihre gute und ihre schlimme Seite; — so auch der Adel. Der Weise wird den verdienstvollen Mann von sechzehn Ahnen schätzen, und den, der keine Verdienste hat, bey seinen sechzehn Ahnen doch verachten, wenn er auch mehr Rittergüter aufweisen könnte, als Haare auf seinem hohlen Kopfe. Wenn die Hefe des Volks, der Auswurf der Nation, mit Menschenköpfen spielt, wie sonst der Adel damit gespielt hat, seyd ihr so glücklicher, Franzmänner? Basta!

Die Fortsetzung folgt.

Steinbrenner.

III.

Bemerkungen über das Etwas über die Steuerfreyheit des deutschen Adels.

In der deutschen Monatsschrift 1793. April.

Der Titel dieser Abhandlung sollte eigentlich heißen, über die Steuerfreyheit der adlichen Güter in Deutschland; denn von diesen ist bloß die Rede in derselben. Es giebt aber in allen deutschen Ländern auch persönliche Steuern von verschiedner Art, wozu der Adel nichts beyträgt. Ich will jedoch jetzt nur bey den Grundsteuern stehen bleiben. Auch in Ansehung dieser findet die an sich gegründete Bemerkung des Hrn. Professor Häberlin nur bey solchen adlichen Gütern Anwendung, bey welchen Unterthanen befindlich sind, die Ländereyen von dem Gute erhalten haben. Dieß ist nicht bey allen der Fall. Viele adliche Güter auf dem Lande, und fast alle in den Städten befindlichen, haben keine Unterthanen, und geben also nicht den geringsten Ersatz für die Freyheit von der Grundsteuer. In einer Provinz Deutschlands

von etwa 30 □Meilen sind gegen zwölf adliche Güter mit Unterthanen, dreyßig ohne dergleichen: in andern Provinzen wird das Verhältniß vielleicht anders seyn, allein das angeführte Beyspiel beweist immer, daß die Vertheidigung der Steuerfreyheit der adlichen Güter in der vorgedachten Abhandlung bey weiten nicht allgemein und von der Erheblichkeit ist, als sie es bey dem ersten Anblick zu seyn scheint.

Die Bemerkung in der Note, daß in verschiednen einzelnen Staaten, namentlich in den Brandenburgischen und Oestreichischen, die Steuerfreyheit der adlichen Güter durch die Ritterpferdsgelder aufgehoben sey, ist wenigstens in Ansehung der Brandenburgischen Länder nicht völlig gegründet. In diesen sind die Ritterpferdsgelder, ob sie gleich zur Steuerkasse fließen, eigentlich ein bloßer Ersatz für die aufgehobene Lehnsbarkeit der adlichen Güter. Sie werden daher bloß von den Königlichen Lehngütern gegeben, und sind überaus mäßig, indem ein ganzes Ritterpferd nur mit vierzig Rthlr. bezahlt wird. Dagegen ist die Lehnsverbindung zwischen den Vasallen und Lehnsherrn gänzlich aufgehoben. Die Güter fallen, wenn die Lehnsherrn aussterben, nicht mehr dem Landesherrn als Lehnsbesitzer anheim, sondern vererben auch auf nichtlehnsfähige Verwandte, und können veräussert werden.

Sollten die adlichen Güter den Abgaben anderer steuerbaren Güter unterworfen werden, so würden sie gewiß sechs und mehrmal so viel bezahlen müssen, als die Ritterpferdsgelder betragen.

Indessen kann den adlichen Gütern, welche keine Unterthanen haben, die Steuerfreyheit ohne Unbilligkeit und Ungerechtigkeit nicht genommen werden, weil dadurch ihren Besitzern offenbar ein großer Theil ihres Vermögens entzogen

würde. Zum Theil haben die Besitzer oder ihre Vorfahren solche erkauft, und dann die Steuerfreyheit mit bezahlt, oder, wenn sie auch beständig in der Familie vererbt sind, so haben doch die Brüder davon abgefunden und die Schwestern ausgestattet werden müssen. Dieß ist natürlich nach ihrem Werth, als steuerfreye Güter, geschehen, und in beyden Fällen leiden die Besitzer, wenn ihnen die Steuerfreyheit genommen wird, einen Verlust an ihrem Vermögen, den sie nicht verschuldet haben. Es wäre eben so ungerecht, als wenn der Staat, um den ärmern Einwohnern aufzuhelfen, verordnen wollte, daß die Reichen ihnen einen Theil ihres Vermögens überlassen sollten. Der Staat müßte also, um die adlichen Güter der Steuerbarkeit zu unterwerfen, die Besitzer entschädigen; dieß vermehrte die Auflagen, und der Staat, so wie seine steuerpflichtigen Unterthanen würden davon wenig Nutzen haben.

In gutverwalteten Staaten, wo die Steuern dem Ertrage der Grundstücke angemessen sind, drückt auch die Steuerfreyheit der adlichen Güter die Besitzer der übrigen Ländereyen so sehr nicht; wenn nur, wie Hr. Prof. Häberlin richtig bemerkt, die ausserordentlichen Staatsausgaben und Bedürfnisse mit gleichen Schultern getragen werden: aber hier fehlt es noch in sehr vielen sonst gut eingerichteten Staaten Deutschlands.

Sehr auffallend ist der von dem Bisthum Hildesheim angeführte Fall, in welchem bisher die feindlichen Kontributionen bloß von den Bürgern und Bauern aufgebracht werden müssen. Diese Unbilligkeit ist zu groß, als daß sie in vielen Provinzen Deutschlands statt gefunden haben sollte; von den Preußs. Ländern ist wenigstens das Gegentheil bekannt. In

diesen sind die durch feindlichen Invasionen in dem siebenjährigen Kriege veranlaßten Landesschulden ohne Unterschied der Stände und Besitzungen aufgebracht.

Eine andere Unbilligkeit ist doch auch selbst in diesem Staat noch üblich. Nemlich, wenn die Armee zum Kriege mobil gemacht werden soll, müssen bloß die steuerpflichtigen Unterthanen die nöthigen Pferde, um einen gewissen Preis liefern, und wenn ein Magazin errichtet, oder die Armee auf dem Marsch im Lande verpflegt werden soll, wird die Getreide-Stroh- und Heu-Lieferung bloß auf die kontribuablen Gutsbesitzer aufgeschrieben und nach einem festgesetzten Preise bezahlt.

Dieß soll zwar keine Abgabe seyn, weil der Staat diese Kriegsbedürfnisse den Unterthanen abkauft. Es ist auch nicht zu läugnen, daß die Preise der Pferde und Fourage an sich nicht zu geringe sind: allein demohngeachtet bleibt es eine drückende Last für die Unterthanen. Die Preise der Kriegsbedürfnisse steigen aus leicht begreiflichen Ursachen bey dem Ausbruch eines Krieges sehr in die Höhe, und der Unterthan ist gerade zu der Zeit nicht im Stande, sich für das erhaltene Kaufgeld Pferde wieder anzuschaffen. Trift sich's, wie oft der Fall ist, daß die Mobilmachung im Frühjahr geschieht, und der Unterthan muß von 4, 3, auch wohl 2 Pferden, die er zu seinem Ackerbau nöthig gebraucht, eins abgeben, so muß er entweder seinen Ackerbau vernachläßigen, oder das abgelieferte Pferd um jeden Preis wieder anzukaufen suchen. Gute Pferde sind dann selten; er muß schlechte theuer bezahlen und leidet neuen doppelten Verlust.

Beyweitem weniger lästig würd' es für die adlichen und andre freye Güter seyn, wenn sie nach Verhältniß ihres Pfer-

bestandes zu der Pferdelieferung mit zugezogen würden, weil auf dergleichen Gütern gewöhnlich auf ein Spann ein überflüßiges Pferd gehalten wird. Die Ablieferung desselben setzt den Gutsbesitzer nicht, wie den Unterthan, in augenblickliche Verlegenheit. Er kann Zeit und Gelegenheit abwarten, seinen Pferdestand wieder zu ergänzen, und dadurch sich ganz ausser Verlust zu setzen oder solchen doch unmerklich zu machen, für die Unterthanen aber würde die Last vermindert, und es könnten zum wenigsten die, welche nur zwey Pferde halten, mit der Lieferung verschont werden.

Bey der Fouragelieferung ist die Unbilligkeit noch auffallender. Gewöhnlich hat der steuerbare Unterthan gegen das Frühjahr seine Vorräthe längst verkaufen müssen. Er sieht sich also genöthigt, die Lieferung von dem Edelmann und Beamten aufzukaufen, oder sich an gewinnsüchtige Entrepreneurs zu wenden, und sie übertheuer zu bezahlen, hat aber keinen Vortheil von den hohen Preisen. Der adliche Gutsbesitzer und Beamte läßt sich die hohen Preise wohl gefallen, gewinnt dadurch ansehnlich, und trägt nicht die geringste Last zum Kriege.

Im Jahr 1790, als sich die preußische Armee zum Kriege rüstete, und ein Magazin in Halle errichtet wurde, wozu bloß die steuerpflichtigen Unterthanen liefern mußten, geschah die Vergütung des Hafers, der Wispel mit 16 Thlr., und so verhältnißmäßig Heu und Stroh. Die wenigsten Unterthanen hatten noch dergleichen vorräthig. Sie mußten es von Beamten und Edelleuten kaufen. Diese nutzten die Zeitumstände, und nahmen 20 bis 28 Thlr. für den Wispel Hafer, so daß mancher Unterthan sich deshalb in Schulden setzen mußte. Wär' es unbillig gewesen, wenn die steuerfreyen Gü-

ter nach Verhältniß ihres Ackerstandes zu dieser Lieferung hätten beytragen und dadurch die Last erleichtern müssen? Keinesweges! Für jene wär' es keine wirkliche Abgabe gewesen, weil die Fourage theurer bezahlt wurde, als worauf sie ohne die besondern Zeitumstände rechnen konnten, und sie erhielten, was sie doch etwa verloren, durch den hohen Preis, um welchen sie ihre übrigen Vorräthe verkaufen konnten, doppelt und dreyfach wieder. So aber bereicherte sich der Edelmann und Beamte ganz offenbar mit dem Schaden der übrigen Unterthanen.

Gesetzt aber auch, es wären diese, zur Zeit eines Krieges nothwendigen Lieferungen, für die Steuerfreyen wirklich eine so große Last, als sie's für die übrigen Unterthanen sind: warum sollen die Eximirten davon frey seyn? Kriege werden zur Vertheidigung des Landes geführt; und hierzu muß jeder Unterthan ohne Unterschied beytragen *). Dieser Grundsatz ist bey andern Kriegslasten im Preußischen schon angenommen; denn, wenn zur Zeit eines Krieges ein Ort mit mehr als gewöhnlicher Einquartierung belegt werden muß, so werden auch die Freyen mit angezogen, und die feindlichen Contributionen sind auf alle Unterthanen nach ihrem Vermögen, welches dadurch mit der Plünderung verschont worden, vertheilt. Nur bey den Lieferungen der Kriegsbedürfnisse wird dieser Grundsatz erst im höchsten Nothfall, wenn es eine Unmöglichkeit ist, solche von den Unterthanen allein zu erhalten, befolgt. Die Zeiten des siebenjährigen Krieges geben einige Beyspiele davon.

*) In der Abhandlung: Was sollte der Adel jetzt thun? von Ewald, ist dieß S. 73 und 74. aus Reichsgesetzen nachgewiesen.

Weniger drückend, aber doch eben so unbillig, sind verschiedene Begünstigungen der Steuerfreyen bey Policeyeinrichtungen, die zum Vortheil des Ganzen gereichen, und fast in allen Staaten Deutschlands üblich sind. So müssen zum Beyspiel bloß die steuerpflichtigen Unterthanen, wenn sich die Sperlinge und Hamster so vermehren, daß sie dem Ackerbau schädlich werden, davon eine gewisse Anzahl liefern, und das Getreide der Steuerfreyen auf ihre Unkosten erhalten. Auf den Aemtern und adlichen Gütern, wo die Sperlinge bey hunderten nisten, und wo Hände genug sind, sie in Feyerabendstunden zu fangen, geschieht zu ihrer Verminderung nichts; nur der steuerpflichtige Unterthan, der des Tages über im Herrendienst gearbeitet hat, und jede Stunde in seiner Wirthschaft nutzen muß, soll von der Arbeit abbrechen, und die Zeit auf den Fang dieser schädlichen Thiere verwenden.

In verschiedenen Provinzen ist nur der Edelmann, Beamte, Prediger und etwa der Müller berechtigt, Tauben, die ins Feld fliegen, zu halten, der Unterthan muß geruhig zusehen, daß sie sein Getreide verzehren, und den Nutzen von ihnen lediglich den schon an sich mehr Begüterten überlassen. Es ist wahr, wenn das Feldtaubenhalten nicht eingeschränkt wäre, so würden sie oft halbe Erndten verzehren. Aber, warum soll sie bloß der Begüterte auf Kosten des Aermern halten, und nicht umgekehrt dem letztern diese geringe Nutzung gegönnt, oder das Halten der Feldtauben, wie schon mehrmals vorgeschlagen worden, ganz untersagt werden. Man braucht nicht zu befürchten, daß sodann das Taubengeschlecht aussterben würde. Auf großen Wirthschaften können und werden immer Tauben, die nicht ins Feld fliegen, und sich besser vermehren, mit Nutzen unterhalten werden.

Die Unbilligkeit aller dieser Begünstigungen des steuerfreyen Standes ist so auffallend, und dennoch werden sie nicht aufgehoben; woher kommt das? Sollte nicht der Grund darin liegen, daß der steuerbare Güterbesitzer, besonders auf dem Lande, nicht gehörig repräsentirt wird? Die Landräthe der Provinzen, die eigentlich für den Landmann sprechen sollen, werden aus dem Adel erwählt, und müssen nothwendig Güter in der Provinz besitzen. Was ist natürlicher, als daß diese sich der Unterthanen nicht annehmen, wenn ihr eigenes Interesse dabey in Kollision kommt; und wenn ein Landrath auch in Ansehung seiner uneigennützig genug denkt, so werden ihn doch die Vorwürfe der übrigen adlichen Güterbesitzer abhalten, einen solchen Antrag zum Vortheil des Landmanns und zum Nachtheil des Adels zu thun oder zu unterstützen *).

Die Kammern sehen eine Veränderung in allen diesen Punkten gleichfalls ungern, weil sie befürchten, daß, wenn die adlichen Güter zur Mitleidenheit der außerordentlichen Lasten, und der zum allgemeinen Besten des Ackerbaues erforderlichen Anstalten, angehalten werden, solche von den Beamten gleichfalls gefordert werden möchte, alsdenn aber die Etats und Anschläge, deren Erhaltung die Hauptpflicht der Kammern ausmacht, nicht mehr erfüllt werden würden. Es ist auch nichts billiger, als daß auch die Beamten zu den Lieferungen, und andern vorgedachten Lasten verhältnißmäßig mit beytragen, dagegen aber die Furcht eines deshalb bey den Aemterverpachtungen entstehenden Ausfalls ungegründet, weil, wie oben bemerkt worden, die Lieferungen der nöthigen Kriegs-

*) Hier verdient nachgelesen zu werden, was in Ehrhards Kritik des allgemeinen Gesetzbuchs für die Preuß. Staaten S. 81, ingl. S. 97—103. angeführt ist.

bedürfnisse, da sie gut bezahlt werden, für große Wirthschaften eigentlich keine Auflage und Last zu nennen sind, und durch die sodannn entstehenden hohen Preise aller Getreidearten überflüßig vergütet werden, allgemein zum Besten des Ackerbaues angeordnete Policeyanstalten, wenn sie dazu mitwirken, zu ihrem eignen Besten gereichen. Sollte also hierunter eine, zum Besten der lasttragenden Unterthanen so sehr zu wünschende, Abänderung gemacht werden: so müssen die Pächter der herrschaftlichen Domainengüter allerdings mit beytragen; dadurch wird den steuerfreyen Güterbesitzern aller Vorwand zum Widerspruch genommen.

Unbilligdenkende werden sich zwar dennoch auf den Besitz der Freyheit berufen, und darin geschützt zu werden verlangen: aber sie mögen sich des deutschen Sprichworts erinnern: hundert Jahr Unrecht wird nicht eine Stunde Recht. Unter dem Preußischen Adel, der sich bey Abgebung seines Gutachtens über den Entwurf zum allgemeinen Gesetzbuch, nach der Bemerkung in Kleins Annalen Band 8. S. XVIII. so rühmlich ausgezeichnet und sich der Rechte der übrigen Stände angenommen hat, sind hoffentlich wenige so eigennützig gesinnt, daß sie den steuerbaren Unterthanen die außerordentlichen Lasten nicht zu erleichtern suchen sollten; und vielleicht hat es nur an einer Veranlassung gefehlt, die Sache in Bewegung zu bringen. Wie sehr würd' ich mich freuen, wenn diese Gedanken Gelegenheit gäben, solche in den Ständischen Versammlungen in Ueberlegung zu nehmen, oder die höhern Landescollegien bewegten, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten.

IV.

Warum steht das Menschengeschlecht auf dieser Stufe?

Diese Frage ist von eben der Art, wie folgende: Warum hat die athmosphärische Luft die Mischung, daß nur ein Viertel oder ein Fünftel wirklich reine, athembare Luft ist? Warum hat die Auster nur Einen Sinn, und entbehrt alle die Freuden, welche uns die andern Sinne gewähren? Warum ist Reichthum und Kenntniß so ungleich vertheilt? Warum wird dieser Mensch durch die Geburt zum Herrscher, jener zum Sklaven bestimmt? Warum die beständigen Kriege auf Erden? Warum die unaufhörlichen Revolutionen in der Natur?

Wir fühlen es, daß wir nichts genau Bestimmtes antworten können. Und doch können wir uns nicht enthalten, diese Frage uns von Zeit zu Zeit zu thun. — Und auch in unsern Tagen, wem preßten nicht die Erzählungen von den Gräuelscenen des 10ten August, des 2ten Sept. 1792, des 21sten Jenners 1793, und die Schilderungen der Jourdain, der Egalité, der Marat, solchen Ausruf ab? — Wir versuchen immer von neuem diese Frage zu beantworten, und bleiben in den meisten Fällen eben so unbefriedigt, als das dreyjährige Kind bey seinem immerwiederholten Warum. Inzwischen lehren uns diese beständigen Versuche, diese Frage, die wir nicht zurückdrängen können, zu beantworten, daß sie mit bestimmt seyn muß, unsern Geist immer

in der Thätigkeit und Spannung zu erhalten, welche zu seiner Bildung nothwendig ist.

Alle Theodiceen, alle Abhandlungen über das Uebel, haben uns noch nicht weiter gebracht, als daß wir nur im Allgemeinen mit Dryden und Pope sagen können: „Alles, was ist, ist „gut!" — „Aber der kurzsichtige Mensch erblickt nur einen „Theil der Kette, und kann von dem nächsten Gliede seine Augen „nicht bis zu dem wagerechten Balken erheben, der droben alles „wägt!' so daß wir also, in bestimmten Fällen, wo weder eigne Erfahrung, noch die Geschichte, unsre Führerinnen seyn können, uns mit jener allgemeinen Antwort begnügen, oder warten müssen, bis uns die Folgezeit Aufschlüsse giebt; oder, wie es der orientalische Dichter ausdruckt: „bis wir die Fußstapfen Gottes „sehen, dem kein Sterblicher ins Gesicht sieht!"

Es ist auffallend, daß schon dem Verfertiger des Hiobs, dieses in so mannichfacher Rücksicht merkwürdigen Gedichts, diese Frage gerade so vorschwebte, und daß er sie schon eben so beantwortete, als wir sie uns beantworten. Im 12ten Abschnitt macht er sich den Einwurf:

„Ruhig sind die Gezelte der Länderverwüster!
„Sicher der Frevler Wohnungen,
„Deren Hand ihnen Gott ist!" *)

Diesen Zweifel beantwortet er sich so:

„Frage die Thiere!
„Die werden dich lehren.
„Frage die Gewächse der Erde!
„Sie werden dir's sagen. —

*) d. h. Die trotzend auf ihre Kräfte sich jede Ungerechtigkeit erlauben.

„Wer sieht nicht aus Allem:
„Daß Gott dieß so machte!
„In dessen Hand jegliches Geschöpfs Geist ist.
„Er löset der Könige Gürtel.
„Er stürzt die Herrscher.
„Er erhebt die Völker, und vertilgt sie.
„Er macht Nationen groß, und läßt sie schwinden.
„Er raubt den Verstand den Führern der Völker,
„Läßt in weglosen Wüsten sie irren,
„Sie tappen im lichtlosen Dunkel;
„Trunkenen gleich läßt er sie taumeln!"

Der Dichter will sagen; die Frage: Warum haben ganze Länder und einzelne Menschen solche Schicksale? Warum wird der Frevel der Bösewichter nicht verhindert? Warum solche Mordgier, solcher Blutdurst, solche Dummheit unter den Menschen? ist uns in einzelnen Fällen unerklärbar. Doch führt uns jede Beobachtung der Natur auf eine allgewaltig bestimmende erste Ursach zurück. Wir haben nur Eine Antwort bey allen den Fragen: Warum würgt der Tiger das unschädliche Lamm? Warum tödtet der gifthauchende Samum den friedsamen Reisenden, der Blitz den Hirten, die Pest den Länderbeglücker, und der Nationenverderber lebt? Warum ist die Schlange mit tödtendem Gift bewaffnet? Warum unterdrückt die Dornstaude nützliche Gewächse? Warum verpestet die Giftpflanze die Luft? Warum verschwinden alle Tage Millionen von Keimen, die nie zu fruchttragenden Bäumen heranwachsen?

Wir müssen endlich aufhören mit unsern Warum's. Und es bleibt uns am Ende nichts übrig, als zu untersuchen, ob das, was unsre Zweifel erregt, wirklich so ist, wie es sich uns dar-

stellt; und, wenn dieß so ist, uns die veste Ueberzeugung zu verschaffen suchen: daß es so gut ist, weil es ist! Doch, ohne dieß je zur Entschuldigung für uns oder andere zu gebrauchen, in Dingen, die von uns oder andern abhangen; ohne je Böses thun zu wollen, damit Gutes herauskomme. — Können wir ändern, was ist?

Finden wir den Menschen wirklich auf der Stufe zwischen dem Thier und dem Seraph; kann er sich zu Gedanken und Empfindungen erheben, die ihn der Gottheit nähern, und kann er auf der andern Seite, durch Wuth und Leidenschaft und Dummheit unter den Affen und Tiger herabsinken: dürfen wir dieß nicht sehen wollen, weil wir Kurzsichtige es anders wünschen? Oder müssen wir nicht zufrieden seyn mit der Stufe, auf die wir gestellt sind; wo uns ein so weiter Spielraum, ein so großer Wirkungskreis eröfnet wurde, und wo uns alles von der außerordentlichen Bildsamkeit des Erdenbewohners überzeugt, und uns zu großen Aussichten künftiger unabsehbarer Bildung berechtigt?

Müssen wir nicht die Weisheit bewundern, die eine so künstliche Maschine, welche aus Millionen selbsthandelnder, täglich wechselnder, Wesen zusammengesetzt, sich fast in jedem Augenblick zu zerstören scheint, Jahrtausende in ihrem Gang erhält; welche jeder Ursach des Verderbens eine andere entgegensetzt, die das Gleichgewicht wiederherstellt; welche, durch die Reibung entgegenwirkender Kräfte, die immer mehr sich entwickelnde Vollkommenheit des Ganzen befördert, und uns, bey der anscheinenden höchsten Verwirrung, Resultate einer immer neuen Ordnung zeigt, die auch der schärfste Denker nicht ahndete!

Nachtigal.

V.

Sollten die moralischen Kräfte im Staat wohl eben die Aufmerksamkeit verdienen, die man den physischen widmet?

Mit Rührung betracht' ich oft das gemeinschaftliche Streben aller Kräfte in dem kleinsten lebendigen Wesen nach dem einen Ziel seiner Erhaltung und seines Wohlseyns. Seine Empfindung, wenn sie angenehm ist, ist Genuß, aber zugleich neuer Reiz zu gewissen Kraftäußerungen, um dessen, was ihm Vergnügen macht, habhaft zu werden. Seine unangenehmen Empfindungen scheinen nur dazu zu dienen, seine Kräfte zu wecken, um dieß oder jenes von sich zu entfernen oder abzuhalten, was seinen Körper beschädigen oder zerstören könnte. Es wacht über seinen Körper, nährt und pflegt denselben, bewegt ihn von einem Ort zum andern, es flieht vor Gefahren, und eilt dagegen seinem Vergnügen zu. Man kann sich diese mannichfaltigen Verrichtungen, die auf einen Zweck gerichtet sind, nicht denken, ohne einen Vereinigungspunkt anzunehmen, in welchem alle Empfindungen zusammenfließen und wovon alle Wirkungen ausgehen. Man muß einen solchen Vereinigungspunkt annehmen, weil sonst die auf ein Ziel gerichteten Verrichtungen unerklärbar seyn würden. Selbst die leblose Maschine, die gewisse bestimmte Wirkungen her-

vorbringt, vereinigt ja durch ihre besondere Einrichtung und Zusammensetzung mancherley Kräfte zu einerley unveränderlichem und nothwendigem Zweck. Wie könnte in einem lebendigen Wesen eine so große Mannichfaltigkeit der Wirkungen, die nach einem Ziel streben, Statt finden, ohne ein Etwas in demselben anzunehmen, das die Kräfte weckt und ihre Wirkungen lenkt? Ein solches harmonisches Streben der mannichfaltigsten Kräfte nach einerley Ziel haben wir an uns selbst zu beobachten Gelegenheit, welches hier um so bewunderns-würdiger ist, da zu unserer Erhaltung und zum menschlichen Wohlseyn ungleich mehr gehört, als zur Erhaltung und zum Wohlseyn der übrigen uns bekannten Wesen, und da im Menschen eine ohne Vergleichung größre Mannichfaltigkeit der Kräfte Statt findet, die den einen so sehr zusammengesetzten Zweck der Selbsterhaltung und des Wohlseyns zu erreichen gemeinschaftlich streben. Wir haben nicht nur physische, sondern auch moralische, nicht nur Körper- sondern auch Geisteskräfte. Wenn wir uns aber mit andern lebendigen Wesen in dieser Rücksicht vergleichen, so nehmen wir einen sehr auffallenden Unterschied wahr. Das Thier wird von seinen Empfindungen und Trieben sicher geleitet, und verfehlt auf diesem Wege des Zwecks nicht, wozu sich seine mannichfaltigen Kräfte vereinigen, es müßte denn in seinen natürlichen Kraftäußerungen durch äußere Gewalt gehindert oder gestört werden. Nicht so der Mensch. Seine Empfindungen und Triebe allein leiten ihn nicht sicher zum Ziel. Diese schweifen aus und zerstreuen sich von dem Wege, der zum Ziel führt. Nur, wenn die Vernunft alle die mannichfaltigen Kräfte des Menschen im Zügel hält, und sie gehörig lenkt, kann der Zweck, wozu sie da sind, erreicht werden.

Längst haben weise Menschen jede größere und kleinere Gesellschaft mit einem Körper überhaupt, und mit dem menschlichen insonderheit, verglichen. Ich wüßte auch nicht, welches Bild treffender und bedeutsamer seyn könnte, um dieß moralische Wesen zu versinnlichen. Jener edle Römer, der dem im Aufruhr begriffnen Volk den unsinnigen Streit der verschiednen Glieder des Körpers und ihre Beschwerde über den Magen insonderheit vorstellte, wodurch sie sich für berechtigt hielten, nichts mehr für ihn zu thun und worüber sie selbst erstarben, verfehlte seines Zwecks nicht; — er beruhigte die aufgebrachten Gemüther. Dieses Bild ist aber nur in so fern treffend, daß es zeigt, wie es in jeder Gesellschaft seyn sollte; nicht aber, wie es wirklich ist. Denn wo ist die größre oder kleinre Gesellschaft, selbst die sonst friedlichen und thätigen Mährischen Brüder nicht ausgenommen, wo alle Mitglieder ohne Ausnahme nach ihrem ganzen Vermögen für das allgemeine Beste thätig wären, wo keiner andre für sich arbeiten ließe, ohne ihre Arbeit durch Gegendienste zu vergelten, wo es des Zwangs gar nicht bedürfte, wo jeder mit seinem Posten zufrieden wäre, wo Neid und Eifersucht unbekannte Dinge wären? Jede Gesellschaft, wenn sie bestehen und ihren Zweck erreichen soll, muß einen Vereinigungspunkt haben, welcher das Band der Vereinigung festhält, die verschiednen Kräfte in ihrer Thätigkeit lenkt, damit das allgemeine Beste befördert werde, und da, wo Verschiedenheit der Einsichten, Meinungen, Neigungen, und Handlungen ist, so viel als möglich ist, Harmonie der Wirkungen hervorbringt. Es ist ein großer Unterschied zwischen natürlichen Verrichtungen und willkührlichen Handlungen. Jene erfolgen vermöge des Mechanismus der Körper, diese erfodern Ver-

nunft und Anwendung der Vernunft. Wenn man daher ein in aller Absicht zutreffendes Bild von der menschlichen Gesellschaft haben will, so muß man nicht den menschlichen Körper, sondern den ganzen Menschen dazu wählen. Die menschliche Gesellschaft besteht nicht nur aus einer großen Summe körperlicher, sondern auch zugleich aus einer großen Summe geistiger Kräfte; gerade, wie es in dem einzelnen Menschen ist. Jene wirken nicht in allen Fällen mechanisch, sondern stehen so oft unter der Herrschaft der moralischen Kräfte! Sie streben nicht von selbst zum gemeinschaftlichen Ziel, nämlich das allgemeine Beste zu bewirken; sondern sie müssen auf diesen Zweck gerichtet und in dieser Richtung erhalten werden. Und diejenigen, welche in der Gesellschaft das Geschäft haben, diese mannichfaltigen Kräfte zu leiten und zu lenken, müssen ihr Werk nicht bloß mit Gewalt, sondern hauptsächlich mit Vernunft treiben, sie müssen nicht bloß die physischen, sondern vornämlich die moralischen Kräfte für den gemeinschaftlichen Zweck zu gewinnen und zu benutzen suchen. Die Vernunft muß in der Gesellschaft, wie in dem einzelnen Menschen das Regiment führen; und vernünftige Wesen müssen vernünftig behandelt werden, wenn der große Zweck jeder Gesellschaft erreicht werden soll, daß nämlich alles zur Erhaltung und zum Wohlseyn des Ganzen mitwirkt.

Man darf auf das, was in Beziehung auf das allgemeine Beste in der Welt geschieht oder veranstaltet wird, nur einigermaßen Acht haben, um es zu bemerken, daß auf die physischen Kräfte ungleich mehr Rücksicht genommen wird, als auf die moralischen. Mich hat bey mehrern neuerlichen Anlässen die Frage sehr beschäftigt:

Sollten die moralischen Kräfte im Staat wol eben die Aufmerksamkeit verdienen, die man den physischen widmet?

Die Aufmerksamkeit, die man in den verschiedenen Staaten auf die physischen Kräfte richtet, zeigt sich hauptsächlich darin, daß man 1) die daseyenden Kräfte dieser Art genau zu kennen, 2) sie zu erhalten, 3) zu vermehren und 4) die Kraft jedes Individuums, das besonders zu den arbeitenden Klassen gehört, aufs möglichste für den Staat zu benutzen sucht. Man sucht die daseyenden physischen Kräfte genau zu kennen. Die Populationstabellen, die Listen der Gebornen und Gestorbenen, die Kantonslisten, die Berichte aus den Städten und Dörfern von dem Zuwachs und der Abnahme, von der Nahrung und den Geschäften der Einwohner, von der Zahl der Meister und Gesellen in den Fabriken und Manufakturen u. s. w. haben keinen andern Zweck, als den so eben angeführten. Nicht minder ist man ferner bemüht, die physischen Kräfte, die einmal da sind, zu erhalten. Darum wird z. E. das Auswandern theils erschwert, theils gar nicht gestattet; der Handwerksgeselle muß sich verbindlich machen, nur in seinem Vaterlande zu wandern und nicht außer Landes zu gehn, wenn er zu Kriegesdiensten Anlage hat. Es giebt Collegia sanitatis, und die Polizey soll die Gesundheit und das Leben der Menschen mitumfassen. Auf die Rettung verunglückter Personen werden Prämien gesetzt. Man straft die Pfuscherey in der Heilkunst u. s. w. Auf die Vermehrung der physischen Kräfte wird eifrig Bedacht genommen. Man begünstigt Fremde, die sich im Lande ansiedlen wollen, man rekrutirt die Armee durch Werbungen im Auslande, man arbeitet an der politischen Reform der Ju-

den, um sie für den Staat noch besser als bis jetzt, da sie bloß Abgaben entrichten, brauchen zu können. Es wird darauf angelegt, die Kraft jedes Individuums, das zu den arbeitenden Klassen gehört oder gerechnet wird, aufs möglichste für den Staat zu benutzen, und zwar in so vielen Fällen auf eine Art, die das Individuum selbst nicht wählet, sondern wozu der Staat es für gut findet. Darum ist es gewissen Ständen durchaus unerlaubt, eine andre Lebensart zu erwählen, und der zum Kriegsdienst Taugliche unter den nicht eximirten Klassen muß Soldat werden. Wo man keine Gewalt brauchen kann oder will, da bietet man alles auf, um die Leidenschaften der Menschen für gewisse Dinge zu interessiren, oder sie zu gewissen Arbeiten und Geschäften aufzumuntern. Kurz! man braucht alle Mittel, die man auffinden und anwenden kann, um die physischen Kräfte zu erhalten, zu vermehren und zu benutzen. — Es sey ferne von mir, dieß im geringsten zu tadeln. Ein guter Wirth verschaft sich vor allen Dingen eine richtige Uebersicht seines Vermögenszustandes, er berechnet seine Bedürfnisse, setzt sie mit seinem Vermögen in ein richtiges Verhältniß, er sucht seinen Wohlstand nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren, und benutzt in dieser Absicht alle Mittel, die er in Händen hat. Was eine gute Wirthschaft im Kleinen ist, das ist eine gute Staatsverwaltung im Großen.

Wenn man aber das, was in Absicht der physischen Kräfte geschieht, mit dem vergleicht, was in Absicht der moralischen Statt findet: so liegt es am Tage, daß diese jenen wirklich zurückstehen, und lange nicht der Aufmerksamkeit gewürdigt werden, die man jenen zu widmen gewohnt ist. Es sey mir erlaubt, in dieser Rücksicht einige offenbare Bedürfnisse

anzuführen, denen bis jetzt nur zum Theil, oder noch gar nicht abgeholfen ist, um es zu beweisen, daß die moralischen Kräfte lange noch nicht derjenigen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, die sie verdienen.

Billig steht das Schulwesen oben an; denn wie viel hängt nicht davon ab, daß es damit gut bestellt ist? Es ist hin und wieder etwas geschehen, aber gewiß noch nicht so viel, als zum Zweck erfordert wird. Eigentlich müßten in jedem Lande so viel Seminarien für Lehrer der Land- und Bürgerschulen seyn, als nöthig sind, jede offene Lehrstelle mit einem vorbereiteten, tüchtigen Lehrer zu besetzen; denn auf gut Glück kann man keinen Lehrer anstellen, oder demselben mehr als eine Generation von Menschen anvertrauen, wenn man nicht Gefahr laufen will, eine beträchtliche Menschenzahl an Geist und Herzen verkrüppeln zu lassen. Wie klein ist nicht bis jetzt noch immer die Zahl wirklich guter Landschulen! Und, was sind unsre Bürgerschulen? Eigentlich haben wir fast noch gar keine, denn diejenigen, die es seyn sollen, haben entweder einen gelehrten Zuschnitt, oder lehren das Wenigste von dem, was der künftige Bürger eigentlich lernen sollte. Ich denke umher, und weiß keine Schule zu nennen, als die Dessauer Bürgerschule und die Realschule in Berlin, wo der künftige Bürger so ziemlich alles lernen könnte, was er nach seiner besondern Bestimmung bedarf. Der künftige Kaufmann, wenn er die Meßkunst und das Rechnen gründlich lernen will, muß besondern Unterricht nehmen, oder die sogenannten Handlungsschulen besuchen. — Die gelehrten Schulen haben sich in Absicht ihrer Zweckmäßigkeit fast überall gehoben, man darf nur die neuern Lektionsverzeichnisse der Lyceen, Gymnasien und Universitäten mit den ältern vergleichen, um einen beträcht-

lichen Unterschied zu finden. Aber so lange es an einer Studienkommission fehlt, so lange manches Genie den Wissenschaften mit Gewalt entzogen wird, und auf einer andern Seite das sogenannte Studiren junger Leute der blinden Willkühr vieler Eltern überlassen wird, und Kräfte, die in Künsten und bey Handwerken ihr Glück machen würden, den Wissenschaften gewidmet werden, wofür sie nicht gemacht sind: so lange wird ein schädliches Mißverhältniß fortdauern, welches zwischen der Bestimmung und der Tüchtigkeit vieler so genannten Gelehrten oder Studirten bemerklich ist. Die verschiedenen Wissenschaften erfodern ihre eigenen Talente, und es ist ein Jüngling darum noch nicht für eine gewisse besondre Wissenschaften geschickt, weil er überhaupt Anlage für die Wissenschaft hat. Wenn daher das unrechte Fach gewählt wird, so ists nicht zu verwundern, wenn aus manchem Studirenden ein Stümper wird, der, wenn er in sein rechtes Fach gekommen wäre, ein vorzüglicher Mann hätte werden können. Wie nöthig wäre also nicht eine autorisirte weise Fürsorge jedem Jüngling, der studiren will oder soll, sein schickliches Fach auszumitteln und anzuweisen? — Auf der Universität sind die studirenden Jünglinge sich selbst viel zu sehr überlassen, und das in einer Zeit des Lebens, wo die Leidenschaften ihre ganze Stärke erreichen. Es fehlt an guter Aufsicht, an Rath, an Zurechtweisung, an verständiger Leitung und weiser Führung. Der gute Jüngling wünschte das alles zu haben, und muß es mehrentheils entbehren, der nicht so geartete hat es in seiner Gewalt, das alles von sich zu weisen, wenns ihm auch geboten würde. Wie isolirt lebt nicht gewöhnlich der Student? Ist es doch in diesen Jahren, als wenn er ein abgerissenes Glied der großen Kette wäre! Die Gesellschaft,

deren Mitglied er ist, ist wie von der übrigen menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, und er muß sehr viel Festigkeit haben, wenn ihn der brausende Strom nicht mit fortreißen soll. Ist es zu verwundern, wenn viele Geisteskräfte hier völlig zu Grunde gehn, oder eine üble Richtung bekommen, und nie wieder aufs rechte Ziel gelenkt werden können?

Die erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten gehören zu den unsichtbaren Reichthümern des Staats, worauf er ein Recht hat. — Sollte aber unser Beförderungswesen so beschaffen seyn, wie es billig beschaffen seyn müßte, wenn man die moralischen Kräfte gehörig benutzen wollte? Ich zweifle. Es sind doch keine so gar seltne Fälle, daß geschickte Männer in der Beförderung minder geschickten nachgesetzt werden, daß sie zu lange auf ein Amt warten müssen, und oft dann erst einen angemessenen Wirkungskreis finden, wenn sie den Muth und die Lust zu arbeiten verloren haben. Eben so häufig sind die Fälle, daß sich Leute in ein Amt drängen, dem sie nicht gewachsen sind und Mittel genug zu finden wissen, andern zuvorzukommen, die es mehr verdienten, als sie, befördert zu werden. Wenn eine Stelle vakant wird, sagt Musäus, so ists, als wenn der Teich zu Bethesda, um den sich eine Menge Lahmer und Blinder gelagert hat, von dem Engel berührt würde. Wer Gönner und Freunde hat, die ihn zum Teich führen können, so daß er ihn vor andern nach geschehener Bewegung des Wassers erreicht, der genest, indeß andre ohne diese Hülfe oft lange am Teich in ihrem Elende schmachten. Weder Geburt und Stand, noch Mann, noch Gönnerschaft, noch Verdienst der Vorfahren kann Talente und Kenntnisse geben. Wenn diese Dinge den Wirkungskreis anweisen, so entsteht ein dop-

pelter Schade, das Amt wird schlecht besetzt, und die Subjekte, welche eigentlich für ein solches Amt Geschick haben, werden durch Zurücksetzung minder nützlich für die Gesellschaft. Sie verliert also doppelt. Es dürfte also doch wohl eine Sache von großer Wichtigkeit seyn, aufs möglichste dafür zu sorgen, daß einem jeden, der vornämlich mit dem Kopf arbeiten soll, derjenige Wirkungskreis angewiesen würde, welcher seiner Kraft angemessen ist. Die Politik scheint mit der Moral nicht gleicher Meinung zu seyn, wenn diese durchaus darauf besteht, daß jeder zum allgemeinen Besten das Seinige beytragen, und eben dadurch die mannichfaltigen Dienste, die ihm geleistet werden, vergelten muß, wenn sie insonderheit darauf dringt, daß Talente und Kenntnisse für die Gesellschaft benutzt werden sollen, und es für unrecht erklärt, sie höchstens nur für sich zu benutzen. Ein schöner, fruchtbarer aber ungenutzter Boden wird in einem wohl eingerichteten Staat nicht leicht gefunden werden: aber werden nicht überall Mitglieder der Gesellschaft gefunden, die für das allgemeine Beste gar nichts thun? Aeußerliche Vortheile stehen nun einmal mit der Thätigkeit und dem Verdienst nach der Verfassung der menschlichen Gesellschaft in einer so genauen Verbindung, daß der Grad der Nutzbarkeit vieler Menschen dadurch bestimmt wird. Das Mißverhältniß dieser Vortheile mit dem Verdienst muß daher nothwendig den Staat um manchen sehr beträchtlichen Gewinn bringen, den er sich bey richtiger und angemeßner Vertheilung der Belohnungen mit Zuverlässigkeit versprechen könnte. Nicht ein jeder fühlt sich durch das Gute selbst belohnt, und wenn ein verdienstvoller Mann durch äußerliche drückende Bedürfnisse beschwert wird, so wird seine Geisteskraft nicht selten gelähmt. Es ließe sich hier noch viel anfüh-

ren, um zu beweisen, daß den moralischen Kräften nicht überall dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet wird, die man auf die physischen richtet. Das Angeführte wird dazu hinreichend seyn. Ich will die Ursachen jetzt nicht untersuchen, von welchen sich diese offenbare Ungleichheit herschreibt, sondern nur einen Versuch machen, die Frage zu beantworten: Sollten die moralischen Kräfte im Staat wol eben die Aufmerksamkeit verdienen, die man den physischen widmet?

Ich bejahe diese Frage. Die Gründe, welche mich dazu bestimmen, sind folgende:

Erstlich, der Staat bedarf der moralischen Kräfte eben so sehr, ja noch mehr, als der physischen, wenn es mit ihm gut bestellt seyn soll. Es verhält sich mit der ganzen Gesellschaft, wie mit dem einzelnen Menschen. Jene ist, so wie dieser, ein Aggregat moralischer und physischer Kräfte. Die moralischen müssen die physischen lenken und leiten, der Geist muß die Materie beherrschen und regieren, wenn sich der Mensch wohl befinden soll. Ohne das sinkt er unter das Thier herab, und gleicht einer Masse, die nur durch den äußerlichen Stoß bewegt, oder in Bewegung erhalten wird. Nicht anders geht es mit der ganzen Gesellschaft. Wenn die moralischen Kräfte durch die physischen unterdrückt werden, so ist die Gesellschaft, wie ein Chaos der kämpfenden Elemente, wo nur das stärkere die andern niederhält. Die Weltgeschichte liefert uns Exempel, daß verhältnißmäßig kleine Staaten es andern, die viel größer waren, weit zuvorgethan haben, daß sie wohlhabender und mächtiger waren, als diese, daß sie nicht selten größre Staaten besiegt und unterjocht haben. Ihre größre moralische Kraft zu der kleinen

physischen auf die Wagschale gelegt, hielt einer ungeheuren physischen Gegenkraft entweder das Gleichgewicht oder schnellte sie in die Höhe. Man denke an Preußen. Man denke an Griechenland in der Zeit, da es den kulminirenden Punkt der Geistesbildung erreicht hatte. Diese Exempel setzen es ins Licht, wie viel auf moralische Kräfte ankommt, wie viel von ihrer Entwickelung und Benutzung für den Staat abhängt. Er bedarf derselben, um die physischen Kräfte zu lenken und zu leiten, sie auf den großen Zweck des allgemeinen Besten zu richten und in dieser Richtung zu erhalten d. i. zur Regierung des Ganzen. Der Staat bedarf ihrer, um jedes einzelne Geschäft, welches zur Regierung des Ganzen gehört, zweckmäßig ausgeführt zu sehn, und die untergeordneten moralischen Wirkungen, die aufs Ganze Beziehung haben, mit dem allgemeinen Vereinigungspunkte in Verbindung zu setzen und zu erhalten. Er bedarf der moralischen Kräfte in allen seinen Theilen; denn der Mensch kann und darf nie bloße Maschine seyn, sondern muß mit Selbstthätigkeit wirken, wenn er etwas wirklich Nützliches zu Stande bringen soll. Selbst der gröbste Handarbeiter wird, wenn er seinen Verstand zu brauchen weiß, ungleich mehr in seiner Arbeit gefördert werden, als der einfältige Tropf, der nicht einmal das Stück Holz, das er spalten will, gehörig zu legen weiß. Längst haben unsre Weisen bemerkt, „daß zum Gehorchen eben so gut Verstand gehört, als zum Befehlen.“ Man darf also bey Benutzung der Menschen für gewisse bestimmte Absichten, nie bloß auf ihre physische Kraft und auf die äußerliche Gewalt rechnen, die sie zur Anwendung derselben nöthigt. Nur dann wird man durch Menschen viel ausrichten, wenn man ihre moralische und physische Kraft in Verbindung zu brauchen versteht.

Mein zweyter Grund für die Behauptung, daß moralische Kräfte eben die Aufmerksamkeit verdienen, als die physischen, ist dieser: Daß durch die moralischen Kräfte beynweiten das Allermehrste, was zum Wohlstande eines Volks gehört, ausgerichtet werden kann und muß. Es ist wahr, ein großer Theil der Entdeckungen und Erfindungen, die für die menschliche Gesellschaft so wohlthätig sind, ist dem Zufall zu verdanken. Aber war es nicht der Verstand, der den Zufall benutzte? Ein großer Theil der nützlichen Entdeckungen und Erfindungen ist aber ein bloßes Werk des Nachdenkens und des Verstandes, wohin z. E. die mannichfaltigen Instrumente und Maschinen gehören, wodurch die Menschen ihre eingeschränkte Kraft so sehr zu verstärken und Dinge auszurichten im Stande sind, die ihnen sonst unmöglich seyn würden. Es gehören dahin die mannichfaltigen Kenntnisse von der Nutzbarkeit der Dinge in der Natur, die uns in den Stand setzen, sie zu benutzen. Man denke sich ein Volk, das seine moralischen Kräfte nicht kennt, und noch weniger zu benutzen versteht, das bloß seine Körperkraft fühlt und einigermaßen kennt, und durch die eine prädominirende Idee des unmittelbaren körperlichen Bedürfnisses geleitet wird. Auf welcher niedern Stufe des Wohlstandes muß sich ein solches Volk nicht nothwendig befinden? Bey allem Reichthum in der Natur um sich her lebt es in großer Dürftigkeit, es muß jeder größern Gewalt unterliegen, es kann nicht das geringste Uebel von sich entfernen, weil es die Gegenmittel nicht kennt, es ist ein Spiel der übrigen Kräfte in der Natur und vermag nichts über sie. Man vergleiche aber damit ein gebildetes Volk. Dieses sucht alle Schätze der Natur auszuspähn, weiß oft den Elementen Trotz zu bieten, entfernt unzählige Uebel durch Vorsicht und Gegen-

Gegenmittel, widersteht der überlegnen Gewalt durch Vernunft und Klugheit. Wenn man alle Werke der Menschen zusammennimmt, von dem edelsten an bis zum niedrigsten, und den Antheil untersucht, welchen ihre Geisteskraft sowohl als ihre körperliche Kraft daran hat, so findet man, daß der erstern ein ungleich größrer Antheil zukommt, als der letztern. Jene machte den Plan, erfand und schafte die Mittel der Ausführung herbey, ordnete und regierte das ganze Werk, vereinigte Mittel und Zweck. Diese war Instrument, jener in allen Fällen untergeordnet. Die moralischen Kräfte sind es, wodurch sich der Mensch, dessen physische Kraft so eingeschränkt und so zerstörbar ist, von seiner niedern Stufe herausarbeiten muß, wodurch er sich immer höher heben kann.

Der dritte Grund, weswegen die moralischen Kräfte im Staat eben die Aufmerksamkeit verdienen, als die physischen, ist dieser: Wenn allgemeines Beste, gemeinschaftliches Wohl, nicht ein leeres Wort seyn, oder nur das Wohlbefinden gewisser Volksklassen auf Kosten der übrigen bezeichnen soll: so verdienen sämmtliche moralische Kräfte im Staat eben die Aufmerksamkeit, wie die physischen. Wenn man in einem Steinbruch, wo man gute Mauersteine fände, Goldadern entdeckte, so würde man sich doch wol hüten, diese zu verschütten. Werden aber nicht so oft die edelsten Kräfte der Menschen erstickt, um ihre physischen Kräfte desto besser benutzen zu können? Es scheint fast, als wenn unterm Monde ohne Aufopferung einzelner Theile das Ganze nicht bestehen könnte; denn wo ist die Gesellschaft, deren Erhaltung und Wohlstand nicht durch manche Opfer dieser Art erkauft werden müßte? Allein größre und mindre Zahl dieser Opfer ist gewiß der zuverläßigste Maßstab, wornach die Güte eines Staats zu beurtheilen ist. Wenn die Vereinigung vieler

zu einer Gesellschaft nur wenigen nützt, und dem größten Theil schadet, so ist es eben so schlecht mit ihr bestellt, wie mit einer Lotterie, welche den größten Theil der Einlage zurückbehält. Vollkommner ist die gesellschaftliche Verbindung, wo nur wenige verlieren; und die vollkommenste, wo alle gewinnen. Diese höchste Vollkommenheit ist bis jetzt freylich nur gar zu oft noch Ideal, allein sie muß doch das Ziel seyn und bleiben, wornach diejenigen streben müssen, welche für's Ganze zu sorgen haben. Diesem Ziel kann und wird man sich nur alsdann nähern, wenn man nicht nur physisches, sondern auch moralisches Wohlseyn durch alle Stände und Klassen der Menschen zu verbreiten sucht. Wie kann das aber anders geschehen, als dadurch, daß man es dem Geringsten im Volk möglich macht, seine moralischen Kräfte zu entwickeln und zu gebrauchen? — Ich stoße hier auf die Frage: Ob die möglichste Verbreitung nützlicher Kenntnisse in allen Ständen auch wol rathsam und nützlich sey? Das gemahnt mich eben so, als wenn mich Jemand fragen wollte: Ob es besser für den Staat sey, viel Sehende oder viel Blinde zu haben? Der Schöpfer hat doch wol keinem Menschen umsonst, außer den physischen, auch moralische Kräfte gegeben; eben so wenig als er jemandem die Augen dazu gegeben hat, daß sie geblendet werden sollen? Es ist gewiß, daß in jedem Staat ein großer Theil der Menschen im Aeußerlichen viel um des allgemeinen Besten willen aufopfern muß, das ihm nicht vergolten wird und werden kann, und daher wol einer Schadloshaltung, wenn sie Statt finden kann, werth ist. Ich wüßte nicht, wodurch man seine Schuld leichter abtragen und diese Schadloshaltung besser verschaffen könnte, als durch die Fürsorge für die moralische Bildung der Menschen in den niedern und niedrigsten Volksklassen. Dadurch würde moralisches Wohlseyn be-

fördert und verbreitet werden, welches viel äußerliche Dinge froh entbehren läßt und unangenehme Empfindungen aller Art versüßen kann. Und der Staat würde auch in diesem Fall nicht geben, ohne wieder zu empfangen: denn Aufklärung, Kultur und Moralität ist nicht nur Glück für den Einzelnen, sondern auch wahrhaftiger Segen für die Gesellschaft.

Der vierte Grund, weshalb die moralischen Kräfte eben die Aufmerksamkeit verdienen, als die physischen, ist dieser, weil die Verwahrlosung und üble Richtung derselben dem Staat äußerst schädlich werden können. Wenn man die ganze Gallerie der verschlagensten Bösewichter, welche uns die Geschichte aufstellt, durchgeht: so wird man finden, daß sie alle Wohlthäter ihrer Zeitgenossen hätten werden können, wenn ihre Geisteskräfte eine beßre Richtung bekommen hätten. Sie wurden Teufel in Menschengestalt, weil ihre Bildung versäumt wurde. Vorzügliche Geisteskräfte finden sich in allen Klassen der Menschen, und sie werden der Gesellschaft äußerst schädlich, wenn sie verwahrlos't werden. Das beweis't die Geschichte aller Verbrecher. Das schreckliche Trauerspiel in Frankreich, wo die Vornehmsten der handelnden Personen eine wahre Gallerie der Teufel darstellen, ist ebenfalls ein Belag dazu. Alle, die Frankreich näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, versichern mit einem Munde, daß die moralische Bildung seiner Einwohner, besonders in den mittlern und niedern Volksklassen, äußerst vernachläßigt worden sey. Ist's zu verwundern, wenn dieses unglückliche Land solche Greuelscenen aufstellte, als diejenigen sind, welche die letztern Jahre geliefert haben?

Gewiß! es ist eine große Sache, daß man auf die moralischen Kräfte im Staat aufmerksam ist! Es sind nur zwey Fälle möglich, daß sie entweder eine gute, oder eine

übles Richtung bekommen: die letzte bekommen sie unausbleiblich, wenn sie sich selbst überlassen werden, oder wenn es dem Zufall überlassen wird, was dieser daraus machen will! Denn der Mensch ist ein Wesen, das wie ein edler Fruchtbaum sorgfältige Wartung und Pflege bedarf, wenn er seine Bestimmung erreichen soll. Ohne Bildung geht für den Staat nicht nur der Gewinn verloren, welchen die vorhandnen moralischen Kräfte geben könnten, sondern sie werden demselben auch auf der andern Seite in eben dem Grade schädlich, in welchem sie ihm hätten nützlich werden können. Das kann nicht anders seyn, denn wo Kraft ist, da ist Wirksamkeit; geht sie nicht aufs Gute, so geht sie aufs Böse.

Wer einen Wirkungskreis hat, worin er zur zweckmäßigen Richtung und Benutzung moralischer Kräfte für die Gesellschaft, worin er zur Besserung und Veredlung der Menschen etwas beytragen kann: der erkenne die Würde seines Berufs, und lasse seinen Eifer nie erkalten, sich um die Menschen, seine Brüder, auf die edelste und wohlthätigste Art verdient zu machen!

— * *

VI.

Die Weizenbreite.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Vor etwa siebenzig Jahren trug sich das zu, was ich erzählen will. Wohl dem Zeitalter, das keine solche Noth erfährt, denn es war in dem Jahre, ach! eine Rupferndte. Der Himmel war fast den ganzen Sommer hindurch wie verschlossen gewesen, und als die Zeit der Garben nun kam, da ging der Mäher nicht mit der Sense, der Schnitter nicht mit der Sichel zu Felde, da hüpften nicht frohe Schaaren von Garbenbinderinnen mit lautem Scherze und lustigen Gesängen aus den Städten und Dörfern nach den Aeckern. In sich vertieft, als würde draußen ein lieber Mensch begraben, wankten sie schweigend nach dem Gefilde, und blieben dann stehen vor dem lieben Stroh mit dem Ausrufe: Du lieber Gott, wie wenig! was sollen wir da sammeln? Ernstlich und räthlich, daß auch nicht eine einzelne Aehre entfalle und auf dem Acker liegen bliebe, rauften sie mit zitternden Händen die zerstreuten, kurzen, wie benagt und versengt stehenden Halme, deren leichte Häupter in der Hand kaum schwankten, aus dem

aufgeborstnen Boden. Harmvoll, bleich und still, wie Kranke, schlichen die Erndter auf den Morgen entlang, hier und da biß mancher ein Korn aus einer Aehre, und sah seinen Nachbar dann bedeutend an, daß es taub sey, und seufzte, und der Hausvater wischte mit dem strömenden Schweiße immer Thränen von den Wangen. Selbst die Knaben jauchzten nicht wie sonst um die Harker und Binder, sie spielten nicht mit Mohnköpfen, und banden nicht Sträusser und flochten nicht Kränze von Feldblumen. Ernsthaft saßen sie in den Furchen am Wege, sahen bedenklich dem mühseligen Raufen zu, und der Größere sagte wohl dem Kleinern: Der Vater weint recht. — Was weint er? fragten die Kleinen. — Ach, erwiederte der ältere dann, er spricht, es sey gar kein liebes Mehl in den Körnern.

So war es zur Zeit der Erndte. Wie nun vorher schon alles überall, und in dem Dorfe Sinnstädt besonders, sorgte und zagte, als man das Wehe bereits in der Ferne erblickte, wird jeder sich denken. Sinnstädts gesegnete Fluren trauerten im weiten Umkreise vorzüglich. Die Aenger waren falb wie Wolken, an welchen der Abendglanz verblaßt, die Bäume der Gärten standen verschrumpft und schienen bestäubt, die Weste wiegten sich nicht auf grünlichen mit Silberscheine wallenden Wellen wogender Saaten, dem Antlitze der Schauenden schwätzten nicht leise flüsternde Halme entgegen; tief zu ihren Füßen knisterte es, wenn ein Lüftchen sich regte, so traurig, als schwirrte der Herbstwind in Stoppeln, kein Haase vermochte sich in dem magern Getreide zu bergen, schon mehrere Wochen vor der Zeit der Reife waren die Felder ganz weiß, und über die bleiche Ebne hin schimmerten unzähliche blendende Klatsch-

rosen, wie Blutstropfen auf dem Leichnam eines armen Erschlagenen.

So heiter und gesprächig der biedre glückliche Bauer Wilmsen sonst immer vom Felde nach Hause kam, so ernst, so stumm trat er jetzt jedesmal wieder in seine Wohnung. Eines Morgens, da es früh um sechs Uhr schon so drückend schwül war, wie sonst in der Mittagsstunde, trieb ihn die Sonnengluth und Beklommenheit aus dem Freyen unter sein Dach zurück. Er warf sich in seinen Stuhl, las andächtig einen Psalm von der Güte Gottes, und hing dann im Nachsinnen verloren mit seinem Blicke an einem zinnernen Napfe auf dem Schüsselbrette, der mit der Jahreszahl des Hochzeittages seines Großvaters bezeichnet war. Da bedachte er, wie auch die Vorfahren hier wandelten und arbeiteten, hoften und sorgten, sich freuten und weinten, fruchtbare und kümmerliche Zeiten erlebten, und alles überstanden, und ohne zu verhungern hingelangten auf den Kirchhof; als sein treues fleißiges Weib in die Stube trat. Du siehst ja so sinnig aus, Vater, sagte sie.

Wilmsen. Nun jetzt dachte ich eben nichts trauriges; aber freylich, Mutter, — die Aecker, — die armen Leute! —

Die Frau. Was Gott thut, das ist wohlgethan, Vater. Aber wie ist's denn mit der Weizenbreite? Ich habe sie seit beynahe acht Tagen nicht gesehen, hält sich die denn immer noch?

Wilmsen. Gott Lob und Dank! ich kann es nicht begreifen; sie steht, als hätte es nie an Regen gefehlt, wie ein Wald. Uns geschieht besondre Gnade. Die Aehren körnen herrlich aus, und die Körner sind voll und rund. Die Weizenbreite überträgt uns dieß Jahr alles.

Wirklich war auf dieser Breite das erste Aufschossen mit der sparsamen Nässe des Frühjahrs so ganz in eine Zeit gefallen, das Aehrentreiben war mit dem letzten milden Regen so glücklich zusammengetroffen, und der nahe die Luft kühlende und anfeuchtende Forst von Eichen und Buchen hatte die zehrenden Morgenwinde so schützend abgehalten, daß Wilmsens Weizenbreite in der ganzen Gegend berühmt und fast als eine wunderbare Erscheinung angestaunt ward. Wilmsen hatte vor ein paar Jahren einen Mann, der ihn in einen Ackerstreit verwickelte, dessen Ungerechtigkeit das ganze Dorf verabscheute, nicht zu dem übernommenen Eide gelassen, und lieber einen beträchtlichen Schaden gelitten, und im vorigen Sommer einen kranken Drescher auf das liebreichste verpflegt. Dafür wird ihm nun der Segen, sagten manche gutmüthige Schwache, die in dem Gange der göttlichen Vorsicht menschliche Unmittelbarkeit suchten. Der bescheidne verständige Wilmsen hegte nicht einen so stolzen Wahn, sondern pries stets und auch jetzt seinem Weibe jenes Gedeihen als ein seltenes und unverdientes Glück.

Wollte Gott, sagte er weiter, jeder hätte etwas, woran er sich halten könnte, wie wir uns mit der Weizenbreite trösten! aber ausser dieser sieht alles doch gar zu kläglich aus. Der arme Amtmann! — Ich hörte da vorhin unterwegs, daß unser Graf im Reigerwalde einen Hirsch jage, und daß er zu Mittage in Seethal speisen wolle. Der kleine Weg dahin wäre bald gemacht. Da bin ich mit bey dem Amtmann gewesen, und habe es ihm gesagt, wenn er etwa hinüber wollte. Der Graf ist so nahe, vielleicht ritte er selbst her und sähe die Noth; der gute Amtmann muß zu Grunde gehn, wenn ihm von der Pacht nichts erlassen wird.

So wird er wol zu Grunde gehen, sagte die Frau leise und mit einem herzlichen Seufzer.

In der That war der Graf ein so rauher und gefühlloser Mann, daß jeder sich innig freuen wird, unter seinen Zeitgenossen nicht dessen gleichen zu wissen.

Wilmsen wollte erst seiner Gattin widersprechen, weil sie seinem liebsten Wunsche widersprach, aber er fühlte, daß sie Recht hatte, und schwieg und seufzte auch.

In demselben Augenblicke hörte er seinen Namen vor der Stube ängstlich rufen, und ein paar Männer eilten herein. Nachbar! Nachbar! riefen sie ihm zu mit betroffenem Gesichte, als wollten sie ihm ankündigen, daß sein Haus brenne, der Hirsch, den sie jagen, ist in euren Weizen gelaufen.

O Gott! stöhnte Wilmsen. — Ach wir armen geschlagenen Menschen! wehklagte die Frau einmal über das andere, und rang die Hände gen Himmel. Beruhige dich, Mutter, hub Wilmsen an: es ist ja nur der Hirsch, der wird doch nicht so viel verderben. Heuer freylich mag man nicht gern ein Körnchen missen; aber gieb dich zufrieden, es ist ja nur der Hirsch.

Wie auf einen jähen, bloß erschütternden Donnerschlag ein Blitz mit zerschmetternden Krachen herabfährt und eine furchtbare Brunst entzündet, so folgte hier dem unerwarteten Schrecken seine betäubende, zermalmende Bestätigung. Blaß wie ein ertappter Verbrecher, mit starren vorgequollenen erweiterten Augen, mit ofnen zitternden Lippen, mit gesträubtem Haar und an jedem Gliede bebend, stürzte Gottfried, Wilmsens ältester Sohn, herein, und die jüngern Kinder drängten sich mit emporgehobenen Armen und bald lauter, bald dumpfer durcheinander wimmernd ihm nach.

Die ganze Jagd ist in der Breite, stammelte Gottfried oft stockend heraus.

Und tummelt sich darin herum, daß sich Gott erbarme! ächzte ein andres. —

Und stampft alles in den Boden. Ich dachte, das Dorf ständ' in Feuer und Rauch, so stiegen die Staubwolken, schluchzte ein Drittes.

Wie vom Schlage gerührt war die Mutter auf einen Stuhl gesunken. Es ist nicht möglich, sagte Wilmsen und sprang der Gattin zu Hülfe, und schaute dann vor sich hin, als wolle er sich besinnen, ob er wache, und die andern, die schon da waren, und die, welche sich nach und nach sammelten, standen umher, sprachlos und ängstlich, als würde jemand gerichtet.

Herr Jesus! schrie auf einmal mit schneidender Helligkeit eine weibliche Stimme, und herein taumelte mit langem schwarzen fliegenden Haar ein schönes Landmädchen, jetzt in ein lebendiges Bild der wilden Verzweiflung entstellt; ihr Vater wankte ihr hastig nach, und strebte umsonst, sie zu halten oder zu besänftigen. Herr Jesus Christus, die Breite! rief Hannchen, Gottfrieds Braut, und riß sich zu ihm, und stemmte ihm die Hände auf die Schultern, und starrte ihn an, und starrte alle im Hause herum an, als kenne sie Niemanden; und nicht minder starrte Gottfried sie und einen nach dem andern an, als wolle er fragen: wer seyd ihr?

Eine fürchterliche Stunde verging, bis sich Jeder nach seiner Weise etwas sammelte. Dann saß die Mutter, Gottfried und seine Geliebte matt und zerschlagen da, wie Menschen, die vom Kampfe der fallenden Sucht wieder erwacht sind, und Wilmsen suchte mit unsichrer, oft vom Schluchzen gebrochener Stimme die Seinigen, und die herbeygelaufenen Nachbarn und Freunde

strebten in einzelnen Worten, mehr vermochten sie nicht, den frommen Wilmsen zu trösten. Oft unterbrach ein langes Schweigen diese ohnmächtigen Versuche, endlich begann Wilmsen mit etwas festerer Stimme:

Mutter, gute Mutter, besinne dich; Kinder, lieben Kinder, besinnt euch. Gottes Wege sind dunkel, aber gut. Der Herr wird uns nicht verlassen, noch versäumen; seyd getrost, er läßt uns nicht hungrig nach Brodte gehn. Mutter, hast du nicht vorhin so gottergeben geredet. Sieh, ich dachte, da du so sprachst, gerade an den Großvater. Der hat so schwere Zeiten, Pest und Krieg und Theurung erlebt, und hat doch sein Stückchen Brod gehabt bis ans Ende, hat's auch seinen Kindern gelassen, und noch sagen die Alten, wenn sie vor seinem verfallenen Grabe vorbey gehn, er ist gestorben, als ein ehrlicher Mann. Sparsam seyn, fleißig seyn, und Gott vertraun hilft viel. Gottfried und Hannchen, zaget nicht so; wir wollen sehen, vielleicht könnt ihr heuer doch noch Hochzeit haben. Hart wirds nun freylich halten, schwer wird euer Anfang seyn, und an Sorgen wirds auch nicht fehlen; aber wenn man miteinander sorgt, so hat man einander auch um so lieber. —

Unwillkührlich lächelte hier der Jüngling und das Mädchen, und in demselben Augenblicke entstürzten ihnen reichliche Thränen, denn in ihren Herzen stieß die Freude auf die Trauer, und keine wich vor der andern. —

Seht, fuhr der Alte fort, ich bin nun, was alle sind, und der liebe Gott will nicht, daß ich vor den übrigen etwas voraus habe; um so herzlicher werde ich nun trauern mit allen, und wenn man mit andern trauert, so räth und hilft man auch um so eifriger. Der Herr wird alles fügen, der Name des Herrn sey gelobt!

Ach, Vater, stammelte die Frau, als allmählig alles, was nicht zum Hause gehörte, weggeschlichen war, ich kann mich noch immer nicht fassen, ich weiß nicht, wo ich bin; sprich doch, rathe doch, weißt du denn keine Hülfe, weißt du denn nichts anzugeben, was ich mache? Ich dächte, wir beteten zusammen ein Unser Vater. —

Nein, liebe Mutter, erwiederte Wilmsen, das Unser Vater dürfen wir heute und in den ersten Tagen noch nicht beten, es heißt ja darin: Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldnern. Und unser Herz ist noch nicht ohne Unmuth gegen unsre Dränger. Aber wenn du dich ein wenig mehr gesammelt hast, wollen wir recht oft die schöne Stelle miteinander lesen, wo es heißt: Liebet eure Feinde, bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel.

G. W. C. Starke.

VII.

Zerstreute Gedanken.

(Aus dem Spanischen des Antonio Perez.*)

Königen zeigen sich die Menschen nie in ihrer wahren Gestalt, sondern wie Gemälde, zu denen ein jeder die schönsten Farben nimmt.

Große Meister und Künstler lernen mehr aus den Fehlern eines andern in demselben Fache berühmten Mannes, als aus seinen Vollkommenheiten.

*) Relaciones de Antonio Perez Secretario de estado, que fue del Rey de España Don Phelippe II deste nombre. En Paris, 1624.

Geschichte und Erfahrung sind die Quellen der menschlichen Klugheit.

Das Recht ist wie das Feuer, welches gedämpft zwar seine Thätigkeit, aber nie seine natürliche Kraft verliert.

Alte Dienstleistungen sind, wie alte Schulden, man bezahlt sie nicht.

Der Weg zum Verderben eines Landes, ist der Misbrauch der absoluten Gewalt.

Die Hofnung ist das Reisegeld des menschlichen Lebens.

Von Natur sind die Menschen gleich, nur das Glück macht sie ungleich.

Fürsten erheben oft mehr nach Gutdünken, als nach Verdienst; denn im ersten Fall zeigen sie Macht, im zweyten Pflicht.

Die Leidenschaften eines Ministers sind das Verderben der Könige und des Landes.

Die Schönheit des Geistes wächst mit dem Alter, so wie die des Körpers sich mit den Jahren vermindert.

Das Leben ist eine Schiffahrt, der gemeinschaftliche Hafen — der Tod.

Diener, mit denen man sich vertraulich macht, werden dreist und gefährlich.

Keine Größe nach Unterschied des Standes befreyt von den Gesetzen der Natur.

Die Neugierde ist eine Geisteskrankheit der Weiber.

Nur Seelengröße ist wahre Größe.

Der Baum des Lebens ist Genuß der Freundschaft.

Täuschung ist die gemeinschaftliche Krankheit aller Verliebten.

Es giebt wenig Menschen, die nicht den Eigennutz ihren Pflichten vorziehen.

Menschenmacht hat keine Gerichtsbarkeit über Gedanken und Empfindungen.

Klagen über Schmerz können nicht beleidigen, denn sie sind natürliche Wirkung, wie der Schall bey einem Schlage.

Die Liebe besteht im Glauben, nicht im Wissen.

Das Volk ist wie die Kinder, es läßt sich zum Guten und zum Bösen lenken.

Die Großen der Erde müssen sich hüten gefürchtet zu werden; denn Furcht und Haß sind unzertrennliche Affekte.

Gänzliches Mistrauen ist der letzte Grad der menschlichen Geduld.

Jedes Jahrhundert schlägt seine eigne Münzen, bald Belohnungen, bald Strafen für Verdienste.

Verliebt seyn und am Verstande leiden ist eins.

Nicht alles was man fürchtet, kennt man, so wie man nicht alles, was man zu kennen glaubt, genugsam fürchtet.

Niemand verlasse sich auf das Verdienst vergangener Dienstleistungen.

Von allen menschlichen Affekten läßt sich die Hofnung am leichtesten täuschen.

Furcht ist ein Zaum für kleine Seelen.

Wären der Leidenschaft Begleiterinnen Klugheit und Bosheit, so könnte ihrer Allgewalt nichts widerstehen.

Die größte Belohnung überstandner Gefahren ist Erfahrung.

Eine große Schuldenlast ist der erste Grund zum Verderben eines Reichs.

Die sicherste Regel zur Erhaltung der Reiche ist, daß die Wagschale der Zufriedenheit des Regenten und der Regierten gleich sey; das Gegentheil ist das Verderben des einen oder der andern, oder — beyder.

Ludwig Kuhn.

Inhalt des zweyten Bandes.

May.

Juny.

July.

August.

Ankündigungen.

Verlagsbücher der Frommannischen Buchhandlung in Züllichau. 1793.

Briefe eines reisenden Dänen, geschrieben im Jahr 1791 und 1792, während seiner Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreich. A. d. Dänischen. 8.

Fülleborn, G. G. Beiträge zur Geschichte der Philosophie. 3s Stück. 8.

Gartenökonomie für Frauenzimmer oder Anweisung: die Produkte des Blumen-, Küchen- und Obstgartens in der Haushaltung aufs mannigfaltigste zu benutzen. 3tes und letztes Bändchen vom Obstgarten. 8.

Löffler, D. J. F. Chr., Predigten. 3ter Theil. gr. 8.
Auch unter dem Titel:
Löffler, D. J. F. Chr., Predigten dogmatischen und moralischen Inhalts, für Freunde verständlicher Religionslehre. 1ste Samml. gr. 8.

Neues Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. W. A. Teller. 2ter Bd. 1stes Stück, mit dem Bildniß des Herrn D. J. F. Chr. Löffler. gr. 8.

Papiere aus Henos Nachlass. Herausgegeben von seinem Vetter, mit einem Titelkupfer von Penzel. 8.

Persius, A., Flaccus Satyren, a. d. Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von G. G. Fülleborn. 8.

Peter und Maria. Scenen aus Schlesiens Geschichte, mit einem Titelkupfer von Penzel. 8.

Plutarch, der brittische, oder Lebensbeschreibungen der größten Männer in England und Irland, seit dem Tode Hein-

X

richs VIII. bis unter Georg III. a. d. Englischen. 7ter Bd. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Biographien großer und berühmter Männer aus der neuern brittischen Geschichte. A. d. Engl. 1r Bd. gr. 8.

Steinbart, D. G. S., gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum Selbstdenken. 3e Aufl. gr 8.

Melodien von Pleyel mit untergelegten Liedern. Herausgegeben von J. André. 2 Theile. 4.

G. T. Gallus Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Band. Züllichau in der Frommannischen Buchhandlung. 1 A. 2 Bogen in 8. Auf holl. Ppr. 1 thl. 8 gr. auf Druckpapr. 20 gr.

Die erste Auflage dieser Brandenburgischen Geschichte ist mit eben so verdienten als allgemeinen Beifall aufgenommen worden, und eben denselben kann man dieser 2ten Auflage zusichern. Sie enthält wirkliche Verbesserungen und Vermehrungen, als einen angenehmen Beweis vom fortdauernden rühmlichen Eifer des Verfassers, und ist reiner und besser gedruckt als die erste Auflage. Dieser erste Band begreift die älteste Geschichte bis zu Ende der Luxemburgischen Herrschaft, er enthält also den ganzen ersten und 9 Bogen vom zweiten Theile der ersten Auflage, so daß diese Auflage auch weit wohlfeiler als jene ist.

Ln.

Neues Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. W. A. Teller. 1r Bd. 2s St. Züllichau in der Frommannischen Buchhandl. 20 Bog. gr. 8. 18 gr.

Es ist nur eine Stimme für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieses Magazins im Publiko, und wir dürfen

daher nur das Daseyn dieses 2ten Stücks und den Inhalt desselben mit wenig Worten anzeigen, überzeugt daß es, so wie das erste, bald in den Händen aller denkenden Prediger seyn wird. Erste Abtheilung. I. Einige Bemerkungen über das Ueberspannte in den gewöhnlichen moralischen Predigten. II. Anzeigen von W. Marperge Lehr-Elenchus und A. Niemeyers populaire Theologie. III. Gedanken über die Herzlichkeit in Predigten. Zweite Abtheilung. 13 Entwürfe über Evangelia. 6 über Episteln. 1 über freyen Text. 5 Vorbereitungs-Reden. 1 Leichen-, 1 Ernte-, 1 Erziehungs-, 1 Almosen Predigt. Angabe einiger Texte und Materien. Dritte Abtheilung. Vier Homilien über Evangelia. Vierte Abtheilung. I. Actenmäßige Nachricht von dem Gesangbuch zum öffentlichen Gebrauch in den Königl. Preuß. Landen. II. Nachrichten von geistlichen Angelegenheiten aus dem Gothaischen.

Es.

Papiere aus Henos Nachlass. Herausgegeben von seinem Vetter. Züllichau in der Frommannischen Buchhandlung. 224. S. in 8vo mit einem gestochenen Titelblatt und einer Vignette von Penzel. 20 gr.

Edle Gedanken und Wahrheiten, wahre Lebensphilosophie, feiner Spott, lachender Witz und muntere Laune, wechseln in diesen Papieren mit schöner Mannichfaltigkeit, und machen sie bei leichter claßisch reiner Sprache, zur intereßanten Lektüre für den Philosophen wie für den Weltmann, für die Dame wie für das häusliche Weib. I. Meine Ehestands Lagen. Die Beschreibung dreier schlechten Ehen, treffend und wahr. III. Marlon. IV. Betrachtungen bei der Leiche meines Pudels. „Wohl mir, daß ich über einen Pudel weinen kann“, sagt der Verf. und wir mit ihm, uns freuend, des Genußes den das feinere Gefühl gewährt; doch wehe dem, dem Seelenstärke dabei fehlt, sein Glück ist schwankend und unsicher.

Wem diese Seelenstärke aber ward, der freut sich des Resultats seiner Ueberzeugungen und spricht mit Marlon: „Jede meiner Thaten gehört mir zu, sie ist ein Stück vom Ganzen; sie war mein, ehe ich sie that und mein als sie gethan war. Sprecht mir nicht von determinirenden Umständen, das ist ein elender Behelf vor ehrlichen Leuten." IX. Die Schlaubergias, eine komische Epopee, voller Witz, Laune und Anspielungen auf modische Thorheiten und thörichte Moden. XI. Der erste Gesang der Odyßee, sehr glücklich travestirt. — Genug von diesem schönen Produkt eines unserer besten Schriftstellers, der in einem andern Felde sich entschiedene Lorbeern erworben. Möge er es auch hierin nicht bei diesem ersten Versuch bewenden lassen. Der geschmackvolle Druck mit Didotischen Lettern macht der Weßelhoeftischen Offizin, so wie Zeichnung und Stich der Vignette Herrn Penzel Ehre.

W.

Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Von dem Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie. Erster Band. Berlin in der Voßischen Buchhandlung 1793. in 8.

Der Zusatz auf dem Titel erinnert wohl die meisten Leser an eines der intereßantesten und originalsten Bücher, welche ihnen in deutscher Sprache vorgekommen sind; und diese Leser wissen demnach schon was sie hier zu erwarten haben. Der Verf. giebt keine eigentliche Romane im gewöhnlichen Verstande des Worts; sondern Charakterschilderungen, Situationen, eingestreute Erzählungen u. s. w., wodurch die Personen in Handlung erscheinen, und woraus die treffendsten Bemerkungen und die scharfsinnigsten Reflexionen sich wie von selbst ergeben. Will man vergleichen, so kann man es die Sternische Manier nennen, nur auf deutsche Welt und auf jetzige Zeiten angewendet. Es ist des Verf. Absicht, das Liebenswürdige edler Gesinnungen selbst bei nicht

großem Verstande, ja bei manchen Schwachheiten und Lächerlichkeiten, darzustellen. Damit aber die Empfindung, deren zarter Hauch durch das ganze Buch wehet, nicht zugleich das Herz schlaff und welk mache, so fließt dabei eine so reiche Ader komischen Witzes, wie wenig Werke unsrer Landsleute aufzuweisen haben. Diese originale, schwere, aber äußerst glücklich getroffene Mischung bewirkt ein richtiges Ebenmaß zwischen Verstand und Gefühl, zeigt uns den Menschen wie er gewöhnlich ist, und mildert was sonst fast Karrikatur wäre. Auch den Lieblingshelden des Verf. wird keine ihrer Schwachheiten geschenkt, die Schwärmerei wird mächtig und siegreich bestritten; aber aus dieser Komposition von Thorheit und Vernunft, von Lächerlichkeit und Verstand, von Eitelkeit und Wohlwollen entsteht eben das Geschöpf Mensch: und gerne nennen wir es Bruder, gerne drücken wir es an unser Herz, wenn so sehr, wie bei den Hauptpersonen dieser Geschichte, die weiße Seite vorwaltet.

Die Geschichte spielt übrigens ganz in der jetzigen Zeit. Der Held selbst kömmt in diesem Bande erst gegen das Ende vor; wir lernen hier seine Eltern, Angehörigen, Erzieher, u. s. w. kennen. Der Vater ist ein etwas schwärmerischer Johanniterritter, der aus Mangel an Vermögen eine Mißheirath thun muß.

Die Ahnen, in deren Geschichte auch die Unterirrdischen eine Rolle spielen, und die altadlichen Seitenverwandten sind ziemlich seltsam aber wohl nach der Natur getroffene Figuren. Der Schwiegervater des Ritters ist ein zu ämsiger Kaufmann; eine arme adliche Kousine geht bei ihm aus und ein. Seine edle Tochter, die Ritterinn, ist das schönste Stück in der Gallerie. Bis jetzt noch als Erscheinungen kommen vor: ein Gastvetter und ein Fräulein Unbekannt. Der Pastor loci, ein guter Mann, hat einen ganz besondern Hang zu geheimen Gesellschaften, und ahnet die wichtigsten Aufschlüsse in der Freimaurerei; der Hofmeister des jungen Herrn, kein übler Mensch, aber als Schneiderssohn sehr für Freiheit und Gleichheit, der indeß bei der Tafel des Ritters und der freundlichen Güte der Ritterinn so mit den Aristokratismus versöhnt ward, daß er oft nicht wußte, wie er mit seinem Demokratismus daran war. Ein paar Angeber von heimlichen Katholicismus; ein paar Konsistorialräthe, u. s. w. Diese ganze Gallerie wird

in Leben und Thätigkeit gesetzt, und äußert sich auf die mannnichfaltigste Weise. — Rec. glaubt genug gesagt zu haben, um auf dies merkwürdige Produkt hinzuweisen, und einigermaßen den Umriß des Ganzen anzudeuten. Dieser erste Band, mit einem Titelkupfer und Vignette kostet 1 thl. 16 gr.

Ueber die Ehe. Vierte viel vermehrte Auflage. Berlin in der Vossischen Buchhandlung 1793. in 8vo; mit einem Titelkupfer und einer Titelvignette, beide charakterisch und schön.

Es macht in der That der lesenden deutschen Welt Ehre, daß sie nach einem vortreflichen Buche so begierig greift, daß nach kurzer Frist schon wiederum eine neue Auflage nothwendig ist. Aber große Ehre macht es auch dem noch immer unbekannten Verfasser, daß er diese Liebe des Publikums mit Achtung erkennt und erwiedert, und sorgsam die Feile zur Hand nimmt, um das schöne Werk immer mehr zu glätten, und selbst viele neue Schönheiten, neue lehrreiche Winke und Anspielungen auf neuere Begebenheiten höchst glücklich einflicht. Und endlich bringt es der Verlagshandlung Ehre, daß sie dies trefliche Geisteswerk auch in so geschmackvoller und reizender Form erscheinen läßt. — Ueber das Buch selbst braucht wohl nichts weiter gesagt zu werden. Jeder wer sich um deutsche Litteratur bekümmert, weiß welch ein originales, höchst witziges, und doch edler und ernsthafter Gesinnungen volles, höchst schalkhaftes, und doch zugleich sehr moralisches Werk es ist. Alle Schätze der Belesenheit, der Menschenbeobachtung, der feinsten Weltkenntniß, des Scharfsinns, des wohlwollenden Herzens, der Laune sind, man mögte fast sagen zu üppig aufgeboten, um über den wichtigen Gegenstand Betrachtungen anzustellen und vorzutragen. Es kann wohl nicht leicht noch Etwas darüber gedacht, nicht leicht pro und contra davon gesagt werden, welches nicht hier schon wenigstens berührt und angedeutet wäre. Also schon als Magazin von Einfällen und Reflexionen hätte es seinen Werth, welcher aber durch die

Richtung, die das Ganze nimmt, noch bei weiten erhöhet wird. Diese neue vermehrte Auflage kostet auf Postpapier 1 thl. 12 gr., auf geglätteten Schweizerpapier, 2 thl. 8 gr., und auf englischen Median-Papier mit bunt gedruckten Kupfern 4 thl.

Anzeige. Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 8. 2 Theile 1792. (Mit dem sehr ähnlichen von C. Felsing vortreflich gestochenen Portrait des Helden,) ist jetzt im Verlage des Buchhändlers J. A. Barth in Leipzig, á 1 thl. 16 gr. zu haben.

Die allgemeine Litteratur-Zeitung und das Journal v. u. f. Deutschland, haben in ihren Recensionen und Auszügen zu aufmerksam auf dieses Werk gemacht, als daß es mehr bedürfe. Nur so viel sey erlaubt, hier anzuführen, daß diese Theile der Lebensbeschr. die merkwürdigsten kriegerischen Ereignisse seines Zeitalters von 1700—1763, mit äußerst wichtigen Bemerkungen für jeden Kriegsmann enthalten, daß seine Thatenschilderung selbst für das jetzige Kriegstheater am Rhein und in den Niederlanden einer Vergleichung nicht unwerth seyn dürfte. Das Leben dieses Helden schwingt sich zugleich zur Geschichte eines Jahrhunderts empor, da von seinem zwanzigsten Jahre an von der einen Seite kaum ein Krieg, eine Schlacht, eine Belagerung war, wobei er nicht den Degen, und von der andern kein Congreß, kein Friedensschluß, kein Staatsstreit, wo er nicht die Feder führte. Die politische Laufbahn dieses Helden, als Staatsmann, wird ein 3ter Theil besonders liefern, und für die Geschichte der Staatshändel noch besonders wichtig werden. — Der elegante Vortrag des Verf. macht übrigens das Werk gewiß auch jedem Unbefangenen zur interessantesten Lectüre.

Uylo und Dschadina, oder die Pyramiden, eine Aegyptische Geschichte. 1ster Theil, mit 2 Kupfern. 8. Zerbst. 1 thl. ist in allen Buchhandlungen zu haben, und wird schnell genug in den Händen aller denkenden und prüfenden Leser seyn.

Hier ist alles vereint, was die Phantasie schauerliches, reizendes und hinreißendes hat, was die großen Gefühle für Volkswohl und Glückseligkeit rührendes und das Geheimnißvolle eines ehrwürdigen Bundes erschütterndes haben. Der Verf. hat seine eigenen Schwärmereien über die beste Welt, in welchen man ihn gern folgt, wenn man sie auch nicht als Wahrheit ganz annehmen möchte, geht eine glückliche Mittelstraße, sagt Wahrheit mit Wärme und Eigenthümlichkeit, in welcher sich alles nach einer besondern Form spiegelt. In den gut gezeichneten Charakteren sieht man überall die Spur des Bodens und Aegyptische Schwärmernatur; Mannichfaltigkeit wird dabei gewiß am wenigsten vermißt werden.

Bei dem Buchhändler J. A. Barth in Leipzig ist von Wittings praktischem Handbuch für Prediger des 2ten Bds 1r Th. gr. 8. à 1 thl. erschienen.

Der 2te Theil dieses Bandes erscheint zur Jubil. Messe, und wird zugleich eine sehr nützliche praktische Uebersicht über alle in diesen 2 Bänden über die Evangelien und Episteln gelieferten Themata enthalten, die nicht nur jedem Besitzer dieses Handbuchs angenehm seyn, sondern auch den Werth und Brauchbarkeit des Werks selbst sehr erhöhen wird.

Ankündigung einer gemeinnützigen, den allmähligen Fortschritten der Kinder angemessenen Sammlung von Vorschriften zur englischen- und runden Current-Handschrift.

Aller bisher herausgekommenen Sammlungen von Vorschriften ohngeachtet, fanden wir doch, nachdem uns die vor-

trefliche Methode des Schreibunterrichts auf dem hiesigen Seminar bekannt wurde, daß sie nichts weniger, wie den Bedürfnissen unsers Zeitalters angemessen waren. — Sie scheinen uns nur allein zur Verschönerung einer Handschrift; aber nicht zu einem methodischen Unterricht bei Kindern brauchbar zu seyn. Auch empfehlen sie fast alle die sogenannte **spitze Currentschrift**, die zwar — langsam geschrieben — dem Auge einen schönen Anblick gewährt; aber bei häufigen Schreibgeschäften, die Schnelligkeit erfordern, ungemein an ihrer Schönheit und Deutlichkeit verliert. — So ist's nicht mit der **runden Currentschrift**; sie bleibt sich immer gleich, und scheint gleichsam zum Schnellschreiben geformt zu seyn.

Ueberraschend angenehm war uns daher der Antrag des Herrn **Unruh** — eines Mannes, der sich so ganz in die Methode des hiesigen Seminars hineingedacht, die daselbst übliche, in Hannover fast allgemein eingeführte runde Currentschrift meisterhaft schreibt, und mit allgemeinen Beifall in verschiedenen Instituten und angesehenen Häusern unterrichtet — in unserm Verlage, eine mit unsern Wünschen so sehr übereinstimmende Vorschriftensammlung unter dem Titel: **Gemeinnützige, den allmähligen Fortschritten der Kinder, angemessene Vorschriften zur englischen und runden Currentschrift** — herauszugeben.

Sie wird in 2 Sammlungen getheilt, wovon die 1ste zur künftigen Ostermesse geliefert werden soll. Diese 1ste Sammlung besteht außer einer Tafel zur Ableitung der engl. kleinen Buchstaben aus 179 **Vorschriften**, welche ausgeschnitten, und den Kindern einzeln vorgelegt werden müssen.

Der Herr Verfasser hat bei dieser 1sten Sammlung 5 Schreibklassen angenommen. Die 1ste Klasse schreibt **einzelne Buchstaben nach der englischen Handschrift.** — Hierzu sind 18 Vorschriften.

Die 2te Klasse schreibt:

a) **Sylben nach der englischen Handschrift,**

b) **Kleine Currentbuchstaben.** — Zu beiden sind 36 Vorschriften.

Die 3te Klasse schreibt:

a) Sylben und große Buchstaben der englischen Handschrift; und

b) Sylben der Currentschrift. — Hierzu sind 35 Vorschriften.

Die 4te Klasse schreibt:

a) nach Vorschriften der englischen Hand, wovon jede eine Reihe lang ist.

b) Sylben und große Buchstaben der Currentschrift. — Zu beiden sind 45 Vorschriften.

Die 5te Klasse endlich schreibt:

a) größere Vorschriften der englischen Handschrift;

b) Vorschriften der Currentschrift, wovon jede eine Reihe lang ist. Hierzu sind 45 Vorschriften.

Eine jede der erwähnten Vorschriften, selbst die, welche nur einzelne Buchstaben enthalten, begreift einen für Kinder nützlichen, oder lehrreichen Gedanken in sich, wobei der Lehrer, dieß oder jenes ihnen begreiflich zu machen, und weiter aus einander zu setzen, Gelegenheit nehmen kann.

Daß bei dieser Vorschriften-Sammlung, nach der Methode des hiesigen Seminars, der Anfang mit der englischen Handschrift gemacht wird, ist für Kinder äußerst vortheilhaft. Denn die englische Schrift ist weit leichter zu lernen, wie die Currentschrift; und das Kind gewinnt dadurch mehrere Leichtigkeit in der Hand, um nachher die feineren Nüanzen der Currentschrift nachahmen zu können.

Wir dürfen uns schmeicheln, daß eine für Kinder so zweckmäßig eingerichtete Sammlung von Vorschriften, Vorstehern von Instituten, Eltern, Privatlehrern und Lehrerinnen äußerst willkommen seyn wird.

Damit wir aber einigermaaßen unsere in der That äußerst hohen Kosten erstattet sehen, und diese Vorschriften gemeinnütziger machen können, schlagen wir den Weg der Pränumeration ein, welche wir bis Pfingsten dieses Jahres festsetzen. Der Pränumerationspreis dieser 1sten Sammlung ist 16 ggr.

oder einen Gulden Cassen-Münze; wer 10 Exemplare voraus bezahlt erhält das 11te frei. Nachher kann das Exemplar nicht unter 1 Thlr. verkauft werden.

Indeß scheint es uns jenseits den Grenzen der Billigkeit zu seyn, Jemanden zur Pränumeration auf eine Waare reizen zu wollen, die er nicht kennt. Aus diesem Grunde haben wir eine Probe, woraus man die Handschrift, und den unsrer Meinung nach vortreflichen Stich, beurtheilen kann, besonders stechen lassen, welche in allen Buchhandlungen in Augenschein zu nehmen ist.

Hannover, im März 1793.

Gebrüder Hahn.

Ankündigung einer neuen historischen Bibliothek, zum Gebrauch für alle Klassen von Lesern, in Auszügen aus einigen der neuesten Schriften über einzelne und interessante historische Gegenstände.

Unter diesem Titel gedenkt die unten genannte Buchhandlung ein neues periodisches Werk, in Theilchen von 12 bis 15 Bogen auf gewöhnlichem Oktavformat, herauszugeben, und das erste Stück zur Ostermesse 1793 erscheinen zu lassen. Dieses Werk, dessen Ausarbeitung ein als Schriftsteller längst bekannter Gelehrter übernommen hat, wird sich von so manchen ähnlichen periodischen Werken, und auch von dem kürzlich, dem ersten Bande nach, erschienenen Allgemeinen Litteratur-Archiv, sehr merklich unterscheiden. Es ist, wie der Titel sagt, zum Gebrauche für alle Klassen der Leser, nicht bloß und nicht hauptsächlich für Gelehrte, bestimmt. Dieser Bestimmung gemäß, wird es keine Kritiken der dabei gebrauchten Schriften, sondern blos in Auszügen darstellende und interessante Uebersichten der in den jedesmaligen neuesten historischen Schriften bearbeiteten Stoffe, enthalten. Es wird hiernächst nicht alle neueste historische Schriften, sondern nur diejenigen, welche mehr speciellen und dabei vorzüglich merkwürdigen

historischen Gegenständen gewidmet worden, und auch von diesen nur einige der vornehmsten im Auszuge liefern. Diese Auswahl aber, und ein auf die Ausarbeitung zu wendender ausgezeichneter Fleiß wird hoffentlich diesem Werke einen eignen Platz unter den bereits herauskommenden periodischen Schriften, und zwar unter den lehrreichsten und unterhaltendsten derselben, verschaffen. Das 1ste Stück ist denen in der letzten Ostermesse erschienenen historischen Schriften, und denen, welche die jetzige Michaelmesse lieferte, insofern jene und diese hier einen Platz finden können, gewidmet. Und die verlegende Buchhandlung hoffet, daß das lesende Publikum, indem es ein periodisches Werk, worin es die einzeln herauskommenden und zum völligen Lesen doch oft zu weitläuftigen Schriften über die interessantesten historischen Gegenstände, Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen, kleine interessante Ländergeschichten und Länderbeschreibungen, Erzählungen merkwürdiger Menschenschicksale, zusammen in einem zweckmäßigen Auszuge antrift, mit Beifall aufnehmen wird, die Fortsetzung dieses Werks von Vierteljahr zu Vierteljahr, oder auch von Messe zu Messe, möglich machen und befördern werde. Indeß werden außer der Verlagshandlung auch alle angesehene Buchhandlungen die Bestellungen dieses Werks, auf welches weder subscribirt noch pränumerirt wird, gegen künftige Ostermesse gerne annehmen.

Lemgo den 4. Jan. 1793.

Meyersche Buchhandlung daselbst.

Hannover bei den Gebrüdern Hahn ist so eben mit didotschen Lettern gedruckt, erschienen:

Versuch eines Beitrages zu den Sprachbereicherungen für die deutsche Chemie; vom Berg-Commissair Westrumb.

Eine kleine aber reichhaltige Schrift, in welcher der Hr. Verfasser in zehn Abschnitten die Grundzüge einer chemi-

schen Nomenklatur aufstellt, die von den Anfängern eines jeden chemischen Systems gebraucht werden kann: denn die neuen Namen, die hier gegeben werden, sind so wenig vom Stahlischen als dem neuen französischen Systeme abhängig, und müssen daher dem gesammten chemischen Publico willkommen seyn. — Von demselben Hrn. Verfasser werden die Verleger, außer dieser Schrift, eine Sammlung chemischer Abhandlungen, und praktischer Bemerkungen die Brannteweinbrennerei betreffend, zur bevorstehenden Messe bringen. Die ersten beiden Schriften werden auch unter den Namen: kleine physikalisch-chemische Abhandlungen 3r Bd. 2s St. und 4r Bd. 1s St., zu haben seyn.

Ebendaselbst wird zur bevorstehenden Ostermesse folgendes Werk herauskommen.

Ueber Geisternähe und Geisterwirkung, oder über die Wahrscheinlichkeit, daß die Geister der Verstorbenen den Lebenden so wohl nahe seyn, als auch auf sie wirken können, von G. E. W. Dedekind.

Der religiöse, von Seiten der Vernunft und Bibel betrachtete, und durch eigenes Interesse sich auszeichnende Inhalt desselben sowohl, als der vom Hrn. Verfasser, bei Bearbeitung derselben, angewandte Fleiß, und allgemein faßliche Vortrag, werden es einem denkenden und lesenden Publico aus allen Ständen gewiß empfehlungswerth machen.

Christian Ritschers neue Verlagsbücher von 1792.

Beneken, F. B., über den Umgang mit Leidende. 8. 18 gr.

Beroldingen, Fr. Frhr. v., Beobachtungen, Zweifel und Fragen, die Mineralogie überhaupt und insbesondere ein natürliches Mineralsystem betreffend. 1ster Band. gr. 8. 1 thl. 6 gr.

Biedermann, D. R., über die Wirksamkeit des Rehburger Gesundbrunnens. 8. 3 gr.

Brandes, über einige bisherige Folgen der französ. Revolution in Rücksicht auf Deutschland. gr. 8. 10 gr.

Erhart, F., Beiträge zur Naturkunde und den damit verwandten Wissenschaften. 7r Bd. gr. 8. 12 gr.

Ewald, J. L., neue Predigten über Naturtexte. 1. 2. 3s Heft. 8. 18 gr.

— Ueber Regieren und Gehorchen, eine Predigt beim Tode Leopolds II. 8. 1 gr.

— Entwurf eines Religionsunterrichts für die Jugend der gebildeteren Stände. 8. 12 gr.

Fischer, H. L., das Buch vom Aberglauben. 2r Theil. 8. 9 gr.

Hagemann, G., der Fremdling, ein Schausp. in 4 Aufz. 8. 6 gr.

— Otto der Schütz, Prinz von Heßen, ein vaterländisches Schausp. in 4 Aufz. 8. 9 gr.

— 2 Vorspiele: die Georgsinsel, und: So opfern Herzen. 8. 5 gr.

— Th. Einleitung in das in Deutschland übliche Lehnrecht. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 12 gr.

von Haßel, F. W., Briefe über England. 8. 15 gr.

Havemann, A. C., Anleitung zur Beurtheilung des äußern Pferdes, in Beziehung auf dessen Gesundheit und Tüchtigkeit zu verschiedenen Diensten. 8. 12 gr.

Hermione, oder die Rache des Schicksals, a. d. Engl. 8. 1 thl.

Holscher, A., kurze Anleitung für Lehrer und Aufseherinnen in Industrieschulen. 8. 5 gr.

Köppen, I. H. I, erklärende Anmerkungen zum Homer. 2te Aufl. 8. 18 gr.

— Kurze Biographie, mit dessen Portrait. 4 gr.

Knigge, A. Frhr., über den Umgang mit Menschen. 4te vermehrte und verbesserte Auflage in 3 Theilen. 8. auf holl. Pap. mit dem Portrait des Verfassers 2 thl. 20 gr. auf Druckpap. 1 thl. 12 gr.

— Das Zauberschloß, oder Geschichte des Grafen Tunger. 8. auf holl. Pap. 1 thl. 8. gr. auf Druckpap. 20 gr.

Knigge, A. Frhr., die Reise nach Braunschweig, ein komischer Roman. 8. auf holl. Pap. 1 thl. auf Druckp. 16 gr.
— Des seel. Hrn. Etatsrath von Schaafskopf hinterlassene Papiere, von seinen Erben herausgegeben. 8. 9 gr.
Lüdemanns, A. G., zuverläßige und in ganz Deutschland brauchbare Tabellen für Landbesitzer, Oekonomie-Verwalter und Landmesser. 8. 10 gr.
Pockels Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschlichen Herzens. 2te Samml. 8. 8 gr.
— Briefe über die Weiber. 8. 8 gr.
Rehberg, A. W., Untersuchungen über die franz. Revolution, nebst kritischer Uebersicht aller darüber in Frankreich erschienenen Schriften. gr. 8. 2 thl.
Sidney und Eduard, ein Schausp. in 3 Aufz. von Susanne von Bandemer. 8. 6 gr.
Tagebuch eines Menschenbeobachters. 8. 10 gr.
Trautmann, (Karl), Geschichte seines Lebens und seiner Geistesentwickelung, kein Moderoman. 8. 1 thl. 4 gr.

Auch wird in eben diesem Verlage ein neuer Roman der berühmten Mstrs Smith, betitelt: Desmond, 2 Bändchen, in einer deutschen Uebersetzung, durch die beliebte Feder der Madame Forkel auf die nächste Jubilate-Messe erscheinen.

Bücher, so in der Paulischen Buchhandlung zu Berlin noch um die Pränumerations-Preise bis Ende Juny 1793 verlassen werden sollen.

1) Benckendorfs Oeconomia forensis, 8 Bände, 4to, anstatt 24 rthl. um 16 rthl. 2) Der Auszug aus diesem Buche, in 3 Bänden, anstatt 11 thl. um 7 thl. 8. gr. 3) Des Herrn Grafen von Büffons allgem. Naturgeschichte, 7 Bände; Naturgeschichte der 4füßigen Thiere, 19 Bände; Naturgeschichte der Vögel, 20 Bände, auf Druckpapier mit 1279 Kupf. gr. 8. anstatt 43 thl. 14 gr. um 26 thl. 18 gr. 4) Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit schwarzen Kupfern, anstatt 56 thl.

4 gr. um 38 thl. 6 gr. 5) Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit 1279 illuminirten Kupfern, anstatt 161 thl. 8 gr. um 115 thl. 12 gr. 6) Burgsdorfs Versuch einer vollständigen Geschichte der Holzarten, 2 Bände, gr. 4to, mit schwarzen Kupfern, anstatt 7 thl. 22 gr. um 5 thl. 4 gr. 7) Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern, gr. 4. anstatt 12 thl. 10 gr. um 8 thl. 18 gr. 8) Benckendorfs Grab der Chikane, worinnen, daß häufige Prozesse das größeste Uebel eines Staats sind, gezeiget, die wahren Quellen, woraus sie ursprünglich entstehen, oder nachdem sie entstanden, sorgfältig genähret, ins unendliche vervielfältiget und gleichsam verewigt werden, entdecket, dabei aber auch zugleich die wirksamsten Mittel, diese verschiedene Quellen zu hemmen, und zu venstopfen, an die Hand gegeben werden, 3 Theile in 4 Bände, gr. 8. anstatt 10 thl. um 7 thl. 9) Herbst und Jablonski Naturgeschichte der Schmetterlinge, 5 Bände, gr. 8. mit 118 illuminirten 4to Kupfern, anst. 36 thl. 4 gr. um 23 thl. 20 gr. 10) Herbst und Jablonski Naturgeschichte der Käfer, 4 Bände in gr. 8. mit 51 illuminirten 4to Kupfern, anstatt 18 thl. 2 gr. um 11 thl. 20 gr. 11) Krünitz, D. J. G. ökonomische technologische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphabetischer Ordnung, 58 Bände, gr. 8. anstatt 179 thl. 11 gr. um 116 thl. 6 gr. 12) Der Auszug aus diesem Buche, in 12 Bänden, gr. 8. anstatt 27 thl. um 17 thl. 14 gr. 13) Martini allgemeine Naturgeschichte in alphabetischer Ordnung, fortgesetzt von den berühmtesten Gelehrten in Deuschland, 11 Bde. gr. 8. mit schwarzen Kupfern, anstatt 44 thl. 14 gr. um 28 thl. 23 gr. 14) Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern, anstatt 68 thl. 18 gr. um 49 thl. 9 gr. 15) Schauplatz der Künste und Handwerke, 16r, 17r, 18r, 19r Band, gr. 4. anstatt 20 thl. 8 gr. um 15 thl. 6 gr.

In der

Braunschweigischen Schul - buchhandlung

erscheinen

zur bevorstehenden Jubilate-messe

folgende

neue Werke.

André und Bechsteins gemeinnützige Spaziergänge u. s. w. 7ter und 8ter Th. 8.

Das Bedürfniß einer solchen Fundgrube zu einer lehrreichen und angenehmen Unterhaltung der Jugend bei jedem im häuslichen Leben, auf Spaziergängen u. s. w vorkommenden Gegenstande der Natur und der Kunst, wurde schon lange so allgemein und so stark gefühlt; und die Art, wie diesem großen Bedürfnisse im gegenwärtigen Werke abgeholfen ist, hat den ungetheilten Beifall aller Sachkundigen schon so sehr erhalten: daß es keiner weitern Bekanntmachung und Empfehlung desselben bedarf.

Anmerkungen, erklärende, zu der Encyklopädie der lateinischen Klassiker, IV. Theils 2ter Band. 8.

Dasselbe unter dem Titel: Erklärende Anmerkungen zu den ausgewählten Oden und Liedern vom Horaz, von O. C. R. Böttiger. 2r. Th.

Je weiter diese wichtige Unternehmung, den Studirenden das Beste, das Nahrhafteste für Geist und Herz, aus der gesamten klassischen Literatur der Römer, mit Ausschluß des minder Treflichen und vornehmlich des Schlüpfrigen und Sittenverderbenden, ohne Verstümmelung, zum Schulgebrauch in die Hände zu liefern, fortrückt, desto mehr scheint das Publikum sich von der Gemeinnützigkeit des dabei zum Grunde lie-

* gen

genden Plans zu überzeugen und die Ausführung desselben mit seinem Beifalle zu beehren. Von gegenwärtigem IV. Theil der Anmerkungen getrauen wir uns mit Zuversicht vorherzusehn, daß er diesen Beifall nicht vermindern werde. — In dem bevorstehenden Sommerhalbenjahre wird die, unter Herrn Hofraths Heyne Anleitung und Beirath von zwei auf unser Ersuchen von ihm dazu vorgeschlagenen Gelehrten, den Herren Nöhden und Heinrich, bearbeitete Aeneide des Virgils erscheinen. Daß ein Heyne sich für den Fortgang dieser Unternehmung, welche anfangs manches Misverständniß und daraus entstandenes Vorurtheil wider sich hatte, interessirt, giebt uns die angenehme Beruhigung, daß unsre Ueberzeugung, etwas Gemeinnütziges dadurch zu leisten, nicht auf falschen Gründen beruhet haben müsse, und daß auch Andere dem Vernunftmäßigen der dadurch beabsichtigten Zwecke immer mehr und mehr Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen. Jeder einzelne Theil dieser Encyklopädie wird auch als ein besonderes Werk für sich verkauft.

Auszüge aus den französischen Klassikern verfertiget von Trapp. IV. Th. gr 12mo.

Dasselbe auch unter dem Titel: Entretiens sur la pluralité des Mondes, par Mr. Fontenelle etc. gr. 12mo.

Mit der lateinischen Encyklopädie wächst nun auch diese französische (die überhaupt zwölf Bändchen stark werden wird) als ein Zweig der allgemeinen Schulencyklopädie, immer mehr heran, und zwar mit jener nach einerlei Regeln und Grundsätzen, wie zu einerlei Zwecken. Auch für solche erwachsene Leser, die aus einer oder der andern Ursache die klassische französische Literatur nicht nach ihrem ganzen großen Umfange studiren können, bietet diese Sammlung ein Mittel dar, die auserlesensten, besten und sittlichsten Theile derselben, zu ihrer Bequemlichkeit ausgesucht und neben einander gestellt zu finden. Von diesem Werke werden die einzelnen Theile, jeder als ein Werk für sich, gleichfalls besonders verkauft.

Campe, J. H., Sittenbüchlein, zur allgem. Schulencyklopädie gehörig. Fünfte verbess. Ausgabe. 8.

Da dies kleine Werk schon lange ein Schulbuch geworden ist; so hat der Verfasser noch einmal den größten Fleiß an-

ge-

gewandt, ihm durch Sprachrichtigkeit sowol, als auch durch eine genauere Bestimmung der Begriffe und durch immer sorgfältigere Ausbildung der Schreib-art diejenige Vollendung zu geben, die es durch ihn erhalten konnte.

Campe, J. H., Klugheitslehren, aus des Grafen von Chesterfield Briefen an seinen Sohn. 8.

Dieses, ehemals mit dem Campischen Theophron verbundene, bei der dritten Auflage aber davon getrennte Werkchen, erscheint hier abermals in einer neuen besondern Auflage. Man weiß, daß der Herausgeber die Absicht des englischen Staatsmanns, seinen Sohn in die Geheimnisse der Staatsklugheit und der feinen Lebensart einzuweihen, mit den höhern Zwecken der Sittlichkeit, die Jener hin und wieder aus den Augen verloren hatte, durch Auslassungen, Veränderungen und Umbildungen in genaue Verbindung gebracht, und dieser Sammlung von Klugheitslehren dadurch einen Werth gegeben hat, der ihnen ursprünglich mangelte.

— — Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend 12ter Th. auf Druck- Schreib- und holländischem Papier. 8. 16. und gr 8.

Bei diesem Theile liegt die unterhaltende Reisegeschichte des Hrn. von Lesseps von Kamtschatka nach Paris zum Grunde. Die Manier des Verfassers, so wie die Art, wie er seinen jedesmaligen Stoff aus den besten anderweitigen Quellen zu berichtigen und zu vervollständigen sich bemüht, ist aus den vorhergehenden Theilen bekannt. (Wird nachgeliefert.)

Exempelbuch für Anfänger u. Liebhaber der Algebra. 8.

Wer jemals selbst Unterricht in der Zahlen- oder Buchstaben-rechenkunst gegeben hat, der wird die Unterrichts-erleichterung, die ein solches Exempelbuch gewähret, besonders wenn die Beispiele so zweckmäßig, wie im gegenwärtigen, gewählt sind, zu schätzen wissen.

Funke, C. Ph., erster Leitfaden zum Schul-unterrichte nach dessen technologischer Naturgeschichte. Zur allgem. Schul-encyklopädie gehörig. 8

Dasselbe auch unter dem Titel: Stoff zu Unterhaltungen für Kinder über Gegenstände der Natur,

von C. Ph. Funke, nebst einer Kupfertafel. Zur allgem. Schul-encyklopädie gehörig. 8.

Funke, C. Ph., Zweiter Leitfaden zum Schul-unterrichte u. s. w. 8.

Dasselbe auch unter dem Titel: Materialien zum Unterrichte in der ökonomischen Naturgeschichte und Technologie für die erwachsnere Jugend, vornehmlich in Bürgerschulen, von C. P. Funke.

— dritter und letzter Leitfaden zum Schul-unterricht ꝛc.

Dasselbe auch unter dem Titel:

— Grundriß der allgemeinen Naturgeschichte, oder dritter und letzter Lehrgang derselben. Zur allgemeinen Schul-encyklopädie gehörig. 8.

Diese drei Auszüge aus dem Funkeschen Handbuche der technologischen Naturgeschichte, sind eben so viele Lehrgänge (cursus) für diesen Unterricht, bestimmt den Schülern, als ein Leitfaden in die Hände gegeben zu werden, so wie das größere Werk alles dasjenige enthält, was der Lehrer, in Ermangelung anderer Hülfsmittel, zur Erklärung und Erläuterung jener Kompendien und überhaupt zu einem fruchtbaren Unterrichte über die technologische Naturgeschichte, nöthig hat. Den Plan zu einer zweckmäßigen, für die Schulen hinreichenden Kupfersammlung zu diesem Werke, hoffen wir nächstens ausführen zu können. Das Unterscheidende dieser Sammlung wird darin bestehen, daß alle in einer und derselben Abtheilung dargestellten Gegenstände, nach einerlei Maaßstab werden gezeichnet werden, damit man von der bekannten Größe des einen, z. B. des Pferdes, auf die unbekannte Größe des andern, z. B. des Elephanten, schließen könne. Die bei dem ersten der drei Leitfaden befindliche Kupferplatte kann zu einer Probe dienen.

Henke, F. K. A., Predigten über die Evangelien aller Sonntage und Festtage des Jahrs. 3. Bd. 2te Aufl. gr 8.

Schon eben so allgemein geschätzt, als bekannt.

Hen-

Henke, D. H. P. C, allgemeine Geschichte der christlichen Kirche, nach der Zeitfolge 1r. Th. zweite durchaus verbess. und stark verm. Aufl. gr 8.

Des eben so großen als wohlverdienten Beifalls ungeachtet, womit die erste Auflage dieses wichtigen Werks aufgenommen ward, hat der Verfasser, dessen Foderungen an sich selbst weiter, als die des Publikums, gingen, doch so viel Verbesserungen und reichhaltige Zusätze dazu angebracht, daß diese zweite Auflage beinahe für eine von neuem umgearbeitete gelten kann.

Helmuths, J. H., Volks-naturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens. 3te sehr vermehrte Auflage. 8.

Die wiederholten Auflagen dieses Werks geben einen Beweis von der anerkannten Brauchbarkeit desselben zur Verminderung des gemeinschädlichen Aberglaubens und zur Verbreitung gemeinnütziger Naturkenntnisse.

Hildebrands, Fr., chemische und mineralogische Geschichte des Quecksilbers. 4.

Bei dieser ausführlichen Geschichte des Quecksilbers sind nicht nur die Versuche und Erfahrungen Anderer sorgfältig benutzt, sondern der Verfasser hat jene Versuche auch überall, wo es thunlich war, vorher erst selbst wiederholt, um die Erfahrungen Anderer durch seine eigenen entweder zu bestätigen oder zu berichtigen, und überdem viele neue Versuche angestellt, um solche Eigenschaften und Verhältnisse des Quecksilbers, die noch unbekannt waren, ausfindig zu machen. Auf diese Weise ist sein Werk zu einem vollständigen Hauptbuche geworden, wodurch die Theorie vom Quecksilber schätzbare Bestätigungen, Erweiterungen und Berichtigungen erhält.

Hüllmann, K., Lehrbuch der Erdbeschreibung für den dritten und letzten Lehrgang. 1r. Th. Europa. Zur allgemeinen Schul-encyklopädie gehörig. gr 8.

Bei dieser Bearbeitung der Erdbeschreibung für die allgemeine Schul-encyklopädie wird der nämliche Plan befolgt, der bei der Funkeschen Naturgeschichte angenommen ward. Das Ganze wird aus einem Handbuche für die

Lehrer und aus drei Lehrgängen für die Schüler beste-
hen. Gegenwärtiger Theil ist die erste Hälfte des dritten
Lehrganges, dessen zweite Hälfte für die übrigen Welttheile,
nebst dem ersten elementarischen und dem zweiten Lehrgange,
in kurzen Zeiträumen auf einander folgen werden. Das
Handbuch für Lehrer wird den Beschluß machen. Der
Verfasser hat mit eisernem Fleiße und mit einer bei
Schriften dieser Art seltnen Gewissenhaftigkeit, alle ihm
erreichbare nahe und ferne Quellen seiner Wissenschaft
selbst besucht, und sich keinesweges begnügt, nur das zu
benutzen, was Andere vor ihm daraus geschöpft hatten.
Wir glauben daher dem Publikum ein Werk verkündigen zu
dürfen, was nicht nur an Reichhaltigkeit bei gedrängter
Kürze, sondern auch an Genauigkeit und möglichster Rich-
tigkeit die meisten seiner Brüder weit hinter sich läßt.

Jerusalems, J. F. W., nachgelassene Schriften,
2ter und letzter Th. gr 8. Dasselbe Buch auch
in ordin. 8.

Dieser letzte Theil des schätzbaren Nachlasses enthält lau-
ter kleine Aufsätze theologischen, philosophischen und litera-
rischen Inhalts, die der ehrwürdige Verfasser, der bis an
den letzten Athemzug nicht aufhörte, mit dem Geiste sei-
nes Zeitalters, in der Erweiterung und Berichtigung sei-
ner Einsichten fortzuschreiten, noch in den letzten Jahren
seines Lebens größtentheils entweder ganz umarbeitete, oder
durch Anmerkungen und Zusätze verbesserte.

Kirchers, E. W. G., Anweisung in der Buchdruk-
kerkunst, so viel davon das Drucken betrift, mit
Kupfern und Holzschnitten. 8.

— — Gebrauch der Zeichen, welche in den Buch-
druckereien zum Korrigiren gewöhnlich sind, nebst
einigen Tafeln, welche die erste Seitenzahl eines
jeden Bogens von verschiedenen Formaten ent-
halten. 4.

Das erstere wünschen wir in jede Officin eingeführt, das
andere, welches nur aus einigen Blättern besteht, auf dem
Pulte jedes Schriftstellers und Correctors zu sehen, weil
wir

wir glauben, daß durch jenes die deutsche Druckerkunst gewinnen könne, und daß durch dieses die Zahl der Druckfehler beträchtlich vermindert werden dürfte, weil diese, wenigstens oft und großentheils, auch aus der Unbekanntschaft angehender Correctoren mit den Verbesserungszeichen und deren Stellung entstehn.

Le nouveau Robinson traduit de l'Allemand de Mr. Campe, par Mr. *Huber*. Faisant partie de l'Encyclopèdie universelle pour les écoles. 8.

Man hatte bisher vier verschiedene, theils in Deutschland, theils in der französischen Schweitz, theils zu Paris veranstaltete franz. Uebersetzungen dieses Jugendbuchs. Jede derselben hatte ihr Gutes, aber auch ihre eigenthümlichen Fehler; und mit diesen wurden sie in die Schulen eingeführt. Herr Prof. Huber, rühmlichst bekannt durch die Genauigkeit und Sprachrichtigkeit seiner Uebersetzungen, hat sich daher durch die Ausarbeitung der gegenwärtigen, der er, so sehr es ihm nur immer möglich war, klassische Richtigkeit in Ansehung der Sprache und der Schreib-art zu geben suchte, ein wahres Verdienst um diejenigen Schulen und Privat-erziehungsanstalten erworben, welche von diesem Hülfsmittel zur Sprach-erlernung ferner werden Gebrauch machen wollen.

Pitra, Wahlherrn für Paris, authentische Nachricht von den ersten Auftritten der franzöſ. Staatsumwälzung, von einem mitwirkenden Augenzeugen. Aus einer französischen Handschrift. 8.

Diese schätzbare, bisher noch nicht gedruckte Handschrift, wurde der Verlagshandlung von sehr verehrungswürdiger Hand mit der Erlaubniß, sie übersetzen zu lassen, mitgetheilt. Die Schrift ist nicht nur, ihrem Inhalte und der Schreibart nach, sehr unterhaltend und anziehend: sondern sie verbreitet auch über einige Personen und Thatsachen, in Beziehung auf die ersten Auftritte der Revolution, ein berichtigendes Licht, welches uns bisher noch fehlte.

Remers, J. A., Handbuch der allgemeinen Geschichte, 1r Th. — alte Geschichte — dritte umgearbeitete und vermehrte Aufl. 8. (Wird gleich nach der Messe fertig.)

Re-

Remers, J. A., Tabellen zur Aufbewahrung der wichtigsten statist. Veränderungen in den vornehmsten europ. Staaten. 11te u. 12te Tabelle. Fol.

Der in vielen Schulen und Lehr-anstalten erprobte und anerkannte Werth des Remerschen Handbuchs ist durch die bei dieser dritten Auflage durchgängig erhaltenen Verbesserungen und Zusätze beträchtlich vergrößert worden.

Ueber Aufruhr und aufrührerische Schriften, (von Hrn. Prof. Stuve). 8.

Je wichtiger es in unsern Zeiten ist, daß die Begriffe, die wir mit den Worten Aufruhr, Aufrührer und aufrührerische Schriften zu verbinden haben, richtig bestimmt und gefaßt werden, damit auf der einen Seite den dadurch bezeichneten Verabscheuungswürdigen mit Weisheit vorgebeugt, und auf der andern Seite die vernünftige und rechtmäßige Freiheit zu reden und zu schreiben nicht aus Misverstand unterdrückt und das Wohl der Menschheit, der Flor der Staaten und das Vertrauen der Völker zu ihren Regenten vermindert werde: desto größern Dank verdient der Verfasser dieser schon zu Anfang des laufenden Jahrs erschienenen kleinen Schrift für die darin angestellte ruhige und lichtvolle Auseinandersetzung dieser Begriffe.

Wolframs, K. J. G., vollständige Sammlung der Braunschweig-Lüneburgischen Wechselordnungen und deren landesherrlichen Declarationen, mit erläuternden Anmerkungen. gr. 8.

Da das Braunschweigische Wechselrecht, der hiesigen Messen wegen, das ganze handelnde Publikum interressirt: so muß eine vollständige Sammlung aller darüber vorhandenen Verordnungen, die man bisher vergebens suchte, jedem hierher Geschäfte machenden Banquier und Handelsmanne nothwendig willkommen seyn.

Practische Geschichte des Menschen; ein Anhang zu Funkens Naturgeschichte und Technologie. Zur allgemeinen Schul-encyklopädie gehörig. gr 8.

Je wichtiger die Kenntniß des Menschen dem Menschen ist, desto nöthiger war es, die Naturgeschichte desselben von der der übrigen Geschöpfe zu trennen, um sie ausführlicher zu beschreiben. Dies ist im gegenwärtigen Anhange geschehen.

Bey

Georg Joachim Göschen

in Leipzig

sind folgende Bücher in der Ostermesse 1793 erschienen.

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der Moral und der natürlichen Religion in ihrem ganzen Zusammenhange. in 2 Theilen. Erster Theil. 8.

Dieses Buch wird auch als eine Fortsetzung des Lorentzischen Lesebuchs für Bürgerschulen ausgegeben, von dem es den 4ten Band ausmacht. Die langsame Folge der Bände dieses Lesebuchs hat den Nutzen gehabt, daſs bey der Moral und der natürlichen Religion die Grundsätze der Kantischen praktischen Philosophie benutzt und beyde nach demselben vorgetragen sind. Ein gutes Vorurtheil für dieses Werk muſs der Umstand erwecken, daſs in dem mit denselben zugleich erschienenen Kantischen Werk über die Religion vieles eben so als hier bestimmt ist. Zwey Stücke sind dem Menschen nothwendig: Beobachtungen seiner Pflichten und Beruhigung. Ersteres lehrt die Moral, letzteres die Religion. Der Mensch muſs wissen, nicht blos was ihm erlaubt, sondern auch wozu er befugt ist, dieses lehrt das Naturrecht. Das Naturrecht auf bürgerliche Verbindung angewandt giebt die Staatswissenschaft. Demnach wird in diesem Buche abgehandelt

1. Die Sittenlehre.
   - *a.* Von den Pflichten gegen sich selbst, gegen andere Menschen, gegen Gott, und dessen Geschöpfe überhaupt.
   - *b.* Von dem sittlichen Karakter.
   - *c.* Von den Tugendübungen.
2. Die Rechtslehre. Naturrecht. Staatswissenschaft, Rechte in dem Staate, Staatsweisheitslehre, Staatsklugheitslehre.
3. Die Religionslehre. Von der Welt, von Gott, von dem Menschen, religiöse Weltbetrachtung.

Diese Gegenstände hat der Verfasser mit der äussersten Faſslichkeit vorgetragen, alle Lehren mit Beyspielen erläutert, und durch gut gewählte Stellen aus den besten Dichtern andringlich gemacht.

„Ich trage diese Lehren wissenschaftlich vor, sagt der Verfasser, weil ich gründliche Aufklärung bewirken will, so wie euch Jünglingen, die ihr nützliche Weltbürger werden wollt, schlechterdings nothwendig ist. Ihr wollet selbst tugendhaft seyn, darum müſst ihr nach selbst gedachten Grundsätzen handeln, eures eignen Glaubens leben, und ohne Gängelband der Unsterblichkeit entgegen gehen lernen. Eine Vernunft, die Gott euch gab und aufhellte, führe euch — das Vertrauen auf den Gerechten sey euer Stab — das Licht der frohen Ewigkeit strahle euch entgegen und Gottes Seegen sey mit euch!"

Übrigens bürget für die Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs, daſs der Verfasser schon lange seinen Zöglingen lehrte, was er darin niederschrieb, und nicht niederschrieb als was sich ihm durch die Erfahrung, so wohl der Materie als der Form nach, zu diesem Unterricht tauglich bewiesen hatte, und mit dem glücklichsten Erfolg begleitet war.

M. Hube, vollständiger und faſslicher Unterricht in der Naturlehre. In einer Reihe von Briefen an einen jungen Herrn von Stande, 2ter Band. gr. 8. Mit Kupfern.

Der zweyte Band dieses, in Rücksicht seines deutlichen und schönen Vortrags und in Rücksicht seiner Gründlichkeit und Vollständigkeit sowohl als des Reichthums neuer Ideen, mit groſsem Beyfall aufgenommenen Werkes enthält: 1. Die Wärme, in 12 Briefen. 2. Die Auflösung und Niederschlagung, in 8 Br. 3. Die Ausdünstung, in 6 Br. 4. Die wäſsrigen Lufterscheinungen und die Winde, in 11 Briefen. 5. Die verschiedenen Luftarten, in 13 Br. 6. Das Licht, in 19 Briefen.

A. F. Heckers allgemeine Geschichte der Natur- und Arzneykunde. Erster Theil. 1, 2, 3. Buch. gr. 8.

Dieses Werk, welches seit zehn Jahren die angenehmste Beschäftigung des Verfassers war, unter-

scheidet sich dem Plan, dem Umfange und Zwecke nach, von allen bisher erschienenen Werken über den nehmlichen Gegenstand. Zeitgenossen und Nachkommen sollten aus demselben den Zustand, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit unserer Naturwissenschaft und unsers theoretischen und praktischen Medizinalwesens, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war, kennen und zugleich einsehen lernen: wie der gegenwärtige Zustand nach und nach herbei geführt wurde, — ob er an Vollkommenheit den vorhergegangenen Umständen entspreche? — an welchen Mängeln und Unvollkommenheiten er noch jetzt leide? — und ob sich in dem Gange der Geschichte vielleicht die Quellen dieser Mängel und die besten Vorkehrungen gegen dieselben entdecken lassen möchten? Inhalt des ersten Bandes: Einleitung. 1s Buch. Allgemeine Schilderung der Lage und des Zustandes, worin sich die theoretische so wohl als praktische Natur- und Arzneywissenschaft am Ende des achtzehnten Jahrhunderts befanden. Erster Abschn. Darstellung des ganzen Vorrathes theoretischer Kenntnisse, in jedem der verschiedenen Zweige der genannten Wissenschaften. Zweyter Abschnitt. Einfluſs unserer theoretischen Kenntnisse, zunächst auf Bildung und Verfassung unseres ganzen Medizinalpersonals, auf die übrigen Stände, auf die menschliche Gesellschaft überhaupt und auf das Wohl der einzelnen Völker und Staaten. 2tes Buch. Kritische Angabe der Quellen und der bisherigen Bearbeitung der Geschichte der Arzneikunde. 3s Buch, Erste Periode: von Anfang der Dinge bis auf Hypokrates Geburtsjahr.

Wie der Herr Verfasser seinen Vorsatz im Ganzen ausgeführt hat, werden die gelehrten Aerzte entscheiden; gewiſs ist, daſs der Verfasser seinen Gegenstand von der fruchtbarsten Seite für die Menschheit angesehen, mit philosophischen Geist und mit vielem Geschmack behandelt hat.

J. G. Marezolls Bestimmung des Kanzelredners. 8.

Der Titel dieser Schrift giebt den Inhalt genau und deutlich an. Sie soll zeigen, wozu der Prediger als Kanzelredner da ist, worauf er also in seinen Vorträgen an das Volk hinarbeiten, und welcher

Mittel er sich bedienen mufs, wenn er dem Zweck seines Amtes gemäfs handeln will.

Die Hagestolzen, ein Schausp. von Iffland. 8.

Dieses Stück hat auf allen Bühnen den Zuschauern ausserordentlich gefallen, und wird den Lesern nicht weniger vergnügen und rühren, da dieses, wie die Ifflandischen Stücke uberhaupt, so reich an feineren Schönheiten und kleinern Zügen von grofser Bedeutung ist, welche bey der Lectüre noch mehr als bey der Vorstellung bemerkt werden können.

Komisches Theater, von J. F. Jünger. Zweyter Band. 8.

2 Stücke: Er mengt sich in Alles, und die unvermuthete Wendung, machen den Inhalt dieses Bandes aus. Das erste ist ein Ergufs komischer Laune und ein freyes Spiel des Witzes in Intrigue und Handlung, das andere ein Gemählde aus der grofsen und feinen Welt, wie es nur der Mann entwerfen und ausführen kann, der selbst diese Welt kennt und in Sprache und Sitten mit Feinheit nachbilden kann.

Schillers Neue Thalia, 7tes Stück. 8.

Inhalt: 1. Reise auf den Montanvert, zu dem Eismeer und zu der Quelle des Arveiron in den Savoyer Alpen. 2. Die griechische Tonkunst. 3. Mimer und seine Freunde. Dialog. Fortsetzung, siehe 12tes St. der Thalia. 4. Der Abschied des Leonidas. 5. Ariosts rasender Roland, neue Übersetzung. Erster Gesang. 6. 7. Gedichte.

Archiv für Aufklärung über das Soldatenwesen. 1ten Bdes 2s St. Mit dem Bildnifs des General von Seydlitz.

Enthält vornehmlich nebst kleinern Aufsätzen: Über die Veredlung des Soldaten, 2s Fragm. Uber den Zwang zum Soldatendienst. Nachricht von der neuen militärischen Einrichtung, welche der Baron von Salis in Neapel zu Stande gebracht hat. Beschlufs des Karakters und der Lebensgeschichte des Generals von Seydlitz.

Anzeigen.

Nachricht an das Publikum.

Im Januar-Stück dieser Deutschen Monatschrift vom laufenden 1793sten Jahr, steht No. VI. eine Abhandlung, die einen

Vorschlag zur Erleichterung des Selbstunterrichts in Sprachen

enthält, und die ein gewisser Herr Hofrath Jung geschrieben hat. Da ich nun gerade den nämlichen Namen und Charakter führe, so werde ich allgemein für den Verfasser dieser Schrift gehalten, folglich verbindet mich das bekannte Naturgesetz: Suum cuique, daß ich hierdurch öffentlich bekenne, diesen guten und nützlichen Aufsatz nicht geschrieben zu haben. Zugleich ersuche ich den mir unbekannten Herrn Verfasser, künftig auch seinen Vornamen in öffentlichen Schriften hinzuzusetzen, zu welchem ich mich ebenfalls verpflichte, damit dergleichen Mißverständnisse verhütet werden mögen.

Marburg
den 24sten April 1793.

Dr. Johann Heinrich Jung
Hofrath und Professor.

Neue Verlags-Bücher des Buchhändlers F. T. Lagarde in Berlin. Leipz. Oster-Messe 1793.

Anacharsis, des jüngern, Reise durch Griechenland, viertehalb hundert Jahr vor der gewöhnlichen Zeitrechnung. A. d. Franz. des Abt Barthelemy, übers. von Hrn. Bibliothekar Biester, 1r Theil, Neue Auflage gr. 8. auf engl. Medianpapier mit 4 Kupfert. . . . . 1 Thlr. 8 gr.

Es ist dieß nicht nur eine neue Auflage, sondern eine Neue Uebersetzung, vermehrt mit einer, nach einem doppelten Maaßstabe entworfenen Charte von Alt-Griechenland; so daß gegenwärtig alle 7 Bände von Hrn. Bibliothekar Biester übersetzt, zu haben sind.

—— Derselben, Neue wohlfeile Ausgabe, gr. 8. Druckpapier, mit 31 Kupfertafeln in 7 Bänden complet . . . . 9 Thl.

Hoffentlich wird diese Ausgabe einen jeden befriedigen, der vielleicht, zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers, auf den in Landau angekündigten Nachdruck in kl. 8. ohne Kupfer aufmerksam gemacht worden wäre. Da sich indessen der Geschmack heut zu Tage, mehr auf schöne als auf schlechte Ausgaben zu lenken scheint; so ist auch für den Liebhaber der Pracht-Ausgabe in soferne ge-

sorgt, daß einige, ob zwar nur wenige Exemplare auf Schweizerpapier abgedruckt worden, welche für 5 Friedrichsd'or erlassen werden.

Catels (P. F.) mathematisches und physikalisches Kunstkabinet, dem Unterrichte und der Belustigung der Jugend gewidmet; mit 50 Figuren auf 4 Kupfertaf., nebst einer zweckmäßigen Beschreibung derselben, und Anzeige des Preises, für welchen sie in der Catelschen Kunsthandlung zu haben sind. 2s Heft, gr. 8. 6 gr.

Das erste Heft, dieses vom Publiko mit vielem Beyfall aufgenommenen Buchs, erschien 1790. enthielt 9 Kupfertafeln und dessen Preiß ist 16 gr. Es sind noch einige wenige Exemplare davon vorhanden.

Eulers (Leonh.) vollständige Anleitung zur Differenzialrechnung; a. d. Lat. übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von Hrn. Professor Michelsen. 3r und letzter Theil, gr. 8. . . . . . . 1 Thlr.

Mit diesem Bande ist das schätzbare Werk beschlossen, welches durch die Anmerkungen und Zusätze des Uebersetzers, die zur Erläuterung des Originals dienen, vor demselben keinen geringen Vorzug gewonnen.

Geographie, Chronologie, Staaten- Gelehrten- und Künstlergeschichte, Maaß- Münz- und Gewichtkunde von Alt-Griechenland. In 31 Kupfertafeln und 12 Tabellen. Aus der Reise des jüngern Anacharsis, gr. 4. auf engl. Medianpapier . . 2 Thlr. 12 gr.

Diese Charten und Kupfer sind in den 7 Theilen des genannten Werks vertheilt, und die Tabellen befinden sich im letzten. Vereinigt bilden sie ein Ganzes, welches als ein classisches Werk angesehen werden kann, das selbst den Besitzern der Reisen nicht unangenehm seyn wird, besonders da sich Hr. Bibliothekar Biester die Mühe gegeben, ein Register dazu auszuarbeiten, worin den Namen der mehresten Oerter, zugleich die Benennung beygefügt worden, welche sie heut zu Tage führen. Es sind einige Exemplare auf Schweizerpapier abgezogen worden, welche 4 Rthlr. kosten.

Gorgy's (des Hrn. von) sämtliche Werke, frey übersetzt von J. F. Jünger, 1s und 2s Bändchen, enthaltend Lidorie in zwey Theilen, kl. 8. mit Titelk. 1 Thl. 8 gr.

Herr Jünger hat dieß Werk ganz in seiner beliebten Manier bearbeitet, wodurch es gleichsam zum deutschen Original geworden. In künftiger Michaelis-Messe erscheint das 3te und 4te Bändchen des ganzen aus 16 bis 17 Bänden bestehenden Werks, welche St. Alme in 2 Theilen enthält.

Kants (J.) Critik der Urtheilskraft, gr. 8. Neue Auflage . . . . 1 Thlr. 12 gr.

Es ist dieß die zweyte Auflage, des allgemein bekannten und geschätzten Werks, welches einige wenige Zusätze erhalten.

Lafontaine's Fabeln, französisch und deutsch. Herausgegeben von Hrn. Professor Catel, 3r Theil, enthaltend das 9—11te Buch, 8. . . . . . . 12 gr.
Der 4te Theil, welcher dieses Werk beschließt, erscheint künftige Michaelis-Messe.

Montaigne's (Michael) Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins deutsche übersetzt (mit dem Portrait des Montaigne) 1r u. 2r Band. gr. 8. . . . . 2 Thl. 8 gr.
Montaigne verdiente von der Hand eines Mannes bearbeitet zu werden, dem die Lesewelt bereits die meisterhaften Uebersetzungen des Tom Jones und Yoriks empfindsamen Reisen verdankt.

Poesien, freundschaftliche, eines Soldaten. Neue Ausgabe, mit Didotschen Lettern, und einer Titelvignette von Meil, gr. 8. . . . . 18 gr.
—— dieselben auf geglättetem Velinppr. 1 Thl. 8 gr.
Diese Poesien erschienen 1764 in kl. 8v. und sind seit länger als zehn Jahren gänzlich vergriffen. Auf mein Bitten entschloß sich der Verfasser, Hr. Kriegsrath Scheffner in Königsberg, diese neue Auflage in meinem Verlage herauszugeben.

Nachricht.

Das Studium der Geographie hat in unserm Zeitalter durch vortrefliche Karten eine große Erleichterung bekommen und ist unter den gebildeten Ständen allgemeiner geworden. Ich mache mir daher Hofnung, daß die Ankündigung

Eines Atlasses von Liefland.

vielen Beyfall und Aufmunterung erhalten wird; zumal, da wir bis jezt noch keine richtige Karte von dieser großen und blühenden Provinz haben.

Herr Graf von Mellin hat sich seit mehrern Jahren mit der Verfertigung dieses Atlasses beschäftiget, und mit patriotischem Fleiß, mit unermüdeter Geduld, und mit großem Aufwand von Kosten und Zeit ein Werk vollendet, welches in Absicht der Genauigkeit und der ganzen Ausführung musterhaft und einzig in seiner Art ist. Der Stich ist von der Meisterhand des Herrn Jäck und der Schönheit des Werks vollkommen angemessen, wovon man sich durch die drey ersten Blätter, welche bis jezt erschienen sind, augenscheinlich überzeugen kann.

Diese drey Blätter stellen den Rigischen, Wendenschen und Wolmarschen Kreis mit allen Dörfern, (deren lettische Volksbenennungen beigefügt sind) Hoflagen, Mühlen,

Post- und Landstraßen, alle Communicationswege von einem Guthe zum andern auf das Genauste dar. Jeder Kenner sieht leicht, daß bey einer so äußerst mühsamen Arbeit, die Vollendung des Ganzen sich nicht genau angeben läßt; indessen hoff' ich innerhalb 2 Jahren den ganzen Atlas fertig zu liefern. Er wird aus zehen Blättern bestehen, denen noch die Karte von Altliefland, nach der Eintheilung Heinrichs des Letten, bis 1552 beygefügt wird. Der Wendensche und Wolmarsche Kreis sind in dieser Ostermesse fertig geworden, der Werrosche ist bereits in den Händen des Herrn Jäck, und wird nächstens fertig. Alsdann folgen die übrigen Kreise, und zulezt die Generalkarte des ganzen Gouvernements.

Das Format ist groß Royal, und die Abdrücke sind auf Papier Velin. Die ersten drey Blätter kosten 3 Rthlr. 4 Ggr. in Louisd'or à 5 Rthlr. Ich ersuche die Liebhaber, beym Ankauf dieser Blätter auf die folgenden zu subscribiren.

In Deutschland ist diese Karte zu haben:

in Berlin bey den Herren Morino und Compagnie, Herren Schropp und Compagnie, und Herrn Vieweg dem ältern. In Braunschweig bei Herrn Bremers Erben. In Frankfurt am Mayn bey den Herren Varrentrapp und Wenner, und in der Jägerschen Kunsthandlung. In Hamburg bey Herrn Hoffmann, Herrn Bohn, und Herrn Fauche. In Königsberg bey Herrn Hartung und bey Herrn Nicolovius. In Leipzig bey den Herren Voß und Leo. In Nürnberg bey den Homannischen Erben. In Weimar im privilegirten Industriecomtoir. In Wien bey den Herren Artaria und Compagnie und bey Herrn Stahel, und in allen ansehnlichen Kunst- und Buchhandlungen.

Für die nördlichen Gegenden:

In Libau bey Herrn Friedrich. In Petersburg bey Herrn Gerstenberg, und in Riga beym Verleger.

Leipziger Ostermesse,
1793

Johann Friedrich Hartknoch,
Buchhändler in Riga.

Neue Verlagswerke der Hartknochschen Buchhandlung in Riga, von der Michael-Messe 1792 und Ostermesse 1793.

Andreä, Traugott, Rino und Jeanette, oder der goldene Rosenzweig, 1ster bis 6ter Gesang. Mit einer Vignette. 8. 16 gr.

Azor, des Sohnes Babuk, Reise nach Persepolis, oder die verkehrte Welt, mit 1 Kupfer, 8 8 gr.

Beausobre, Herr von, allgemeine Einleitung in die Kenntniß der Politik, der Finanz- und Handlungswissenschaften. Aus dem Franz. 3ter und letzter Theil, 2te Aufl. 8. 18 gr.

Beck, M. J. S., erläuternder Auszug aus den kritischen Schriften des Herrn Prof. Kant, auf Anrathen desselben, 1ster Band, welcher die Critik der spekulativeen und praktischen Vernunft enthält, 8. 1 Thlr. 4 gr.

Bibliothek der Romane, 20r Bd. Mit 1 Kupfer, 8. 18 gr.
Friebe, W. Chr, Handbuch der Geschichte Lief- Ehst- und Kurlands, zum Gebrauch für Jedermann, 3s Bdch. 8. 20 gr.
Georgi, J. G., Versuch einer Beschreibung der Russisch-Kayserl. Residenzstadt St. Petersburg und der Merkwürdigkeiten der Gegend, 2 Thle mit 1 Plan und 1 Karte, gr. 8. 3 Thlr.
Häsler, Jean Guill., grande Sonate pour 3 mains sur un Piano-Forte ou Clavecin (avec permission de l'auteur) 16 gr.
Herder, J. G., Briefe zu Beförderung der Humanität, 1ste und 2te Sammlung mit 1 Kupf. 8. 1 Thlr.
— Dasselbe auf Velinpapier. 1 Thlr 16 gr.
Hupel, A. W., neue nordische Miscellaneen, 3tes und 4tes Stück, 8. 1 Thlr. 12 gr.
Hupel, A. W. Versuch die Staatsverfassung des Russis. Reichs darzustellen, 2ter und letzter Theil mit einem Register über das ganze Werk, gr. 8. 2 Thlr.
Jannau, H. v., Geschichte von Lief- und Ehstland pragmatisch vorgetragen, 1r Theil, 8. 1 Thlr.
Idées, quelques, de Passetems, par. 1. 50. 8. 10 gr.
Lesvesque Gemälde von Rom. Aus dem Franz. mit einer Vignette, 8. 21 gr.
Memoiren, historische und galante Romane aus den Zeitaltern Ludwig XIV, XV, und XVI. 3ter Band. Enthält:
Memoiren eines Emigranten der kein Emigrant war, auf seiner Reise nach Spanien im J. 1791. Mit 1 Kupfer, 8. 16 gr.
Pfähler, D. J. G. Unterricht für Personen, welche Kranke warten, 8. 9 gr.
Reisen, anthropologische, mit 1 Vign. 8. 1 Thlr 6 gr.
Ressouvenir sur la Russie, 8. 10 gr.
Rievethal, I. G., Lectures intended for the instruction and amusement of young people, Who apply themselves to the englisch tongue, vol. 2 and last. 8. 12 gr.
— la Ruche, ou lectures amusantes et instructives pour la jeunesse, 1r vol. 8. 12 gr.
Die Romantischliebenden. Lustspiel in 3 Aufzügen. Dem Englischen der romantic Lady frey nachgebildet, 8. 9 gr
Schlegel, D. G., erneuerte Erwägung der Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, 2r Theil 2te und lezte Abtheil. gr. 8. 8 gr
Stille, Carl, Erzählungen, 2ter Theil mit 1 Kupfer, 8. 21 gr.
Storch, H., Gemälde von St. Petersburg, 2 Theile mit 4 Kupfern und 2 Vignetten von D. Chodowiecky und Bolt, 8. (wird nach der Messe fertig.)
Atlas von Liefland. Gezeichnet vom Hrn. Grafen L. A. von Mellin. Gestochen von C. Jäck. Auf Velinpap. 3 Thlr 4 gr.
Nr. 1 Der Rigische Creis.
Nr. 2 Der Wendensche Creis.
Nr. 3 Der Wollmarsche Creis.

In Commission.

Réprésentation des Uniformes de l'armée imperiale toutes les Russies, par le Lieut. J. de Lude. 89. feuilles grand in 4. très bien coloriées. baar 20 Thlr.
Eulers Algebra, 2 Bde, 770 gr. 8. baar 1 thlr. 12 gr.

Neue Verlagsbücher der Fleischerschen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn von der Oster-Messe 1793.

Bruns, Paul Jakob, Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile, Afrika, Asia, Amerika und Süd-Indien. Afrika 2r Theil, oder Nubien, Sennar und Habesh. gr. 8. 22 ggr. oder 1 fl. 24 Xr.

Christ, J. L., Bienenkatechismus für das Landvolk, mit Kupf. 2te verm. u. verb. Aufl. gr. 8. 9 ggr. oder 36 Xr.

Grammaire (nouvelle) françoise et Italienne pratique par I. N. Meidinger, nouvelle Edition revue corrigée et augmentée par l'auteur. 8. 16 ggr. oder 1 fl.

Lang, Carl, Bibliothek für junge Deutsche. 1s Bändchen mit Kupfern. Taschenformat. 16 ggr. oder 1 fl. 12 Xr.

Limon, Leben Ludwig des XVI. a. d. Franz. 8. 8 ggr. od. 30 Xr.

Mosche, C. I. W. animadversionum in Xenophontis Oeconomicum specimen. 8. 5 ggr. oder 20 Xr.

Stumpf, G., Lehr- und Handbuch der gesammten Feld- und Hauswirthschaft für Bürger und Bauern, Prediger und Schullehrer, selbst zu Akademischen Vorlesungen, worin das Altenburgische Ackersystem-Verhältniß zwischen Acker- Wiese- und Vieh-Futter-Verhältniß und Eintheilung mit vielen Beispielen. 18 ggr. oder 1 fl. 12 Xr.

Ueber Mainz, in Briefen an Freund R***. 8. Rhein-Insel. 10 ggr. oder 40 Xr.

Neue Verlags-Werke des Industrie-Comptoirs zu Weimar zur Leipziger Jubilate-Messe 1793.

Journal des Luxus und der Moden, 8ter Jahrgang, für 1793. gr. 8. compl. 1 — 12 Stück. 4 Thlr.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder etc. 4to. XIII. und XIV. Heft, mit ausgemahlten Kupfern; jeder Heft 16 gr.

Dasselbe Werk XIII. und XIV. Heft, mit schwarzen Kupfern, jeder Heft 8 gr.

Der französische Text zu den ersten 9 Heften des Bilderbuchs, für diejenigen, welche nur den einfachen teutschen Text haben; unter dem Titel: Portefeuille des Enfans. 4. 12 gr.

Gaspari (A. C.) Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlasses, zweyter Cursus, gr. 8. (wird gleich nach der Messe fertig.) 1 Thlr.

—— neuer methodischer Schul-Atlaß aus 36 Charten bestehend, entworfen und gezeichnet von Güssefeld, zweyter Cursus; welcher dieß Werk schließt, Queerfol. wird gleich nach der Messe fertig.) 2 Thlr. 12 gr.

—— kleiner 4 Zoll Erdglobus; zu beyden Cursen des Schul-Atlasses gehörig. 2 Thlr.

Loders (Dr. J. C.) Anfangsgründe der medicinischen Anthropologie, und der Staats-Arzneykunde, zweyte verbesserte und sehr vermehrte Aufl. gr. 8. 2 Thlr.

Loders (Dr. J. C.) und Hufelands (D. C. W.) Clinische Beobachtungen aus der medicinischen chirurgischen Kranken-Anstalt zu Jena. Erster Band. 8.
Nota. Dieser Band hat auch, weil er die medicinisch-chirurgischen Beobachtungen des Herrn Hofraths Loder anfängt, noch den besondern Titel:
—— medicinisch-chirurgische Beobachtungen, Erster Band. (wird zu Johannis fertig.)
Aufklärungen der Arzneywissenschaft, aus den neuesten Entdeckungen in der Physik, Chemie und andern Hülfswissenschaften; herausgegeben von den Herren Professoren Hufeland und Göttling. Ersten Bandes 1stes Stück, gr. 8. 8 gr.
Reichard Guide des Voyageurs en Europe, avec des Cartes et Planches, gr. 8. 4 Thlr.
Dasselbe Werk, auf Englische Art in Leder broschirt, die 2 großen Charten auf Leinewand gezogen, und alles zusammen in einem Futterale. Netto 4 Thlr. 12 gr.
Bertuchs (F. I.) Polyxena; ein lyrisches Monodrama für Bühne und Concert gr. 8. 2 gr.
Polyxena, ein lyrisches Monodrama, von Bertuch und Schweizer, vollständige Partitur in Kupfer gestochen, Fol. auf ordinäres Noten-Papier. 2 Thlr.
Dasselbe, auf geglättetem Velin-Papier. 2 Thlr. 8 gr.
Ein Wort an Teutschland, von Philopatris, 8. 2 gr.

Charten und Kupferstiche.

Carte intineraire de l'Europe, dressée par Mr. Güssefeld, en 2 feuilles. 8 gr.
Carte de la Suisse, ou l'on a marque les toutes suivies par Mr Coxe dans ses 4 Vogages en 1776, 1779 1785 et 1786, revue, corrigée et augmentée par Mr. Güssefeld, en 2 Feuilles. 8 gr.
Portrait Sr. Durchl. des regierenden Herzogs von S. Weimar und Eisenach, ganze Figur, in punktirter Manier, gestochen von C. Müller. 1 Thlr.
Portrait des Herrn Hofrath Wieland; gestochen von Lips. 1 Thlr. 14 gr.
Der Abend, gezeichnet und gestochen von Lips, in Aquatinta Manier. 20 gr.
Ansichten des berühmten alten Schlosses Wartburg bey Eisenach, gezeichnet von Todtenwarth; gestochen und illuminirt von C Horny, Erstes und zweytes Heft, complet, jeder Heft von 4 Blatt. 1 Thlr. 14 gr.

Sechs Claviersonaten für Liebhaber und angehende Clavierspieler von Joh. Georg Witthauer. Erste und zweyte Sammlung, jede 1 Rthlr, Berlin beym Autor, bey Maurer, und in der neuen Berlinischen Musikhandlung.

Hoffentlich werden die beiden vorliegenden Sammlungen allen, denen an ihrer Fortbildung etwas liegt, die eine vorzügliche harmonische und rythmische Behandlung zu schätzen wissen,

die Geschmack an wahren Kunstwerken finden, mit beitragen, den modischen Firlefanz zu verdrängen, der seit geraumer Zeit in unserer Tonkunst der herschende Geschmack geworden ist. Hier in diesen Sonaten vereinigen sich Eigenschaften, die man selten beysammen trift, und die man nur von einem Mann erwarten konnte, der schon durch Arbeiten von mehrerem Umfange hinlänglich gezeigt hat, daß er in der großen Bachischen und Faschischen Schule, einen ausgezeichneten Rang einnimt. So fleißig, so gründlich die Sachen gearbeitet sind, so geschmackvoll sind sie auch. Der Gesang ist edel, gefällig und fließend, und man wird durch die Mannigfaltigkeit in den Sätzen und Modulationen aufs angenehmste unterhalten. Man hat keine Anzeige dieser Sonaten gesehn, worinn man nicht dem braven Componisten die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren ließe, und den Wunsch hinzufügte, daß er fortfahren möchte den beyden Klassen des musikalischen Publicums, auf die er besondere Rücksicht genommen hat, noch mehr solche vortrefliche Hülfsmittel zur Bildung und Berichtigung ihres Geschmacks und zur angenehmsten Unterhaltung in die Hände zu liefern, und ferner, wie bey diesen Sachen, zum Behuf der weniger geübten die Fingersetzung anzugeben.

Gemälde aus dem häuslichen Leben, und Erzählungen, von G. W. C. Starke. 1te Sammlung, 1793. 306 Seiten in 8. Berlin, bei Friedr. Vieweg dem Aelteren.

Sanfte, zarte Gefühle, doch nicht überspannt, milder aber gesunder Verstand, richtige aber schöne Beobachtung und Charakteristik des geselligen Lebens aus dem ehrenvollen Mittelstande, sind die Eigenthümlichkeiten eines Buchs, das niemand unbefriedigt, Rec. darf sagen, niemand ungebessert aus der Hand legen wird. Es sind deutsche Gemälde, wenn gleich die Schönheit der Natur überall zu Hause ist. Auch der Ausländer wird sie mit Vergnügen und Nutzen betrachten; nur der Deutsche kann ihrer Wahrheit volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und seine Zufriedenheit darüber mit der edelsten verbinden die es giebt, mit der Zufriedenheit über sein mütterliches Land. Solch ein Buch ist ein gutes Werk, und wenn gute Werke nicht den Himmel fordern, so kommt es daher, weil sie ihn schon besitzen. Rec. kann nicht umhin seine ungeheuchelte Hochachtung gegen den Verf. an den Tag zu legen, den er weder persönlich kennt, noch in einiger Verbindung mit ihm steht; und ist gewiß, diese mit jedem Leser zu theilen, dessen Zeit auch so beschränkt wäre, daß er nur bey Woldahns Wanderung in sein Vaterland verweilen könnte. Aber ihre Vortreflichkeit wird ihn auffordern, sich auch den Genuß der übrigen Erzählungen zu verschaffen, und dem Darsteller, neben den Talenten des prosaischen Erzählers, auch das Verdienst angemessener Dichtersprache einzuräumen.

Unter dem Titel:

Friedenspräliminarien

wird Unterschriebener in dem Vossischen Verlag eine Zeitschrift herausgeben, von deren Zweck und Geist dem Publikum mit wenigen Worten ein vorläufiger Begriff gemacht werden kann.

So fühlbar das Bedürfniß der Unpartheilichkeit sich in den gegenwärtigen Zeiten macht, so schwer hält es, einen höheren Standpunkt zu finden und zu behaupten, aus welchem man den Strom der Begebenheiten verfolgen, die Stürme sich bilden und zerstreuen, die Verwirrung wechselsweise und unablässig bald wachsen, bald abnehmen sehen, und mit ruhigem Sinne, mit hellem Geiste hier und da in der chaotischen Masse Keime künftiger Ordnung und Einigkeit unterscheiden könnte. Auf der einen Seite die durch widerrechtlich vergossenes Blut empörte Menschlichkeit; die gegen eine neue Art von Tyrannei kräftig behauptete Treue und Freiheit der Nationen; das große Principium der bürgerlichen Ordnung, das mächtige und ehrwürdige Bollwerk gegen die Vertragzerstörende Begeisterung der Freiheit: Gefühl des Eigenthums; auf der andern Seite die unläugbarsten Wahrheiten der Vernunft; der durch tausendfachen Widerstand immer höher gestiegene Enthusiasmus für das noch unaufgelöste, durch die Erfahrung jedes Jahres sich immer mehr verwickelnde, oft sogar unter den zufälligen Wendungen des Kampfes ganz verschwindende Problem einer rein philosophischen Verfassung; die in der Unmög-

lichkeit Gefühlen und Ueberzeugungen zu entsagen gegründete Aufopferung der Ruhe und des Lebens; eine Summe von Kräften, die aus eben dieser Unmöglichkeit entspringen, die von ihren Besitzern selbst eben so wenig berechnet werden können als von ihren Gegnern, die durch eine kleine, dem äußern Scheine nach mit jedem Windstoß zu gewartende, Veränderung im Willen zu Nichts würden, ohne diese Veränderung aber, die seit vier Jahren im höchsten Sturm gerade am entferntesten schien, unbezwinglich bleiben dürften: — das sind ungefähr die moralischen Elemente, deren Verhältnisse und Kämpfe gegen einander wichtiger sind, als die Operationen der Armeen und die Arbeiten der Kabinette, weil die Rückwirkung jener auf diese sich in den verschiednen Wechseln des Glückes kräftiger bewiesen hat, als die umgekehrte Rückwirkung dieser auf jene. Aber in einem so allgemeinen Zustande von Krieg, der sich weit über die blutenden Heere hinaus erstreckt, arten die natürlichsten, einfachsten, heiligsten Triebe in Parteien aus; ja, der Geist der Zeiten hat sogar das sonderbare Phänomen einer Partei von Unparteiischen hervorgebracht, die natürlicher Weise als Partei meistens zu wenig, als Unparteiische zu viel thaten, und oft weder ihre Sache noch sich selbst zu retten vermochten. Der nothwendige Zweck eines jeden Krieges ist indeß — Friede; und bis die Feldherren und Staatsmänner diesen Lohn ihrer Arbeiten erhalten haben, giebt es auch im Reiche der Ideen ein Mittel, im Krieg und durch den Krieg den Frieden zu befördern. Dieses Mittel ist die Geschichte. Der Geist der Geschichte ist ein guter, besänftigender, friedlicher und mächtiger Geist, der allein die bösen Geister der Leidenschaften, des Egoismus, der Parteisucht zu bannen vermag; wer ihn zu seinem Führer nimmt, den wird er gegen die Täuschungen und die Gewalt der Gegenwart schützen und für die Zukunft einweihen. An die historische Form ist er übrigens so wenig gebunden, wie irgend ein Geist an irgend eine Form; gefällig leiht er sich jeder Einkleidung, sie sei erzählend, raisonnirend, allegorisch, ernsthaft oder scherzhaft, und der Herausgeber der Friedenspräliminarien wird sich hauptsächlich bestreben, durch Mannichfaltigkeit der Formen seine Leser für die einseitigen Proklamationen, Deklamationen und Relationen zu entschädigen, die man dem politischen Heißhunger unsrer Zeiten hinwirft, und für

welche es so oft nur Eine Entschuldigung giebt: daß die Beschaffenheit dieses Krieges diese Waffen nothwendig macht, und daß die Rechtmäßigkeit der Waffen, die im moralischen Kriege gebraucht werden, noch durch keine positiven Gesetze bestimmt ist. Da nun der beschränkteste Geist oft nur eines Ideals von Vollkommenheit bedarf, um höher daran zu reichen als andere, so wird der Herausgeber der Friedenspräliminarien — wenigstens so weit es in menschlichen Kräften steht, Grundsätzen getreu zu bleiben und falschen Deutungen zu entgehen — sich enthalten andre Waffen zu führen, als höchstens ein Paar optische Gläser, deren Vervollkommnung er sich immer angelegen seyn lassen wird, um durch das eine die Vergangenheit näher an das Auge zu rükken, durch das andre die Gegenwart ferner davon wegzubringen, und so wenig als möglich in die Zukunft zu pfuschen. Drei Hauptabtheilungen kann er vorläufig dem Publikum versprechen: die eine, welche das Currente der öffentlichen Begebenheiten betreffen wird, die andre, in welcher Nachlesen aus früheren Zeiten, welche mit den gegenwärtigen in naher Verbindung stehen, geliefert werden, die dritte, die zur Kritik der politischen Litteratur überhaupt bestimmt werden soll; und wenn Europa so glücklich wäre, daß der Titel, den er gewählt hat, bald aus der Mode kommen müßte, so würde er sich auch die Mühe nicht verdrießen lassen, für die Fortsetzung der Friedenspräliminarien einen andern Titel zu erfinden.

Der Verfasser des heimlichen Gerichts.

Diese periodische Schrift wird in Stücken von 6 Bogen herauskommen, doch ohne daß sie sich an eine bestimmte Zeit bindet, um nicht, wie manche andre Zeit-

schrift, den noch übrigen leeren Raum mit dem Ersten, dem Besten ausfüllen zu dürfen. Vier Stücke werden einen Band ausmachen und einen besondren Titel nebst einem interessanten Kupfer erhalten. Der Preis jedes Stückes ist 8 Groschen; doch macht sich der Käufer immer auf vier Stücke, oder einen Band, anheischig. Außer den Buchhandlungen, nimmt auch das hiesige Königliche Hof-Postamt Bestellungen auf diese periodische Schrift an, und sorgt für prompte Versendung derselben. Wer sein Exemplar auf Schreibpapier verlangt, wird ersucht, es besonders zu bestellen, und bezahlt für das Stück 9 Groschen. Zweckmäßige Beiträge wird die unterzeichnete Buchhandlung, wenn sie ihr mit der Anzeige ihrer Bestimmung zugeschickt werden, mit Vergnügen annehmen und an den Herausgeber befördern. Sie glaubt übrigens noch anmerken zu dürfen, daß diese periodische Schrift keine Nachrichten oder Aktenstücke, die man schon in Zeitungen gelesen hat, enthalten oder die ersteren wenigstens in neuen Gesichtspunkten darstellen, und folglich mit andren Journalen politischen Inhalts weder in Concurrenz kommen, noch durch sie überflüßig werden soll. Das erste Stück wird um Johannis dieses Jahres erscheinen und der beste Beweis für diese Versicherung seyn. Berlin, den 15. Mai, 1793.

Die Vossische Buchhandlung.

Anzeigen.

Mannheim den 28sten Brachmonat 1793.

Bei der heutigen öffentlichen Sitzung der churfürstl. deutschen gelehrten Gesellschaft, las der churfürstl. Rath und Bibliothek-sekretair, Hr. Wigard, die älteste Geschichte des Theaters in der Pfalz. Der beständige Geschäftverweser, Hr. geheime Rath von Klein, las hierauf das ausführliche Urtheil über die Preis-schriften. Die Gesellschaft setzte im verflossenen Jahre einen Preis von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer beliebigen Anzahl deutscher sinnverwandten Wörter (Synonimen). Unter den 12 eingesandten Preisschriften sind vier, welche dem Zwecke der Gesellschaft am nächsten kommen. Sie führen folgende Denksprüche:

1) Honos alit artes, omnesque incenduntur ad studia gloriae. Cic.
2) Wer gut spricht, spricht recht; wer falsch spricht, spricht schlecht.
3) L'esprit de justesse et de distinction est la vraie lumiere qui eclaire par tout, et dans le discours le trait qui distingue l'homme delicat de l'homme vulgaire. Girard.
4) Omnia verba sunt alicubi optima. Quinct.

Dieser letzten Abhandlung hat die Gesellschaft den Preis zuerkannt. Der Verfasser ist Hr. Karl Gottlieb Fischer, Pfarrer des königl. grossen Hospitals zu Königsberg in Preussen.

Der Verfasser der Schrift: L'esprit de justesse et de distinction etc. hat so glänzende Vorzüge, daß die Gesellschaft, die nur einen Preis zu vergeben hat, ihm zum Beweise und zum Andenken ihrer Verehrung, nebst ihren Werken, die goldne Denkmünze, welche auf das Regierungsjubeljahr ihres Stifters ist geprägt worden, bestimmt. Es ist Hr. Christian Lüpinus Sander, Sekretair der königl. Generalwegekommission in Koppenhagen.

Die Schrift: Wer gut spricht, spricht recht rc. verdient ebenfalls den Ruhm durch den Beifall der Gesellschaft; sie ertheilt dem Verfasser das Accessit, und übersendet ihm zum Beweise ihrer Achtung die gesellschaftlichen Werke. Es ist Herr Friedrich Schlüter, der Arzneygelahrtheit Doktor in Quedlinburg.

Die Gesellschaft setzt für das Jahr 1794 einen Preis von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer kritischen Geschichte der deutschen Schauspieldichtkunst. Die Preisschriften müssen vor dem 1sten April 1794 an Hrn. geheimen Rath von Klein, beständigen Geschäftverweser der Gesellschaft, mit verschlossenen Namen und einem Denkspruche eingesandt seyn.

Die Gesellschaft beschloß den 18ten Jahrgang ihrer Versammlungen mit der Herausgabe des 8ten Bandes ihrer Werke, welcher einen Theil der Gedichte ihres Geschäftverwesers enthält.

)(

Das blinde Kind, oder kleine Anekdoten der Familie Windham. Ein Geschenk für die Jugend. Aus dem Engl. Taschenform. mit Kupfern.

Unter diesem Titel erscheint in der Mitte Septembers das 3te Jahr des Weihnachtsgeschenks für die Jugend. Diejenigen, in deren Händen sich die Geschichte des Prinzen Li-Bu als 1s Jahr, und der kleine Jack, eine Volksgeschichte, als 2s Jahr, befinden, werden es dem würdigen Herausgeber gewiß Dank wissen, daß er fortfährt, die Jugend mit solchen kleinen Schriften zu beschenken, die für ihr Herz und ihren Verstand gleich interessant sind. Eltern verschiedener Stände haben hier eine gute Gelegenheit, ihren Kindern nach und nach eine dergleichen kleine Sammlung anzuschaffen; denn wir werden mit jedem Jahre die Zahl dieser kleinen Kinderschriften um eines vermehren. Aus Dankbarkeit für die gute Aufnahme der ersten beiden Jahre werden wir dieses 3te durch äußere Zierde so anziehend machen, als es möglich ist. Bei jedem der ersten beiden Jahre sind 2 interessante Kupfer; zu diesem werden 4 geliefert, und um es auch noch von einer andern Seite brauchbar zu machen, werden ein paar Blätter Pergament beigefügt.

Statt des einfärbigen Einbandes, ist ein sauberer, in Kupfer gestochener Umschlag gewählt worden. Die eine Seite desselben stellt ein Kinderspiel, die andere Gegenstände des weiblichen und männlichen Fleißes dar. —

Ein Futteral schützet den Einband vor Schmutz. Dieser Vorzüge ungeachtet soll dieses Büchlein doch nicht mehr als 16 gr. mithin nur 2 gr. mehr als jeder der ersten beiden kosten. Sollten einige Eltern Exemplare in Seide gebunden zu haben wünschen, so müssen diese im voraus bestellt werden, und setzen wir hierzu Ende August als den spätesten Termin fest. Der Preis eines solchen Exemplars ist 20 gr.

Leipzig, im Julii 1793.

Gebrüder Gräff.

Der Herr Prediger J. H. Lorenz, gab in den Jahren 1788 bis 1790 mit Unterstützung der angesehensten Theologen eine Neue Sammlung sehr seltener Gelegenheitspredigten und solcher die man nicht oft von den Kanzeln hört, nebst andern geistlichen Reden und theologischen Abhandlungen für angehende Prediger in 3 Bänden heraus. Von dieser Sammlung ist in der verwichenen Messe der erste Band ganz, die beiden andern aber bis auf wenige Exemplare vergriffen worden; ich bin daher nicht abgeneigt eine neue und wo möglich wohlfeilere Auflage drucken zu lassen, wenn mir der Theil des Publikums, für den diese Sammlung bestimmt ist, seine Stimme zur Unterstützung meiner Entrepise geben will. Ich schlage zu dem Ende den Weg der Subscription vor, und verspreche jeden Subscribenten den Theil von 21 Bogen in gr. 8. für 16 gr. und das 10te Exemplar frey zu liefern; will etwa jemand auf alle 3 Theile voraus bezahlen, so erhält er das Ganze für 1 thl. 12 gr. und das 5te Exemplar frey. Dieser Termin dauert bis zur Michaelis-Messe, wo der erste Theil von neuem erscheinen wird: ich ersuche daher jeden Entfernten sich

deshalb an seine zunächst gelegene Buchhandlung oder Postamt, oder wenn es ihm gefällt, sich an mich zu wenden. Das Werk selbst bedarf übrigens keiner weitern Empfehlung, da die größten Kanzelredner unsrer Zeit, Teller, Spalding, Sack, Troschel, Zollikoffer, Patzke, Resewitz, Reinhardt, Treumann sowohl Predigten als andere zweckmäßige Aufsätze dazu geliefert haben, und man die Texte sowohl als die Veranlassungen nicht in den gewöhnlichen Sammlungen von Gelegenheitspredigten findet.

Berlin, im Julii 1793.

G. C. Nauck,

Buchhändler in der breiten Straße.

Bekanntmachung.

Da mehrere Freunde der Engl. Litteratur und vorzüglich einige Schulmänner gegen mich den Wunsch äußerten: Ebers Englische Sprachlehre ihrer Brauchbarkeit wegen, auf einen billigern Preis gesetzt zu sehen, so zeige ich hiedurch öffentlich an, daß statt 20 gr., wofür sie sonst von ihrem ersten Verleger, Hrn. Oehmigke gelassen wurde, ich den Verkaufpreis derselben auf 16 gr. gestellt habe, um jenem Wunsche Genüge zu leisten.

Berlin, im Julii 1793.

G. C. Nauck.

Neue Verlagsbücher von H. A. Rottmann in Berlin.

Leipziger Ostermesse, 1793.

Humboldt (F. A.) Florae Freibergensis prodromus, exhibens plantas quasdam cryptogamicas, praesertim subterraneas, cum icon. aeri inc. 4to. maj. 1 thl. 16 gr.

Kausch (J. J.) Kameralprinzipien über Rindviehsterben, für Landesregierungen und angehende Staatswirthe, mit 1 Kupfertaf. gr. 8. 14 gr.

Sack (F. S. G.) drei Predigten, bei Gelegenheit des Krieges gegen Frankreich. gr. 8. 6 gr.

Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, 11ten Bandes 1stes Stück, und der Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde, 5ten Bandes 1stes Stück, mit Kupf. gr. 8. 16 gr.

Scheele (C. W.) sämmtliche physische und chemische Werke, nach dem Tode des Verfassers gesammelt, und in deutscher Sprache herausgegeben von D. S. F. Hermbstädt, 2 Theile, m. 1 Kupfertafel. gr. 8. 2 thl. 8 gr.

Neue Bücher von der Michaelismesse 1792.

Fichtel (Joh. Ehrenr. v.) Nachricht von einem in Ungarn neu entdeckten ausgebrannten Vulkan. gr. 8. 2 gr.

Franklins (Benj.) Jugendjahre von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben, und übersetzt von G. A. Bürger 8. 16 gr.

Karstens (D. L. G.) tabellarische Uebersicht der mineralogisch-einfachen Fossilien. Zweite vermehrte Auflage. Fol. 16 gr.

Meyer (J. A. F.) gemeinnützliche Naturgeschichte der giftigen Insekten, 1r Theil, der die Panzerflügel, Pergamentflügel, Staub- und Aderflügel enthält. 8. 12 gr.

Ragozky (Karl Aug.) Unterhaltungen für denkende Freimaurer. 8. 12 gr.

— — — — — über maurerische Freiheit für eingeweihte und uneingeweihte Leser, nebst einem Wort über Revolution. 8. 3 gr.

Versuch eines tabellarischen Verzeichnisses der Kriegsbegebenheiten vom Münsterschen bis zum Hubertsburger Frieden, mit einem alphabetischen Register versehen. Fol. 1 thl. 4 gr.

Zamori, oder die Philosophie der Liebe, in zehn Gesängen, von Franz von Kleist 1793. 8. Berlin, bei Fr. Vieweg dem Aelteren.

So wenig die Philosophie der Liebe vor die Catheder der Schule gezogen werden kann oder mag, eben so wenig darf die alte grämliche Kritik Regeln aufstellen, Abdrücke der Liebe darnach zu messen. Sie geht nur mit Dornen um, und würde höchstens an diesen Rosen ängstlich Blätter abzählen, indeß ihr feiner Hauch für andere gehört. So viel sie aber gezählt hat, so strenge sie wachte, ob von denen ihr unverständlichen Tönen, einer zum Mißlaut werde, oder gegen kalte von der Kunst des Schönen, die keine schöne Kunst ist, berechnete Gesetze irgendwo verstossen sey, so gar nichts hat sie dessen gefunden, und giebt dem Dichter einen Freibrief, gegen alle unnöthige und ungerechte Gefährde von dieser Seite. Sprache, Versification und Oekonomie seiner Unschuldsepopee, sind rein, weich, und einfach; die Schwierigkeit des achtzeiligen Sylbenmaßes ist nicht nur glücklich überwunden, sondern auf den Saiten eines geschickten Tonkünstlers zum Wohlklang geworden; und Rec. zweifelt nicht, daß diese reizenden Blüthen und Früchte aus der goldnen Zeit des Sängers, seinen glücklichen Zeitgenossen labenden oder süßberauschenden Genuß bringen werden, da sie sogar demjenigen lieblich duften, der vor langer Zeit, nur auf einem Seitenwege, den Hain des Liebesgotts berührte; oder vielleicht gar, in einer schlecht nachgemachten Täuschung, damals das Urbild zu erblicken glaubte. Hr. von Kleist muß seiner Sache viel gewisser seyn, da die bloße Schilderung seines Glücks zur Sünde des Neides verführen kann.

Ebendaselbst. Friedrich von Zollern und seine schöne Else, Stamm-Eltern des Königl. Preußischen Hauses. Dramatisch bearbeitet von Albrecht. 1r Th. 1793. 8.

Ein deutsches Sitten- und Fürstengemälde, anziehend und wahr, bei welchem der Freund seines Vaterlandes mit Vergnügen verweilt. Nichts romanhaft, nichts überspannt, und doch nicht ohne Liebe gearbeitet. So kann man es der lesenden Volksklasse mit guten Gewissen empfehlen, und der Jugend besonders, als eine angenehme Vorbereitung zur ernsteren Geschichte, und als ein lehrreiches Muster vieler Tugenden, die zwar die Farbe ihrer Zeit tragen, aber der Seele die sich an ihnen freut, Gelegenheit darbieten, ihnen nachzueifern, und den Charakter auszubilden, der ihr glücklicher Weise so einheimisch ist. Der Dialog ist leicht, ohne geschwäzig zu seyn, und die Darstellung verständlich, ohne sich ängstliche Ausmahlung von Nebensachen zu Schulden kommen zu lassen; vielmehr dient, wie billig, jeder Zug dazu, die Hauptpersonen ins Licht zu stellen.

